

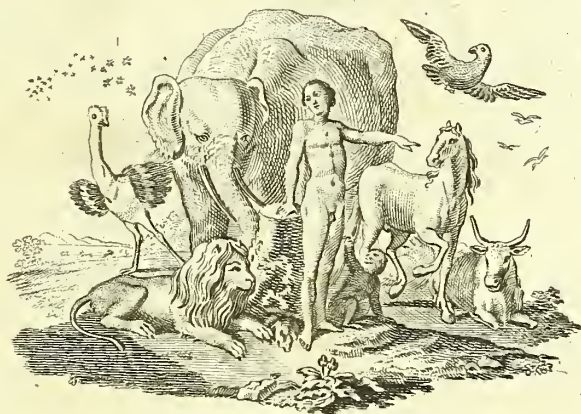
Herrn von Buffons

allgemeine

Naturgeschichte.

Eine freye mit Anmerkungen vermehrte Uebersetzung.

Sechster Theil.



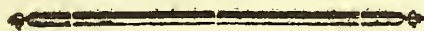
Mit allergnädigstem Königl. Preuß. Privilegio.

Berlin 1774.

Bei Joachim Pauli, Buchhändler.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

Herrn von Buffons
allgemeine
Naturhistorie.



VI. Band.

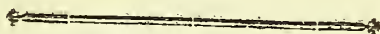
SYNOPSIS

1844

Natürliche Geschichte

des

M e n s c h e n.



IIte Abtheilung.



Naturgeschichte des Menschen.



Von den unterschiedenen Gattungen im Geschlechte der Menschen.



Was in den vorigen Bänden von Erzeugung, Bildung, Auswicklung und Wachsthum des Menschen a), von seinem Zustand in den unterschiedenen Altern seines Lebens b), vom Alter, vom Tode c), und von seinen Sinnen d) angeführt worden, beziehet sich bloß auf die Geschichte des einzelnen Menschen. Etwas anders ist aber die Geschichte der Gattung. Diese fordert eine weit umständlichere Beschreibung, deren vorzüglichster Stoff und hauptsächlichste Umstände vornämlich aus dem Unterschiede genommen werden müssen, den man unter den Menschen der mancherley Himmelsstriche bemerket. Den ersten und merkwürdigsten Unterschied findet man in der

U 3

Sarbe,

a) S. III Th. p. 160 u. IV. Th. p. 191 u. und p. 245 u.

b) V. Th. S. 29 — 174.

c) Ebend. S. 177 — 254.

d) Ebend. S. 257 — 339.

Sarbe, den andern in der Gestalt und Größe, den dritten in den natürlichen Eigenschaften der Völker. Jeder von diesen drey Gegenständen, in seinem ganzen Umfang betrachtet, würde schon für sich allein zu einer sehr großen Weitläufigkeit Anlaß geben; Wir wollen uns aber in unserer Geschichte bloß auf das Allgemeinste und auf das Zuverlässigste einschränken.

Durchwandert man in dieser Absicht die Erdofläche und macht in den nördlichen Theilen des Erdbodens den Anfang, so trifft man gleich in Lappland und auf den mitternächtlichen Küsten der Tartarey eine Art kleiner Menschen von einer wunderlichen Gestalt an, auf deren wilde Sitten man schon aus ihrer eben so wilden Gesichtsbildung schlußzen kann. Die Anzahl dieser, dem Scheine nach ausgearteter Menschen, ist indeßen sehr groß und verbreitet sich in sehr weitläufigen Landesstrichen. Die dänische, schwedische, russische und freye Lappen, die Zemblaner, Borandier, Samojeden, die nördliche Tartarn, vielleicht auch die Ostiacken in der alten, ingleichen die Grönländer und nordwärts an die Eskimaux gränzende Wilden in der neuen Welt, scheinen sämtlich von einerley Geschlecht abzustammen, welches hernach längs der Küsten der mitternächtlichen Meere, in Wüsten und unter einem Himmelsstrich, der für andere Völker unbewohnbar seyn würde, sich ausgebreitet und vermehret hat. Alle diese Völker pflegen sich von andern durch ein breites und plattes Gesicht e), durch eine stumpfe, breit gedrückte Nase, durch

e) S. Le Voyage de *Regnard* Tom. I. de ses Oeuvres, p. 169; ingleichen II *Genio yagante del Conte Aurelio*

der Menschen.

7

durch einen gelbbraunen, ins Schwärzliche spielenden Augenring f), durch dicht an den Schläfen stehende Augenbraunen g), ungemein aufgeblasene Backen, einen sehr großen Mund, einen schmalen Untertheil des Gesichts, durch aufgeworfene dicke Lippen, durch eine feine oder kreischende Stimme, durch einen dicken Kopf, schwarze, glatte Haare und eine schwarzbraune Haut, merklich auszuzeichnen. Sie haben einen sehr kleinen, aber bey sichtbarer Magerkeit dennoch untersehten Körper. Gemeiniglich pflegt ihre Höhe nicht über vier Fuß zu steigen. Es ist schon eine seltne Größe, wenn unter ihnen einige angetroffen werden, die einen halben Fuß über viere haben. Man sieht leicht, wie sehr diese Art Menschen von andern abweicht. Sie scheinen eine ganz eigene Gattung auszumachen, und jeder unter ihnen scheint ein zu früh gebohrnes Kind gewesen zu seyn. Der ganze Unterschied bey diesen Völkern ist bloß in dem geringern oder höhern Grad ihrer Ungestaltlichkeit anzutreffen. Die Borandier zum B. sind noch kleiner, als die Lappen. Die Farbe ihres Regenbogens im Auge stimmt zwar mit letztern überein, der Augapfel hat aber ein röthlicheres Gelb, und ihre Haut eine dunklere Farbe. Dabey sind sie mit ungleich dickern Beinen, als die Lappen, versehen.

Die Samojeden findet man untersehter, als die Lappen. Sie unterscheiden sich überdies noch von

A 4

den

lio degli Anzi, in Parma 1691; und les Voyages du Nord faits par les Hollandois.

f) G. Linn. Faun. Suec. 1746. p. I. und 1761. p. I.

g) G. La Martiniere p. 39.

Unterschiedene Gattungen

den letztern durch einen dickern Kopf und eine breitere Nase, durch eine dunklere Gesichtsfarbe, kürzere Beine, mehr auswärts stehende Knie, durch einen kleinern Bart und längere Haare.

Die Grönländer haben unter allen die dunkelste, schwärzlich olivenfarbige Haut. Man behauptet sogar, daß es unter ihnen eben so schwarze Menschen, als unter den Mohren gebe. Von allen diesen Völkern ist die Haßlichkeit sowohl das Erbtheil der Weiber, als der Mannspersonen, denen sie oft so ähnlich sehen, daß es schwer hält, sie beym ersten Anblicke von ihnen zu unterscheiden. Der Körper der Grönländerinnen ist nur klein, alle Theile desselben sind aber nach einem richtigen Stenmaafß gebildet. Sie haben auch viel schwärzere Haare und eine minder weiche Haut, als die Weibspersonen unter den Samojeden. Ihre weiche Brüste sind von einer solchen Länge, daß es ihnen leicht wird, selbige rücklings über die Schultern zu legen und ihre Kinder so daran saugen zu lassen. Die Warzen sind an selbigen so schwarz wie eine Kohle, an den übrigen Theilen des Leibes hat ihre Haut eine sehr dunkle Olivenfarbe. Einige Reisebeschreiber sagen, daß an ihrem Leibe nirgends, als auf dem Kopf, ein Haar zu finden, und daß ihnen von den periodischen Ausleerungen, welche diesem Geschlecht eigen sind, gar nichts bekannt wäre. Sie haben ein breites Gesicht, kleine, schwarze, ungemein feurige Augen, kurze Füße und Hände, im übrigen aber das Ansehen der Samojedischen Frauenspersonen. Die nordwärts gegen die Eskimaux und so gar im nördlichen Theil der Insel Neuland wohnende Wilden gleichen diesen Grönländern in Ansehung der Kleinheit. Sie haben ein breites, plattes Gesicht,

der Menschen.

9

Gesicht, eine stumpfe Nase, aber größere Augen, als die Lappländer h).

Die Aehnlichkeit aller dieser Völker untereinander beziehet sich nicht bloß auf ihre Häßlichkeit, auf die Kleinheit ihrer Statur, auf die Farbe der Haare und Augen, sondern auch auf ihre Gemüthsneigungen und Sitten. Sie sind insgesamt, eines eben so ungeschickt, abergläubisch und dumm, als das andere. Die Dänische Lappen haben ihr ganzes Heil auf eine große schwarze Kaze gesetzt, welche sie zur Vertrauten aller ihrer Geheimnisse machen und in allen ihren Angelegenheiten zu Rathe ziehen, besonders wenn sie gern wissen mögten, ob es rathsam sey, auf die Jagd auszugehen oder einen Fischfang zu wagen? Unter den Schwedischen Lappen findet man in jedem Haus eine Trommel. Ihre große Bestimmung ist, vermittelst derselben sich Rathes beyhm Teufel zu erhohlen. Bey aller Stärke des Leibes und Flüchtigkeit ihrer Beine, sind eben diese Lappen doch viel zu furchtsam, jemahls im Kriege sich brauchen zu lassen. Gustav Adolph machte den Versuch, aus dieser Nation ein Regiment zu errichten, ohne jemals zu seinem Zweck zu gelangen. Sie scheinen so wenig für ein ander Land, als für eine andre Lebensart, als ihre eigne, gemacht zu seyn. Sie bedienen sich, um bequem über den Schnee zu laufen, sehr dicker Schuhe von Tannenholz, etwa zwey Ellen lang und einen halben Fuß breit. Vorn gehen sie spizig in die Höhe, mitten sind sie durchbohret, um lederne Riemen zu Bevestigung des Fußes durchziehen

A 5

hen

h) G. Le Recueil des Voyages du Nord. 1716. Tom. I. p. 130. und Tom. III. p. 6.

Unterschiedene Gattungen

hen zu können. Mit dieser Bekleidung der Füße laufen sie dermaßen hurtig über den Schnee, daß ihnen von den flüchtigsten Thieren so leicht keines zu entwischen vermag. Ein mit Eisen beschlagener, an einem Ende zugespitzter, am andern runder Stab dient ihnen, sich in Bewegung zu setzen, zu regieren, aufrecht zu erhalten, stille zu stehen und flüchtende Thiere mit selbigem zu erlegen. Mit solchen Schlittschuhen können sie eben so leicht in die jähesten Tiefen herab, als an den steilsten Bergen hinaufsteigen. Die Schlittschuhe der Samojeden pflegen kürzer und nicht über zween Fuß lang zu seyn. Die Weiber bedienen sich derselben bey diesen beyden Völkern auf eben die Art, wie die Männer. Es ist unter ihnen auch gewöhnlich, Bogen und Armbrust zu brauchen. Die Rußischen Lappen stehen in dem Ruf, einen Wurffpies mit solcher Gewalt und Geschicklichkeit zu werfen, daß es ihnen fast nie fehl schläget, in einer Entfernung von dreßzig Schritten einen weißen Fleck, eines Thalers groß, richtig zu treffen oder einen Menschen, wann sie es nöthig fänden, in eben dieser Entfernung durch und durch zu schüßen. Sie sind insgesamt gute Jäger. Ihr Wildpret sind hauptsächlich die Hermeline, Luchse, Füchse, Marder &c. um ihrer Bälge sich zu bemächtigen und sie gegen Brandwein oder Toback, wovon sie große Liebhaber sind, vertauschen zu können.

Ihre Nahrung besteht in gedörrten Fischen, im Fleische der Bären und Rennthiere, ihr Brod aus Mehl von klein gestampften Fischgräten, mit der zarten Rinde von Fichten und Birkenbäumen vermischt. Die wenigsten pflegen ihre Gerichte mit Salz zu würzen. Walfisch-Thran und Wasser, worinn sie
Wach.

der Menschen.

Bachholder-Beeren einweichen, ist ihr gewöhnlichstes Getränk. Von Religion oder von einem höchsten Wesen fehlen ihnen beynahe die rohesten Begriffe. Die meisten sind Gözendiener und jeder ein Sklave des Aberglaubens. Man hat sie mehr für dumm und unfähig, als für wild zu halten. Unter ihre gewöhnlichen Eigenschaften pflegen weder Herzhaftigkeit, noch Achtung für sich selbst zu gehören. Alle Sitten dieser niederträchtigen Leute zielen bloß dahin, sie höchst verächtlich zu machen. Sie baden sich nackt und vermischt untereinander, Mädchen und Knaben, Mütter und Söhne, Brüder und Schwestern, ohne sich in diesem Zustande vor jemandes Anblicke zu scheuen. So bald sie aus ihren überaus heißen Bädern kommen, stürzen sie unverzüglich in einen eben so kalten Fluß, um sich wieder abzukühlen. Gegen Fremde sind sie dermaßen gastfrey, daß sie diesen ihre Töchter und Weiber anbieten und sich zur Ehre rechnen, wenn man diese Höflichkeit nicht verschmähet, welche bey den Samojeden und Borandiern eben so gewöhnlich ist, als bey den Lappen und Grönländern. Im Winter kleiden sich die Lappländischen Weiber mit Rennthierhäuten, im Sommer mit den abgezognen Häuten erdroßelter Vögel, weil sie vom Gebrauch des leinenen Zeuges gar nichts wissen.

Die Zemblanerinnen durchbohren sich Nasen und Ohren, um diese Theile mit einem Schmuck von blauen Steinen behängen zu können. Ihre Stirn und Kinn werden zugleich mit blauen Streifen zierlich bemalt. Die Männer scheren sich rund herum den Baart ab, und verachten überhaupt alle Zierde der Haare.

Die

Die Grönländerinnen bedecken sich mit Seehundsfellen, tragen ebenfalls Ohrenringe und pflegen ihr Gesicht nicht minder mit blauen und gelben Farben zu übertünchen. Sie leben fast alle, wie die Maulwürfe, unter der Erde oder in Hütten, die ganz in der Erde versteckt liegen und so wohl mit Baumrinden, als Fischgräten bedeckt sind. Einige machen sich unterirdische Gänge, damit sie den Winter hindurch ihre Nachbarn besuchen, und mit ihnen gesellschaftlich leben können. Weil es bey ihnen verschiedene Monathe lang Nacht bleibt, so müssen sie hier, in einer Art von Lampen, ein beständig brennendes Licht unterhalten, wozu ihnen der Fischthran behülfflich ist, womit sie nicht allein ihre Lampen anfüllen, sondern auch ihren Durst gelegentlich zu löschen pflegen. Im Sommer genießen sie nicht viel mehr Bequemlichkeit, als im Winter, denn sie müssen bey dieser schönen Jahreszeit beständig in dicke Rauchwolken verhüllet leben, weil sie noch kein ander Mittel haben finden können, sich wider die schmerzhaften Stiche der Mücken zu vertheidigen, deren es in diesem kalten Erdstriche vielleicht größere Schwärme giebt, als in den heißesten Ländern *).

Bev

- *) Hier werden ohnstrcitig eben die Mücken verstanden, welche der Archiater von Linné in seinem Naturf. Ed. XII. p. 1002. n. l. §) *Culex Pipiens*, Kalm im II Th. seiner Reise Musquetoos, Kranz in seiner Beschreibung von Grönland I Th. p 105 große Mücken, Vallm. de Romare in f. Dict. d'Hist. Nat. T. III. p. 434 Marignons nennet; und welche bey den Afrikanern *Maringuoin* heißen. Zu gewissen Zeiten sagt Hr. Adanson in seiner Senegal: Reise, Brandenburg 1773. gr.

Ben dieser harten und so traurigen Lebensart ist es dennoch unter ihnen etwas ungemein seltsames, einen

gr. 8 p. 52. kömmt dieses Geschmeiß aus den schilffreyen unzugänglichen Gegenden des schwarzen Flusses in Senegal in einer so ungeheuren Menge zum Vorschein, daß die Lust beynahe davon verdunkelt wird. Man kann sich ihrer kaum erwehren, weil ihr Stachel das besteste Zeug zu durchdringen vermögend ist. Ihr Stich wird um der ungeheuren Menge willen dieser Insekten, die einen zu gleicher Zeit anfallen, ganz unerträglich und verursachet in einem Augenblick über den ganzen Leib ein heftiges Brennen. Die Neger pflegen daher in solchen Gegenden unter frehem Himmel in sehr hohen Betten zu schlafen, um sich wider diese Waferschnaken in Sicherheit zu setzen. Hr. Bankroft führt in seiner Naturgeschichte von Guiana p. 147. dreyerley Gattungen an, die sich nur in den Graden der Größe von einander unterscheiden. Man findet sie hauptsächlich in tiefen schlammichten Gegenden an der See, in den Wäldern, welche durch die Menge dieser Insekten unbewohnbar gemacht werden, bis die Bäume niedergehauen sind und der Wind freyen Zug erhält, wo sie dann tiefer in die Wälder flüchten. In Guiana erscheinen sie an solchen Orten wie Wolken, sie erfüllen die Luft mit einem summenden Geräusche, und ihr Biß verursachet außerordentliche Schmerzen. Wenn die weißen Einwohner oder Indianer geüthigt sind, an solchen Orten zu schlafen, wie es bisweilen auf Reisen, oder bey Fischeren an der Seeküste, geschieht, so machen sie einen großen Dampf unter ihren Hangematten, in welche sie sich über und über einwi-

keln,

einen Kranken zu finden. Sie gelangen vielmehr alle zu einem hohen Alter, und man bemerkt selbst an ihren Greisen so viel muntere Lebhaftigkeit, daß es schwer hält, sie von den Jünglingen unterscheiden zu können. Die einzige Beschwerde, die unter ihnen sehr gemein ist, bestehet in dem Ungemach einer gewöhnlichen Blindheit. Die beständige Blendung vom Glanze des Schnees im Winter, Herbst und Frühjahr, hernach aber der beißende Rauch im Sommer, sind Ursachen, warum die meisten Einwohner im Alter ihr Gesicht verlieren.

Die Samojeden, Zemblaner, Borandier, die Lappen, die Gronländer und nordwärts über die Estimaux wohnende Wilden sind also lauter Menschen von einerley Art, weil sie alle fast einerley Gestalt, Leibeslänge, Farbe, Sitten und höchst lächerlich scheinende Gewohnheiten oder Gebräuche haben. Der unter ihnen allen eingeführte Gebrauch, den Fremden ihre Weiber anzubieten und sich etwas darauf einzubilden, wenn diese von ihrer Freygebigkeit Gebrauch machen, kann vielleicht von der Einsicht ihrer eigenen Unförmlichkeit, und der natürlichen Häßlichkeit ihrer Weiber herrühren. Indessen finden sie diejenigen weit minder häßlich, welche von

den
 eßen, und es für ein Glück halten, durch die Gefahr, beynähe zu ersticken, der größern Gefahr zu entgehen, von diesen Insekten aufgefressen zu werden. Cf. Reise einiger englischen Officire in das Südmeer 1c. Nürnberg. 1772. gr. 8vo. p. 44. und 174. und Journ. des Sav. 73. Oct. I p. 257 &c. ingl. Gött. Sammlung neuer Reisen II B. p. 47 — 50. III B. p. 21.

den Fremden einer genauen Umarmung gewürdigt worden. Man kann sich wenigstens darauf sicher verlassen, daß unter allen benannten Völkern dieser Gebrauch allgemein ist, ob sie gleich sehr weit von einander entfernt und sogar durch einen großen See getrennet leben. Eben diese Gewohnheit haben auch die Krimmische Tartarn, Kalmuken und viel andere Völker in Siberien und in der Tartarey, welchen die Häßlichkeit fast in eben dem Grade, wie diesen nordischen Völkern eigen ist; Bey allen benachbarten Völkern hingegen, wo es schöne Weiber giebt, als in China und Persien a), pflegen die Männer die Eifersucht bis zur Ausschweifung zu treiben.

Bey Untersuchung aller der Völker, die an den weidläufigen vom Lappengeschlecht bewohnten Strich Landes grenzen, wird man so gleich wahrnehmen, daß unter ihnen und diesem Geschlechte gar nichts von Aehnlichkeit herrschet. Bloß die Ostiaken und Tungusen scheinen mit ihnen vieles gemein zu haben. Sie grenzen gegen Süden und Südosten an die Samojeden. Weder die Samojeden, noch Borandier haben mit den Rußen, noch die Lappen die mindeste Aehnlichkeit mit den Sinnen, Gothen, Dänen und Norrwegern. Eben so merklich ist auch der Unterschied

- a) La Boulaie versichert, man wisse nach dem Tode der Weiber des Schachs nie, wo sie begraben worden, und man suche dadurch allen Anlaß zur Eifersucht von ihm abzuhalten, welche bey den alten Aegyptiern so weit gieng, daß diese ihre Weiber nicht vor dem vierten oder fünften Tag balsamiren lassen wollten, aus Furcht, die Wundärzte mögten dabey in einige Versuchung gerathen. *S. Voyage de la Boulaie p. 110.*

terschied zwischen den Grönländern und Kanadensischen Wilden. Alle diese letzte Völker sind groß und wohlgestalltet, zwar untereinander selbst schon merklich, unendlich mehr aber von den Lappen unterschieden. Die Ostiaken aber scheinen Samojeden, doch nicht so häßlich und etwas größer, als die andern zu seyn. Ihr kleiner Körper hat eine schlechte Bildung b). Ihre Nahrung besteht in Fischen und rohem Fleische, welches ihnen von allen Arten der Thiere, ohne weitere Zubereitung, schmecket. Zu ihrem Getränke lieben sie das Blut mehr, als das Wasser. Die meisten sind herumschweifende Götterdiener, wie die Lappen und Samojeden. Mit einem Worte, sie scheinen mir eine Mittलगattung zwischen den Lappen und Tartarn, oder deutlicher, die Lappen, Samojeden, Borandier, Zemblaner, vielleicht auch die Grönländer und Zwerge der nördlichen Gegenden von Amerika, scheinen so sehr als möglich ausgeartete Tartarn, die Ostiaken aber nur wenig, die Tungusen noch weniger, aus der Tartarischen Art ausgeschlagen zu seyn, weil sie zwar nicht so klein und übel gebildet, aber doch eben so häßlich, als die Tartarn sind.

Die Samojeden und Lappen wohnen ohngefähr unter dem acht oder neun und sechzigsten, die Ostiaken und Tungusen unter dem sechzigsten Grade nördlicher Breite. Die Tartarn, welche sich, längs der Wolga, unter dem fünf und funfzigsten Grade aufhalten, sind bey merklicher Unförmlichkeit ungemein

b) G. Voyage d' Ebert Lbrand p. 212. 217. & und
Nouv. Memoires sur l'état de la Russie 1725. Tit.
I. p. 270.

ungemein dumm und viehisch, fast wie die Tungusen, weil sie, gleich diesen, von Religionsbegriffen fast gar nichts wissen, und kein ander Mädchen zum Weibe verlangen, als das schon von andern zu diesem Stande hinlänglich vorbereitet worden.

Ueberhaupt genommen bewohnet die Tattarische Nation in Asien unermessliche Länder. Sie verbreitet sich durch den ganzen Landstrich von Rußland bis nach Kamtschatka, folglich in einem Raum, der eilf bis zwölf hundert Meilen lang, über sieben hundert und funfzig Meilen breit, also zwanzigmal größer, als ganz Frankreich, ist. An der mitternächtlichen und Abendseite gränzen die Tartarn an China, in Norden an die Königreiche Butan, Ava, imgleichen an des großen Moguls und an das Persische Gebiethe bis an das Kaspische Meer. Man findet so gar noch Tartarn längs der Wolga und der westlichen Küste des Kaspischen Meeres bis nach Dagestan, ja sie dringen bis zur nördlichen Küste des schwarzen Meeres und haben in der Krimmischen so wohl, als in der kleinen Tartarey bey der Moldau und Ukräne noch ihre Wohnplätze aufgeschlagen.

Alle diese Völker haben oben ein sehr breites und in der Jugend schon runzlichtes, unten aber schmales Gesicht, eine kurze dicke Nase, kleine, tief im Kopf liegende Augen e), starke Außbacken, ein langes hervorstehendes Kinn, eine starke eingedrückte Ober-

e) S. Les Voyages de Rubrisquis, de Marc Paule, de Jean Struys, du Pere Avril &c besonders aber des Hrn. Prof. Pallas Reisen durch unterschiedene Provinzen des Russischen Reichs, I. Th. Petersb. 1771, gr. 4to.

Oberkinnlade, lange, weit von einander stehende Zähne, starke über die Augen herabhängende Augenbraunen, dicke Augenlieder, ein plattes Gesicht, eine dunkle, oliven-ähnliche Farbe der Haut und schwarze Haare. Bey ihrer mittelmäßigen Statur sind sie ungemein stark und wohl bey Kräften. Statt eines Baartes tragen sie, gleich den Chinesern, einzelne dünne Haarbüschel, und haben übrigens dicke Schenkel und kurze Beine.

Die Kalmucken sind unter allen die häßlichsten, weil schon ihr bloßer Anblick einen Abscheu erregen kann. Sie ziehen, unter beständigem Herumschweifen von einem Orte zum andern, wohnen unter Zelten von Leinwand, Filz oder Fellen, essen das Fleisch von Pferden und Kamelen bald ganz roh, bald unter ihren Satteln ein wenig mürbe gemacht. Unter ihre Nahrungsmittel gehören auch an der Sonne gedörrte Fische. Pferdemicch mit Hirsenmehl aufgegohren, ist ihr gewöhnlichstes Getränk. Sie gehen alle mit einem kahlen Kopf, doch lassen sie vorn einen Haarschopf so lange wachsen, bis er lang genug ist, an jeder Seite des Gesichts eine Haarlocke daraus zu machen.

Die Weiber, die an Häßlichkeit ihren Männern gar nichts nachgeben, tragen ihre Haare in Zöpfen und pflegen kleine Kupferplatten und andere Zierrathen dieser Art an denselben zu befestigen. Der größte Theil dieser Völker weis nichts von Religion, von Enthaltensamkeit in den Sitten, oder vom Wohlstande. Man hat sie alle für bloßes Raubgesindel zu halten. Die Taggestanische Cartern, die an wohl eingerichtete Staaten grenzen, treiben einen großen Handel mit Sklaven und solchen Unglücklichen, welche sie mit

mit Gewalt entführen, um sie an die Türken und Persianer zu verkaufen.

Der größte Reichthum dieser Völker besteht in Pferden. Es mag wohl in der ganzen Welt kein Land seyn, wo man eine so große Menge von Pferden findet, als in der Tartaren. Hier ist es auch gewöhnlich, daß Menschen und Pferde beständig mit einander in Gesellschaft leben. Die Tartarn sind unaufhörlich mit ihren Pferden beschäftigt, sie wissen sie auch so geschickt abzurichten und in so guter Uebung zu erhalten, daß man diese Thiere für eben so flug, als die Menschen halten sollte, von denen sie abgerichtet worden. Sie lassen sich nicht allein durch die geringste Bewegung des Zaumes regieren, sondern errathen auch gleichsam die Absicht und Gedanken ihres Reiters.

Um den besondern Unterschied bey den mancherley Arten des Tartarischen Geschlechts genau einzusehen, muß man die Beschreibungen der Reisenden von einem jeden der unterschiedenen Völker, woraus das ganze Geschlecht bestehet, wohl mit einander vergleichen. Nach Taverniers Berichte sind die Kalmucken der Gegenden des Kaspiſchen Meeres starke, zugleich aber unter der Sonne die häßlichsten und ungestaltetsten Leute. Ihr Gesicht ist so platt und breit, daß zwischen ihren beyden außerordentlich kleinen Augen ein Raum von fünf oder sechs Fingerbreiten bleibt. Ihr Bißchen Nase liegt so platt im Gesichte, daß man davon beynahe nichts mehr, als ein Paar Oefnungen siehet, welche die Nasenlöcher vorstellen. Diese Unförmlichkeit wird noch durch ihre auswärts stehende Knie und einwärts gedrehte Füße verstärkt.

Nach den Kalmucken sind ohnstreitig die Dagestanische Tartern untern allen übrigen die häßlichsten. Die kleinen oder Mogaischen Tartern, nicht weit vom rothen Meere, sind an sich viel weniger häßlich, als die Kalmucken, sie haben aber doch mit ihnen das breite Gesicht, die kleinen Augen und eine gewisse lächerliche Form des Leibes gemein. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Art kleiner Tartern einen Theil ihrer Häßlichkeit durch die Vermischung mit den Zirkasiern, Moldauern und andern benachbarten Völkern verbessert habe.

Die Vagolistischen Tartern in Siberien mit ihrem breiten Kalmuckischen Gesichte, kurzer und plumper Nase und kleinen Augen, haben zwar eine von der Kalmuckischen merklich unterschiedene Sprache, dennoch aber im übrigen so viel Aehnlichkeit mit ihnen, daß man sie billig für zwey von einerley Art entstandene Völker halten muß. Die Bratskischen Tartern gehören, wie der Pater Avril versichert, nicht minder zum Geschlechte der Kalmucken. Je weiter man ostwärts in die freye Tartarey eindringet, desto erträglicher werden die Züge der Tartarischen Gesichter; ob sie gleich den wesentlichen Charakter ihrer Art unverändert beybehalten. Mit einem Worte: die Mongulischen Tartern, oder die Eroberer des chinesischen Reiches, die von je her unter allen diesen Völkern am besten eingerichtet waren, sind noch heut zu Tage diejenigen, welchen man den geringsten Grad von Häßlichkeit und Unförmlichkeit des Leibes nachsagen kann. Dennoch haben sie, gleich allen andern, kleine Augen, ein breites, plattes Gesicht, einen kleinen, aber allezeit schwarzen oder auch rothbraunen Bart d),
eine

d) E. Palasof. S. 444.

eine kurze, breit gedrückte Nase, und schwarzbraune doch nicht so stark olivenartige Farbe der Haut und des Gesichtes.

So wohl die Völker in Thibet, und in den andern südlichen Provinzen der Tartaren, als die zunächst in China wohnende Tartarn haben vor den andern ein weit erträglicheres Ansehen. Hr. Sanchez, oberster Feldarzt bey der Rußischen Armee, ein Mann von ausnehmenden Verdiensten und ausgebreiteten Kenntnissen, hat mir alle die Anmerkungen, die er auf seinen Reisen durch die Tartaren gemacht, aufzuschreiben und gefälligst mitzutheilen beliebt.

In den Jahren 1735, 1736 und 1737 hat er die Ukräne, die Länder am Donfluße bis zu der Jabaichischen See und von den Kubanischen Grenzen bis nach Asoff, hernach die Wüsten zwischen der Krimmischen Tartarey und Backmut bereiset. Ferner hat er die Kalmucken, welche den Strich Landes vom Königreiche Kasan bis zu den Ufern des Dons bewohnen, anstatt aber darinn einen festen Sitz zu haben, beständig von einem Orte zum andern ziehen, imgleichen die Krimmischen und Nogaischen Tartarn, welche beständig in den Wüsteneyen zwischen der Krimm und Ukraine herumschwärmen, auch die Kergissischen und Tscheremissischen Tartarn besucht, welche nordwärts von Astrakan vom funfzigsten bis zum sechzigsten Grade der Breite wohnen. An den Krimmischen und Kubanischen Tartarn hat er eine mittelmäßige Länge, breite Schultern, schlanken Unterleib, starke Glieder, schwarze Augen und eine dunkelbraune Gesichtsfarbe; an den Kergissischen und Tscheremissischen Tartarn eine kleinere, unterseßtere Statur, weniger Be-

hendigkeit und mehr Ungeschicklichkeit, sonst aber ebenfalls schwarze Augen, eine dunkelbraune Farbe und noch ein breiteres Gesicht, als an den erstern, bemerkt. Nach seinen Beobachtungen finden sich unter diesen Tartern viele Männer und Weiber, die mit ihnen überhaupt entweder gar keine oder nur sehr wenig Aehnlichkeit haben, und von welchen einige so weiß, als die Polacken, aussehen.

In so fern es unter diesen Völkern sehr viele Sklaven von beyderley Geschlechte giebt, welche sie aus Pohlen und Rußland entführet haben; in so fern ihre Religion die Vielweiberey begünstiget und ihnen eine Menge Benschläferinnen erlaubet, auch ihre Sultane und Murzen, welche den Adel dieser Nation ausmachen, sich mit Weibern aus Zirkassien und Georgien zu versorgen pflegen, ist es wohl natürlich, daß aus dieser Vermischung minder häßliche, auch weißere Kinder, als die andern sind, erzeugt werden. Man findet sogar unter diesen Tartarn ein ganzes Volk, die Kabardinski genannt, dessen Männer und Weiber den Ruf einer besondern Schönheit haben. Hr. Sanchez erzählt, er habe drehundert Mann davon zu Pferde wahrgenommen, die sich in Rußische Dienste begeben, und an edlem, stohzem und männlichem Ansehen, keinem andern Menschen nachzusetzen gewesen wären. Sie haben ein schönes munteres, rothes Gesicht, große, feurige, schwarze Augen, eine große und ansehnliche Statur. Der Generallieutenant von Serapikin, der sich zu Kabarda lange aufgehalten, hatte den Hrn. Sanchez versichert, ihre Weiber wären eben so schön, als die Männer. Dieses von den Tartarn, welche dasselbe rings umgeben, so merklich unterschiedene Volk stammet,

met, wie Hr. Sanchez behauptet, aus der Ukraine, und ist, vor ohngefähr 150 Jahren, nach Kabarda versetzt worden.

Obgleich dieses Tartarische Blut sich auf der einen Seite mit den Chinesern, auf der andern mit den östlichen Russen vermischt hat, so war doch diese Vermischung nicht hinlänglich, die Kennzeichen dieser Gattung gänzlich zu vertilgen. Noch immer haben die Moskoviter eine Menge Tartarischer Gesichter aufzuweisen. Der Umstand, daß dieses Volk, überhaupt genommen, mit den Europäern aus einerley Geblüt entsprossen ist, konnte doch nicht verhindern, daß unter ihnen jetzt noch viele mit unförmlichem vierschrötigen Leib, dicken Schenkeln und kurzen Beinen, wie die Tartarn, angetroffen werden. Doch unterscheiden sich die Chineser noch lange nicht so stark von den Tartarn, als die Russen. Es ist nicht einmal ausgemacht, ob jene zu einer andern Art gehören. Bloß der Unterschied unter den Gemüthsneigungen, Sitten und Gewohnheiten dieser beyden Völker könnte zu einer solchen Vermuthung Anlaß geben.

Ueberhaupt genommen hat man die Tartarn für verwegene, kriegerische, der Jagd ergebne Menschen zu halten, welche die beschwerlichsten Arbeiten so sehr, als die Unabhängigkeit lieben, dabey aber vielhisch grob und abgehärtet sind. Bey den Chinesern findet man gerade das Gegentheil von diesen Sitten. In ihrem Charakter herrscht Weichlichkeit, Friedfertigkeit, Unempfindlichkeit, Aberglauben, Unterwürfigkeit, Abhängigkeit bis zur Sklaverey, und Komplimentirsucht bis zur abgeschmacktesten Ausschweifung. Wann man aber in Ansehung der Figur und ihrer

Züge zwischen den Tartarn und Chinesern eine Vergleichung anstellt, so finden sich zwischen beyden Merkmale der unzweifelhaftesten Aehnlichkeit.

Nach Johann Hugo's Aussage haben die Chineser zwar nach ziemlich richtigem Verhältniß gebildete Glieder, dabey aber einen dicken, fetten Leib, ein breites, rundes Gesicht, kleine Augen, große Augenbraunen, erhabne Augenlieder, eine kleine gedrückte Nase, sieben oder acht schwarze Baartbüschel an jeder Lippe, und am Knie einen kleinen Vorrath von Haaren. Die Chineser der mittäglichen Provinzen sind brauner und von dunklerer Gesichtsfarbe, als die andern. Sie haben in dieser Absicht viel Aehnlichkeit mit den Mauritanicern und braunsten Spaniern, da hingegen die Einwohner mitten im Chinesischen Reiche so weiß, als die Deutschen, zu seyn pflegen.

Dampier und andere Reisebeschreiber versichern zwar, die Chineser wären lange nicht alle so dick und fett, als man von ihnen glaubte; dennoch ist es ausgemacht, daß unter ihnen eine dicke, plumpe Leibesgestalt für eine Schönheit gehalten wird. Eben dieser Verfasser sagt so gar, indem er von den Einwohnern der Insel St. Johann, auf den chinesischen Küsten, redet, die Chineser wären groß, gerade und nicht sonderlich mit Fett beschweret; sie hätten ein langes Gesicht, hohe Stirn, kleine Augen, eine ziemlich breite, mitten erhabne Nase, mittelmäßigen Mund, ziemlich dünne Lippen, ein aschenfarbiges Gesicht, schwarze Haare, und einen dünnen Bart, von welchem sie so viel ausrupfen, daß nur einzelne Haare davon am Kinn und auf der Oberlippe stehen bleiben.

Herr Gentil hat in der Gesichtsbildung der Chineser nichts Widriges bemerkt. Von Natur pflegen sie, vornämlich in den mitternächtlichen Provinzen, weiß zu seyn; sie werden aber, besonders in den südlichen Ländern, schwarzbraun, wenn sie genöthigt sind, sich der Sonnenhitze bloß zu stellen. Ueberhaupt entdeckt man an ihnen kleine, länglicht runde Augen, eine kurze Nase, dicke Leibesgestalt und mittelmäßige Länge. Die Weiber geben sich, wie Herr Gentil versichert, alle Mühe, die Augen so klein, als möglich, zu zeigen. Die junge Mädchens zerren, durch das Beyspiel ihrer Mütter gereizet, unaufhörlich an ihren Augenliedern, um das Ihrige zur Bildung kleiner, länglicher Augen treulich beizutragen, weil sie ohne diese und eine breit gedrückte Nase, auch lange, breite, offene und hangende Ohren unmöglich unter die vollkommne Chinesische Schönheiten gerechnet werden könnten. Uebrigens hat er ihnen eine schöne Gesichtsfarbe, hochrothe Lippen, einen wohlgebildeten Mund, sehr schwarze Haare beigelegt, aber zugleich bekennen müssen, daß der Gebrauch des Betel *) ihre Zähne schwärzet, und ihre Haut von

B 5

der

*) *Piper Betele* Linn Sp. Pl. I p. 40. n. 2. *Burmas*. Zeylan. 163. T. 82. f. 2. *Betela-Codi Rbeed*. Malab. VII. p. 29. T. 15. *Betel*, *Dietr.* *Pflanzenr.* I. p. 47. *Vallm. de Bomare Dict. d'Hist Nat.* T. II. P. 58. *Bétele*, *Bétre* oder *Temboul*. Dieser Betel ist eine Ostindische rankende Nebenpflanze, die sich um alles, was ihr am nächsten steht, herumschlinget, es mögen Bäume, Stauden, Stangen, oder andere Körper seyn. Die Blätter, welche den Zitronblättern gleichen, haben

der häufigen Schminke dermaßen verdorben werde, daß man gemeiniglich in einem jungen Mädchen vor dem
drey.

haben einen bittern Geschmack und sind mit einem rothen Saft angefüllet. Die Früchte bestehen aus Beeren, mit welchen die langen schwanzförmigen Früchtdähren überall besetzt sind.

Mit den Blättern dieser Pflanze wird ein ansehnlicher Handel getrieben. Eine Menge großer Kaufleute unterhalten viele Schiffe, welche sie fast in ganz Orient verführen, wo sie von einem so allgemeinen Gebrauche sind, daß niemals, weder die Großen oder das Volk, noch die Reichen oder die Armen, sich ohne Schachteln oder seidne Beutel mit Betel sehen lassen. Sie biethen sie, wie wir den Schnupftoback, bey allen Gelegenheiten einander an, wenn sie sich begegnen, und es gehört unter die eingeführten Höflichkeiten, sowohl unter Manns- als Frauenspersonen, bey jedem Besuch dergleichen einander vorzusetzen. Man siehet es auf der einen Seite für eine Beschimpfung an, wenn man damit nicht bewirthet wird, und auf der andern, wenn jemand, welchem man dergleichen vorsehet, sie ausschläget. Kaum getrauet man sich, mit einer angesehenen Person zu sprechen, ohne Betelblätter im Munde zu haben. Die Frauenspersonen betrachten sie als einen starken Reiz zur Liebe.

Diese Handlung wird noch mehr dadurch erleichtert, weil die Betelblätter, ohne zu verderben, sich lange Zeit erhalten können. Sie verdünnen den zähen Schleim, stärken den Magen und befestigen das Zahnfleisch. Die eingebohrnen Indianer vermischen sie mit
Areca,

dreyßigsten Jahre schon ein altes runzliches Mütterchen zu sehen glaubte.

Palasfox versichert uns, die Chineser wären zwar weißer, als ihre Nachbarn in der östlichen Tartarey, hätten auch einen kleinen Bart, übrigens aber sey kein merklicher Unterschied in den Gesichtern beyder Nationen wahrzunehmen. Es gehöre zu den größten Seltenheiten, in China oder auf den Philippinischen Inseln ein Paar blaue Augen zu sehen; man habe nie dergleichen in diesem Lande bemerkt, als an den Europäern oder an Personen, die von europäischen Aeltern in diesem Land erzeugt und gebohren worden.

Nach Innigo de Biervilles Erzählung sind in China die Weiber besser gestalltet, als die Männer. Letztere haben, seiner Aussage nach, auf einem breitem Gesicht eine stark ins Gelbe fallende Gesichtsfarbe, eine dicke, fast mispelförmige, mehrentheils breit gedrückte Nase, und eine Leibesgestalt, fast so dick, als die Holländer. Die Weiber hingegen, ob sie gleich fett sind, genießen den Vortheil einer ungezwungenen Leibes-

Arecka, mit Kardamomen, mit Tofken oder auch gebrannten Austerschalen. Von diesem Gerichte kauen sie, um sich einen wohlriechenden Aethem zu machen. Den ersten Saft spucken sie aus, und er pfeget Blutroth zu seyn. Mäßig angewendet ist das Betel gut und heilsam; allein die meisten Indianer mißbrauchen es allzu sehr, weil sie es beständig, auch wenn sie schlafen, im Munde haben, welches ihre Zähne anfrisst und so schwarz machet, als Kohlen.

Leibesgestalt, einer vortreflichen Haut, schönen Gesichtsfarbe und mit nichts zu vergleichender Augen; bloß die Nase hat bey den wenigsten einen Anspruch auf Schönheit zu machen, weil man sie, wie er sagt, in der Jugend allen Mädchens breit zu drücken pfleget.

Die Holländischen Reisebeschreiber behaupten einstimmig, daß die Chineser überhaupt mit einem breiten Gesicht, kleinen Augen, einer stumpfen Nase und fast gar keinen Baarte versehen, daß die zu Kanton und längs der ganzen südlichen Küste gebornen, so schwarzbraun, als die Einwohner zu Sez in Afrika, die Chineser in den mittlern Provinzen aber größtentheils von weißer Gesichtsfarbe sind. Vergleichen wir nun die Beschreibungen aller angeführten Schriftsteller mit unserer Beschreibung von den Tartarn, so bleibt uns kein Zweifel übrig, daß zwar unter den Chinesern selbst ein Unterschied in Ansehung ihres Gesichtes und ihrer Leibesgestalt herrscht, daß aber dennoch eben dieses Volk viel mehr Aehnliches mit den Tartarn, als mit allen andern Völkern hat und daß weder die Vermischung der Arten, noch der Himmelsstrich an diesen Verschiedenheiten und Abänderungen Schuld haben könne. Charbins Meynung ist folgende:

„ Die Leibesgestalt der kleinen Tartarn,
 „ sagt er, ist gemeinlich um vier Zoll kleiner, verhält-
 „ nißmäßig aber dicker, als die unsrige. Sie haben
 „ eine roth und schwarzbraune Gesichtsfarbe, platte,
 „ breite und beynahe viereckichte Gesichter, breit ge-
 „ drückte Nasen und kleine Augen. Eine Schilder-
 „ rung, die sich vollkommen auf die Einwohner von
 „ China paßt! Nach genauer Beobachtung auf mei-
 „ nen Reisen, fand ich auch eben diese Gesichtsbildung,
 „ eben diese Leibesgestalt bey allen ost- und nordwärts
 vom

„vom kaspischen Meere, auch ostwärts von der Halbin-
 „insel Malakka wohnenden Völkern. Ich machte
 „daraus den Schluß, diese Völker müßten insge-
 „samt von einer gemeinschaftlichen Art abstammen,
 „ob sich wohl in ihrer Gesichtsfarbe und in ihren
 „Sitten einige Verschiedenheit bemerken läßt. Die
 „Abänderung der ersten gründet sich auf die Beschaf-
 „fenheit des Himmelsstriches und der Speisen, die
 „Verschiedenheit in den Sitten ebenfalls auf die Na-
 „tur des Erdreichs, und auf den kleinen oder größern
 „Vorrath aller zum Unterhalt oder Vergnügen gehö-
 „rigen Bedürfnisse a).

Der Pater Darennin, welcher bekannter ma-
 ßen so lange sich in China aufgehalten und über die
 Völker dieses Landes und ihre Sitten so mancherley
 Beobachtungen angestellt hat, beschreibet alle Nach-
 barn der Chineser auf der westlichen Seite von Chi-
 bet nordwärts bis Chamo, als Leute, welche den
 Chinesern weder in den Sitten, noch in der Sprache,
 weder in den Gesichtszügen, noch in der äußern Bil-
 dung zu gleichen schienen, und, ganz wider die Art
 der Chineser, unwissend, grob und faul wären.
 Wenn einer von diesen Tarten, fährt er fort, nach
 Peking kommt, und ein Chineser um die Ursach die-
 ses Unterschiedes befraget wird, so schreibt er dieselbe
 auf die Rechnung des Wassers und der Erde, d. i.
 auf die Beschaffenheit des Landes, und glaubt, aus
 diesem Grunde könne die Veränderung sowohl im
 Körper, als im Gemüthe der Einwohner, hergeleitet
 werden. Der P. Darennin hält in China dieses für
 wahr.

a) G. Les Voyages de Chardin, a Amsterdam, 1711
 Tom. III. p. 86.

wahrscheinlicher, als in allen andern Ländern, die er bereiset hat. Er erinnert sich, da er dem Kaysar auf seinen Reisen in die Tartaren bis zum 48ten Grad nördlicher Breite gefolget war, daß er daselbst ange-
setzene Chineser von Nankin gefunden, deren Kin-
der sich in wahre Mogulen verwandelt, tief zwischen
den Schultern liegende Köpfe, auch krumme Beine
bekommen hatten, und daß man in ihrem ganzen
Ansehen ein höchst widriges, plumpes und unflätiges
Wesen bemerke b).

Die Japaner haben mit den Chinesern so viel
Ähnliches, daß man beyde Völker für Leute von einer-
ley Geschlechte halten kann. Sie haben bloß eine gel-
bere oder braunere Gesichtsfarbe, weil sie einen südli-
chern Erdstrich bewohnen, überhaupt aber eine starke
Leibesbeschaffenheit, untersehten Körper, ein
plattes, breites Gesicht und eben solche Nasen, klei-
ne Augen c), einen dünnen Baart und schwarze
Haare. In ihrem Charakter herrschet Stolz, friege-
risches Wesen, Geschicklichkeit, Stärke und gefällige
Höflichkeit. Hierzu kommt noch eine Fertigkeit, wohl
zu reden, eine große Fruchtbarkeit an Komplimenten,
zugleich aber eine zur Wankelmuth und Eitelkeit an-
treibende Neigung. Die Beharrlichkeit in Ertragung
des Hungers, des Durstes, der Kälte, der Hitze, der
Schlaflosigkeit, Ermüdungen und aller von ihnen
verlachten Beschwerlichkeiten des Lebens, ist nicht ge-
nug

b) G. La Lettre du Pere Paremmi datée de Pekin le 28
Sept. 1735. In der 24ten Sammlung der Lettres
édifiantes.

c) G. Les Voyages de Jean Seruys, Tom. I, p. 112. a
Rouen 1719.

nug an ihnen zu bewundern. Beym Essen bedienen sie sich, wie die Chineser, kleiner Stöckchen, und genießen ihre Mahlzeit unter tausendfältigen Ceremonien und allerley seltsamen Geberden. In den Künsten und allen Handwerken beweisen sie ungemein viel Fleiß und Geschicklichkeit. Kurz, man findet bey ihnen fast eben die Gemüthsneigungen, Sitten und Gebräuche, wie bey den Chinesern.

Die lächerlichste Gewohnheit, welche beyde Nationen, die Chineser und Japaner, mit einander gemein haben, besteht in dem Zwang, den sie den Füßen ihrer Weiber anthun, um sie mit Gewalt in eine so kleine Form zu bringen, daß es ihnen fast unmöglich ist, auf selbstigen zu stehen. Unterschiedene Reisebeschreiber melden, daß man in China den Mädchen, so bald sie das dritte Jahr überlebet, einen Fuß nach dem andern dergestalt entzwey breche, daß die Zeen sich unter die Fußsohlen biegen lassen, daß man hernach das Fleisch, durch ein starkes, heißes Wasser zu verzehren suche, hernach aber den Fuß in allerley Binden einwickele, bis er die Krümmung angenommen, die zur Schönheit eines chinesischen Fußes erfordert wird. Nichts ist natürlicher, als die Versicherung der Reisebeschreiber, daß der Schmerz dieses erzwungenen Zierrathes der Füße, worauf die Weiber kaum sicher treten können, sich über ihre ganze Lebenszeit erstrecke und einen unbeschreiblich albernem Gang verursachet? Was thut aber ein Frauenzimmer nicht, um sich einer eingebildeten Schönheit sicher zu bemächtigen! Die Chineserinnen wenigstens dulden mit Freuden diesen fortdauernden Schmerz, weil sie dadurch sich ihrer Liebhaber versichern können, und sie würden vielleicht, um ihre Liebhaber zu fesseln, sich die

die Füße, wenn es erfordert würde, nicht bloß verstümmeln, sondern mit Freuden gar abnehmen lassen.

Anderer Reisebeschreiber scheinen mit dem schwächern Geschlechte gelinder umzugehen, und jungen Mädchens in der Kindheit ihre Füße zwar nicht brechen, aber doch so gewaltsam und anhaltend pressen zu lassen, daß aller Wachstum dadurch nothwendig muß verhindert werden. Die Absicht ist einerley, nur die Mittel sind verschieden; und es stimmen wenigstens darinn alle historische Schriftsteller überein, daß ein vornehmes oder artiges chinesisches Frauenzimmer in jedem Alter den Fuß eines Kindes von weniger als sechs Jahren, kurze Füße zum Besehen, aber nicht zum Gehen haben müsse.

Die Japaner und Chineser sind also Leute von einerley Geschlechte, die schon seit undenklichen Jahren auf eine regelmäßige Lebensart bedacht waren, und sich nicht sowohl durch die Gestalt, als durch die Sitten von den Tartarn unterscheiden. Zur Einrichtung ihrer bürgerlichen Verfassung haben sowohl die Güte des Erdreichs, als die Annehmlichkeit des Himmelsstriches und die Nachbarschaft des Meeres das Ihrige beygetragen. Dagegen führen die Tartarn, welche von der See und von allem Handel mit andern Völkern, auch von diesen südwärts durch hohe Gebirge, abgesondert sind, beständig ein herumschweifendes Leben in ihren abgelegenen Wüsteneyen, in welchen Luft und Wetter, besonders gegen Mitternacht, so rauh sind, daß nur die härtesten und wildesten Menschen beydes auszuhalten vermögen.

Das nordwärts von Japan gelegene Land Jedso, liegt zwar unter einem Himmelsstrich, der gemäßigt

figet seyn sollte; weil es aber dennoch kalt, unfruchtbar und bergicht ist, so läßt sich auch zwischen den Einwohnern desselben und so wohl Japanern, als Chinesern, ein merklicher Unterschied wahrnehmen. Sie haben, bey vieler Wildheit und Unvernunft unter sich weder Künste, noch Sitten, einen kurzen, dicken Leib, lange, borstige Haare, schwarze Augen, platte Stirn und nicht völlig so gelbe Gesichtsfarbe, als die Japaner. Auf dem Leibe, sogar im Gesichte, sind sie stark mit Haaren bewachsen. An Lebensart gleichen sie den Wilden, und nähren sich von Wallfischspeck und Fischthran. Ihre Faulheit ist so groß als ihre Unreinlichkeit in der Bekleidung; die Kinder sieht man fast ganz nackend herumlaufen. Der vorzüglichste Puz der Weiber besteht in einem blauen Anstrich der Augenbrauen und Lippen; das größte Vergnügen der Männer in der Seewolf- Bären- Elenn- und Rennthierjagd, ingleichen im Wallfischfang. Bloße Kleinigkeiten haben einige von den Japanischen Gewohnheiten angenommen, den Gebrauch z. B. mit einer zitternden Stimme zu singen. Sonst haben sie aber, im Ganzen genommen, mehr Aehnlichkeit mit den nördlichen Tartern oder Samojeden, als mit den Japanern.

Geht man von hier weiter, um die zunächst in Süden und Westen an China gränzende Völker näher kennen zu lernen, so wird man bemerken, daß die Kochinchineser in ihren bergichten, weiter südwärts, als China, liegenden Lande schwarzbrauner und häßlicher, die Tunquineser aber in einem Lande, das unter einem nicht so heißen Himmelsstriche liegt, besser gestaltet und minder häßlich sind.

Dampier beschreibet die Tunquineser als Leute von einer mittelmäßigen Länge, mit eben so brauner Gesichtsfarbe, als die eingebornen Indianer haben, zugleich aber mit einer schönen, glatten Haut, auf welcher man die geringste Veränderung des Roth- oder Blafwerdens zu erkennen vermag. Eine Erscheinung, worauf man bey Indianischen Gesichtern vergeblich wartet! Gemeiniglich sind sie mit einem länglicht plattrunden Gesicht, einer wohlgebildeten Nase, regelmäßigen Lippen, schwarzen, dichten und langen Haaren versehen. Ihre Zähne färben sie so schwarz, als möglich ist. Nach den Erzählungen, welche hier ter Taverniers Reisen stehen, findet man bey den Tunquinesern eine schöne Leibesgestalt, und eine den Oliven etwas ähnliche Farbe. Sie haben dabey eine minder platte Nase und überhaupt eine bessere Bildung, als die Chineser.

Beym ersten Anblick siehet man schon, daß diese Völker von den Chinesern sich nur wenig unterscheiden. Den Chinesern in den südlichen Provinzen gleichen sie hauptsächlich in der Farbe. Die mehrere Bräune läßt sich aus dem heißern Himmelsstrich, den sie bewohnen, erklären. Das minder platte Gesicht und ihre nicht so platt gedrückte Nase kann uns noch nicht hindern, sie als Völker, welche mit den Chinesern einerley Ursprung haben, zu betrachten.

Eben so verhält sichs mit den Siamern, Peguanen, den Einwohnern in Arakan, Laos u. s. w. Alle diese Völker haben in Ansehung der Gesichtszüge viel Aehnlichkeit mit den Chinesern. In der Farbe pflegen sie zwar bald mehr oder weniger von ihnen abzuweichen, der Unterschied aber zwischen ihnen und den Chinesern ist lange nicht so beträchtlich, als zwischen

schen ihnen und den andern Indianern. La Loubere beschreibt die Siamer vielmehr klein, als groß, und mit einem wohlgebildeten Körper. Ihr Gesicht, sagt er, ist mehr länglicht rund, als länglicht vieredig, breit und oben an den Wangen erhaben, ihre Stirn aber, die so gleich schmal zu werden anfängt, läuft oben so spitzig, als unten ihr Kinn zusammen. Ihre kleine Augen pflegen tief geschliff, ihr Weißes in den Augen gelblich, ihre oben zu erhabene Wangen unten eingefallen, das Maul groß, die Lippen dick, die Zähne schwarz gefärbt, ihre grobe Gesichtsfarbe braun mit roth gemischt, oder, wie andere Reisebeschreiber sagen, aschengrau zu seyn, wozu, ihrer Meinung nach, die beständige Sonnenhitze so viel, als die Geburth beiträget. Sie haben eine kurze, vorn zugrundete Nase, größere Ohren, als die unsrigen, und bilden sich auf sie desto mehr ein, je mehr sie von dieser Größe haben. Ueberhaupt ist es den morgenländischen Völkern eigen, lange Ohren vorzüglich hoch zuschätzen. Einige suchen sie durch beständiges Herabziehen zu verlängern, und nur so viel, als wegen des Gebrauchs der Ohrringe nöthig ist, zu durchbohren. Andere, besonders die Einwohner im Lande Laos, machen allmählig so ungeheure Löcher in die Ohrenlarpen, daß man fast eine Faust bequem durchstechen könnte; und bey diesen ist es gewöhnlich, daß die Ohren bis auf die Schultern herabhängen. Die Ohren der Siamer sind von Natur, und ohne Beyhülfe der Kunst etwas, aber nicht viel, größer, als die unsrigen, ihre Haare dick, schwarz und gerade. Männer und Weiber lassen sie, rund um den Kopf herum, nicht weiter als bis an die Ohren herunter hängen. Ihre Lippen überziehen sie mit einer wohlriechenden Salbe, wodurch sie ein unnatürlich blaßes Ansehen

C 2

bekom.

bekommen. Die Natur hat ihnen von einem Baarte nur eine kleine Spur gegeben, aber auch diese geringe Anzeigen desselben pflegen sie noch mühsam auszukurupfen, dagegen aber ihre Nägel u. s. w. niemals abzuschneiden.

Struys versichert von den Siamischen Weibern, sie trügen so starkes, schweres Ohrengeschmucke, daß man leicht einen Daumen durch die von diesem Gewicht vergrößerte Löcher stecken könnte. Männer und Weiber, sagt er ferner, haben eine schwarzbraune Gesichtsfarbe, und eine zwar nicht unverbeßerliche, aber doch ungezwungene, schlanke Leibesgestalt, überhaupt aber ein sanftes, freundliches und höfliches Betragen. Nach des Pater Tachards Berichte sind alle Siameser sehr behend und leicht auf den Füßen. Es giebt unter ihnen Springer und Seiltänzer, die an Geschicklichkeit den Europäischen gar nichts nachgeben. Die Gewohnheit, sich die Zähne zu schwärzen, gründet sich, wie er sagt, auf der lächerlichen Vorstellung der Siameser, daß es für Menschen unanständig sey, eben so weiße Zähne, als die Thiere zu haben. Sie schwärzen daher ihre Zähne mit einer Art von Firniß, der oft frisch aufgestrichen werden muß, und sind genöthiget, sich einige Tage nach dem Anstrich des Essens gänzlich zu enthalten, um dem Firniß Zeit zu lassen, sich fest anzusetzen.

An den Einwohnern in Arakan und Pegu entdeckt man ziemlich viel Aehnlichkeit mit den Siamesern. Von den Chinesern sind sie hauptsächlich in der mehrern Schwärze, sonst aber nicht sonderlich, weder in der Leibes- noch Gesichtsbildung unterschieden b).

Die

b) *S. Partem primam Indiae orientalis per Pigafettam, Franc. 1598. p. 46.*

Die Arafkaner halten eine breite, flache Stirn für eine große Zierde. Um sich dieser Schönheit gewiß zu versichern, pflegen sie, gleich nach der Geburth ihrer Kinder, die harte gewölbte Stirn mit einer bleyernen Platte zu beschweren und ihr dadurch allmählig eine flache Form zu verschaffen. Außerdem haben sie große, weite Nasenlöcher, kleine, feurige Augen und lange, bis auf die Schultern herabhängende Ohren. Sie verzehren ohne Widerwillen Mäuse, Ratten, Schlangen und verdorbene Fische c).

Die Weiber der Arafkaner haben eine ziemlich weiße Haut und eben so lang gedehnte Ohren, als die Männer d).

Die Völker in Achem, die noch weiter nordwärts als die Arafkaner wohnen, unterscheiden sich durch ein zwar auch plattes, aber olivenfarbiges Gesicht. Es ist eine grobe ungesittete Art von Menschen, deren Kinder ganz nackend herumlaufen, und deren Töchter das Kennzeichen ihres Geschlechts bloß mit einem silbernen Bleche bedecken e).

Man siehet leicht ein, daß zwischen allen diesen Völkern und den Chinesern kein großer Unterschied herrschet, und daß ihnen auch die kleinen Augen, das platte Gesicht und die Olivenfarbe, mit den Tartarn

C 3

gemein-

c) S. Les Voyages de Jean Ovington. Par. 1725. Tom. II. p. 274.

d) S. Recueil des Voyages de la Compagnie Holland. Amst. 1702. Tom. VI. p. 251.

e) S. Ebend. Tom. IV. p. 63, und Voyage de Mandelslo, Tom. II. p. 328.

gemeinschaftlich, zukommen. Reiset man aber weiter gegen Mittag, so findet man schon eine sehr merkliche Veränderung oder wenigstens eine merkliche Verschiedenheit in den Gesichtszügen. Die Einwohner der Halbinsel Malacca und der Insel Sumatra sind schwarz, klein, lebhaft, von kleiner, aber sehr guter Leibesgestalt. Sie haben sogar ein gewisses troziges Ansehen, ob sie gleich bis an die Lenden völlig nackt gehen, und nichts als eine kleine Scherpe, bald auf der einen, bald auf der andern Schulter tragen f). Sie besitzen eine natürliche Herzhaftigkeit, wodurch sie alsdann wirklich furchtbar werden, wenn sie, nach ihrer Gewohnheit, eben Opium genommen haben, das ihnen die Köpfe verwirret und eine rasende Trunkenheit verursacht g). Nach des Hrn. Dampier Vermuthung machen die Einwohner von Sumatra und Malacca einerley Geschlecht aus und reden fast einerley Sprache. Die Gemüthsart ist bey ihnen trozig und stolz, ihre Leibesgestalt von mittelmäßiger Länge, das Gesicht lang, die Nase von mittlerer Größe, die Lippen hart oder dünne, die Zähne vom häufigen Gebrauche des Betel h) schwarz gefärbet i).

Auf der Insel Pugnatan oder Pissagan, sechzehn Meilen dießseit Sumatra, gleichen die Eingebornen an Größe der Leibesgestalt und an gelber Gesichtsfarbe den Brasilianern. Sie tragen sehr lange

f) S. Les Voyages de Gberardinio Par. 1700. p. 46. 11.

g) S. Lettres édifiantes Rec. II. p. 60.

h) S. oben die Anmerkung p. 25.

i) S. les Voyages de Guill. Dampier Rouen 1715. T. III. p. 156.

lange glatte Haare, und erscheinen übrigen in ihrer vollkommenen Blöße k). Die Einwohner der Nikobarischen Inseln nordwärts von Sumatra sind auf der Haut schwarzbraun und gelblicht, auch fast eben so wenig, als die vorigen, bedeckt l). Dampier beschreibet sie als große, wohlgestaltete Leute, mit einem ziemlich langen Gesicht, schwarzen und glatten Haaren, mit Nasen von mittelmäßiger Größe, deren Weiber keine Spur von Augenbraunen haben und selbige vermuthlich mit Fleiß ausrupfen. Die nordwärts von Nikobar lebende Bewohner der Insel Sombreo sind eigentlich schwarz, ihr Gesicht aber pflegen sie, als eine besondre Zierde, mit allerley Farben, als grün, gelb u. s. w. zu bemalen m). Diese Völker in Malacka, Sumatra und in einigen benachbarten kleinen Inseln sind allerdings schon unter sich selbst, noch mehr aber von den Chinesern, Tartarn u. s. w. unterschieden, und scheinen von einer andern Gattung abzustammen. Die Javaner hingegen, als Nachbarn von Sumatra und Malacka, haben mit den Einwohnern dieser Insel gar keine, mit den Chinesern aber ziemlich viel Aehnlichkeit, nur die Farbe nicht mit gerechnet, welche bey den Malackanern roth, und schwarz gemischt erscheinet. Pigafetta versichert n), sie gleichen so ziemlich den Einwohnern in Brasilien. Sie haben bey einer starken

C 4

Leibes,

k) S. Le Recueil de la Compagnie de Hollande. Amst. 1702. Tom. I. p. 281.

l) S. Lettres édifiantes. Recueil II. p. 172.

m) S. Hist. générale des Voyages. Par. 1746. Tom. I. p. 387.

n) S. India orient. Part. primam p. 51.

Leibesbeschaffenheit eine dicke Leibesgestalt, mittelmäßige Größe und kräftige, starke Muskeln, ein plattes Gesicht, aufgeschwollene Kinnbacken, starke, niedergerogene Augenbraunen, kleine Augen, einen schwarzen Bart, welcher aber, wie die andere sehr kurze schwarze Haare, nur sehr dünne stehen.

Nach dem Vater Tachard gehören die Javaner unter die wohlgebildeten, starken, lebhaften und entschlossenen Leute, die sich durch die allzustrenge Hitze des Himmelstrichs genöthigt sehen, ganz nackend zu erscheinen o). In den erbaulichen Briefen werden die Einwohner von Java weder schwarz, noch weiß, vielmehr so roth als Purpur, dabey aber freundlich, umgänglich und sehr einschmeichelnd beschrieben p). Nach Franz Legats Erzählung haben die Weiber in Java, welche sich der großen Sonnenhitze nicht so stark, als die Männer bloßstellen, kein schwarzbraunes Ansehen, wie diese, sondern ein schönes Gesicht, eine erhobene, wohlgebaute Brust, eine zwar braune, aber doch gleiche, feine Gesichtsfarbe, schöne Hände, ein freundliches Ansehen, ein angenehmes Lächeln und bisweilen viel Geschicklichkeit im Tanzen q).

Die meisten Holländischen Reisebeschreiber sagen einstimmig, die mehresten natürlichen Einwohner dieser Insel, welche die Holländer wirklich in Besitz und unter ihrer Bothmäßigkeit haben, wären stark an Kräften,

o) G. Le premier Voyage du P. Tachard, Par. 1686. p. 134.

p) G. Lettres édifiantes, Rec. XVI. p. 73.

q) G. Les Voyages de François Legat, Amsterd. 1708. Tom. II. p. 130.

Kräften, wohl gebildet, mit starken Sehnen und Muskeln versehen; dabey hätten sie ein plattes Gesicht, breite, hochstehende Wangen, große Augenlider, kleine Augen, lange Haare, schwarzbraune Gesichtsfarbe, einen dünnen Baart, sehr lange Nägel und befeilte Zähne r). Auf einer kleinen Insel, welche den Javanern im Gesichte liegt, haben die Weiber eine schwarzbraune Farbe, kleine Augen, einen großen Mund, eine breit gedrückte Nase, und lange schwarze Haare s).

Aus allen diesen Erzählungen läßt sich schließen, daß die Javaner am stärksten den Tartarn und Chinesern gleichen, die Einwohner von Malacka hingegen und von Sumatra, und von den kleinen benachbarten Inseln sich von ihnen in den Gesichtszügen und in der Leibesgestalt merklich unterscheiden. Natürlicher weise konnte es wohl nicht anders seyn; denn die Halbinsel Malacka, die Inseln Sumatra und Java, nebst allen andern Inseln des indianischen Archipelagus, müssen wohl ohnstreitig den Bewohnern des nächstgelegenen festen Landes, so gar den Europäern selbst, welche seit mehr als zweyhundert und funfzig Jahren sich daselbst niedergelassen, ihre Bevölkerung zu danken haben. Ist es also nicht sehr natürlich, wenn man daselbst eine sehr große Verschiedenheit von Menschen, sowohl in Ansehung der Gesichtszüge und Farbe der Haut, als in Ansehung der

C 5

Leibes,

r) *C. Recueil de Voyages de la Compagnie de Hollande*, Amst. 1702 Tom. I, p. 392. und *Voyages de Mandelslo*, T. II, p. 344.

s) *C. Les Voyages de le Gentil*, Par. 1725. Tom. III, p. 92.

Leibesgestalt und des Verhältnisses der Glieder antrifft? So finden sich z. B. auf der Insel Java die *Chakrelas*, ein ganzes Volk, das nicht allein von allen Menschen dieser Insel, sondern auch von allen andern Indianern, sich merklich auszeichnet. Diese *Chakrelas* haben eine weiße und gelblichte Farbe und so schwache Augen, daß es ihnen fast unmöglich ist, das helle Tageslicht zu ertragen. Des Nachts können sie vortreflich sehen; am Tage pflegen sie aber mit niedergeschlagenen, beynahe ganz verschlossenen Augen herumzuschleichen t).

Die Einwohner der Moluckischen Inseln gleichen alle, wie Franz Pyrard berichtet u), den Einwohnern von Sumatra und Java, sowohl in Ansehung der Lebensart und Waffen, als der Sprache, der Kleidung und Farbe u. s. w. Mandelslo x) schildert die Männer auf den Moluckischen Inseln mehr schwarz, als braun, die Weiber aber in einer minder dunkeln Farbe. Sie haben, sagt er, schwarze, glatte Haare, große Augen, breite Augenbraunen und Augenlieder, einen dauerhaften, starken Leib, viel Geschicklichkeit und schnelle Bewegungen der Glieder, und bey dem allen den Vortheil eines langen Lebens, obgleich ihre Haare sehr frühzeitig weiß oder grau zu werden pflegen. Eben dieser Schriftsteller setzt auch noch hinzu, jede dieser Inseln habe ihre besondre

t) *S. les Voyages de François Legat. Amst. 1708. T. II. p. 137.*

u) *S. les Voyages de François Pyrard. à Par. 1619. T. II. p. 178.*

x) *S. Voyages de Mandelslo. Tom. II. p. 378.*

sondere Sprache, und es wäre sehr glaublich, daß unterschiedene Nationen sie bevölkert hätten y). Herr Mandelso giebt vielmehr eine schwarze, als dunkelbraune, für die gewöhnliche Farbe der Einwohner auf Borneo und Baly an; nach andern Reisebeschreibern aber sind sie nur braun, wie die andern Indianer z). Gemelli Careri beschreibet die Einwohner zu Ternate, der Farbe nach, eben so, wie die Malackaner, d. i. etwas brauner, als die Bewohner der Philippinischen Inseln, ihre Gesichtsbildung schön, die Männer besser, als die Weiber gestaltet, beyde sehr besorgt für ihre Haare a).

Von den ursprünglichen Einwohnern der Insel Banda erzählen die Holländischen Reisebeschreiber, sie genossen eines langen Lebens, sie hätten daselbst einen Mann von hundert und dreyßig Jahren, auch viel andere Leute, beynah von gleichem Alter gesehen; Ueberhaupt aber wären die Bewohner dieser Insel so träge, daß die Männer ihre Zeit bloß mit Lustwandeln zubrachten, die Arbeit hingegen den Weibern überließen b).

Die ursprünglichen Einwohner der Insel Timor, die am nächsten bey Neuholland lieget, haben, wie Dampier meldet, eine mittelmäßige Länge, einen geraden Leib, feine Glieder, ein langes Gesicht, schwarze,

y) Ebend. S. 363. und 366.

z) S. Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande, Tom. II. p. 120.

a) S. Voyages de Gemelli Careri. Tom. V. p. 224.

b) S. Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande, Tom. I. p. 566.

schwarze, spitze Haare und eine sehr schwarze Haut. Ob sie gleich stink und geschickt von der Natur gebildet worden, so sind sie doch der Faulheit im höchsten Grad ergeben c). Doch setzt er hinzu, daß auf eben dieser Insel die Einwohner am Meerbusen Laphao gemeiniglich schwarzbraun oder wie gelbes Messing aussehen und mit langen Haaren glatt behängt sind d).

Wenn man wieder ein Glect nordwärts zurücke gehet, so findet man Manila nebst den übrigen Philippinischen Inseln, deren Bewohner vielleicht das vermischteste Volk auf dem ganzen Erdboden ausmachen, weil sich diese bald mit Spaniern, Indianern, Chinesern, bald mit Malabaren, Schwarzen u. s. w. ehelich eingelassen haben. Diese Schwarzen leben in den Felsen und Wäldern dieser Insel, und haben fast gar nichts mit den Einwohnern derselben gemein. Einige haben ein kurzes, krauses Haar, wie die Ungolische Mohren, andere sind mit langen Haaren versehen. An Gesichtsfarbe gleichen sie den andern Mohren; doch findet man einige von minder schwarzer Farbe. Man will unter ihnen viele mit Schwänzen, von vier bis fünf Zoll in der Länge, wie an den Insulanern, bemerkt haben, deren Prologomäus gedenket *). Eben dieser Gemelli setzt noch hinzu, es hätten ihm unter den Jesuiten einige sehr glaubwürdige Männer die Versicherung gegeben, daß auf der Insel Mindoro, nicht weit von Manila,

c) *E. Voyages de Dampier. à Rouen 1715. Tom. V. p. 631.*

d) *Ebend. Tom. I. p. 52.*

*) *E. Les Voyages de Gemelli Careri. Par. 1719. Tom. V. p. 68.*

la, Menschen lebten, welche Mangianer hießen, und alle mit vier bis fünf Zoll langen Schwänzen versehen wären, und daß einige von diesen geschwänzten Menschen mit olivenfarbiger Haut und langen Haaren, sogar den Römisch-katholischen Glauben angenommen hätten e).

Dampier

c) E. Ebd. Tom. V. p. 92. u. 298. Der Archiater von Linné hat es zwar gut gefunden, die geschwänzten Menschen in seinem Naursystem untern andern mit anzuführen, er hat aber nicht genau zu bestimmen gewagt, ob sie unter die eigentlichen Menschen, oder vielmehr unter die kurzgeschwänzten Affen gehören. Wäre das letzte, so müßte man den Hrn. Gernell offenbar Lügen strafen, weil es bey Menschen Bedenken unerhört gewesen, von einem Affen zu erzählen, daß er irgend eine Religion, was es auch für eine sey, öffentlich angenommen oder zu irgend einer Kirche sich bekennet habe. Die Nachricht unsers Reisebeschreibers muß also entweder grundfalsch seyn, oder es muß geschwänzte wirkliche Menschen geben. In den Südländern, sagt Hr. v. Linné, sollen sie nach dem Pole zu wohnen, ihr Feuer selbst anlegen, und an selbigem, ob sie gleich auch rohes Fleisch genießen, oft ihr Fleisch braten. Vielleicht haben Gesner de Quadrup. 859 oder Aldrovand unter den Digitatis p. 249. dergleichen Menschen vorstellen wollen, die auch Maupertuis Epist. VII und Bonrius in der Besch. von Java Seite 85., Linnéus aber in Amæn. Acad. Vol. VI. p. 70 unter dem Namen *Lucifer*, in Syst. Nat. aber Ed. XII. p. 33. unter dem Namen *Homo caudatus* anführet, und in den Amænit. auf der Kupferplatte

Dampier sagt von den Einwohnern in Mindanao, einer der vornehmsten und am meisten südwärts liegenden Insel unter den Philippinischen, ihre Einwohner hätten die Mittelgröße, einen geraden Leib, kleine Glieder und einen kleinen Kopf, ein länglicht rundes Gesicht, eine platte Stirn, schwarze, nicht weit geschlitzte Augen, eine kurze Nase, hiernächst aber einen ziemlich weiten oder großen Mund, kleine rothe Lippen, schwarze, doch sehr gesunde Zähne, schwarze und glatte Haare, fahlbraune Gesichtsfarbe, welche bey diesen mehr ins hellgelbe fällt, als bey den andern Indianern. Bey den Weibern, sagt er, wird man eine hellere Gesichtsfarbe, auch eine bessere Leibesgestalt, als bey den Männern, ein länger Gesicht mit ziemlich regelmäßigen Gesichtszügen gewahr. Nur Schade, daß ihre Nase gar zu platt zwischen beyden Augen liegt. Außerdem haben sie nur sehr kleine Glieder, dagegen aber desto längere, schwarze Haare. Die Männer werden als geistreich und behende, zugleich aber als Müßiggänger und Schelme oder Diebe beschrieben. Die erbaulichen Briefe belehren uns, daß die Einwohner der philippinischen Inseln den Malaccanern gleichen, welche dieselben vormals erobert hatten, und, wie diese, mit einer kleinen Nase, großen Augen, einer gelblichen

S. 76. f. 2. aus dem *Aldrovand* vorstellet. Cf. Müllers Linn. Naturyst. I B. p. 116. Hr. Prof. Schreber, in der 1 Abth. von den Saugthieren u. Erlangen gr. 4to 1774. p. 6. not. c. sagt: der geschwänzte Mensch hat so unbeträchtliche Zeugnisse vor sich, daß man ihn kaum für etwas mehr, als eine Erdichtung halten kann.

chen Olivenfarbe versehen sind, auch ihre Sitten zeigen und mit ihnen fast einerley Sprache reden f).

Nordwärts von Manila, nicht weit von der Küste der chinesischen Landschaft Sotien, findet man die Insel Formosa, deren Einwohner doch mit den Chinesern gar nicht übereinkommen. Die Männer haben daselbst, wie Struys berichtet, besonders die Bewohner der Gebirge, nur eine kleine Leibesgestalt, und mehrentheils ein breites Gesicht. Die Weiber sind mit großen, vollen Brüsten, mit einem Baarte, wie die Männer, und mit sehr langen Ohren versehen, welche sie durch Ohrengänge von großem Muschelwerk noch mehr verlängern. Außer ihren sehr langen, schwarzen Haaren bemerkt man bey vielen eine gelblich schwarze, bey manchen eine gelblich weiße, bey andern eine vollkommen gelbe Gesichtsfarbe. Der Müßiggang gehört unter die Hauptneigungen dieser Völker, deren Waffen in Wurfspeissen und Bogen bestehen, womit sie meisterlich umzugehen wissen. Unter ihre Geschicklichkeiten rechnet man ihre große Fertigkeit im Schwimmen, und mit einer unglaublichen Geschwindigkeit laufen zu können. Auf dieser Insel hat Struys mit seinen eignen Augen einen geschwänzten Menschen gesehen, dessen Schwanz über einen Fuß lang, mit braunrothen Haaren bedeckt und fast einem Ochenschwanz ähnlich war. Er hatte von ihm selbst erfahren, daß dieser Fehler, wenn er ihn dafür halten dürfte, das Werk des Himmelsstriches wäre, und daß alle Bewohner im südlichen Theile dieser Insel, so gut als er, Schwänze hätten g).

Sch

f) G. Letters édifiantes. Recueil II. p. 140.

g) G. Les Voyages de Jean Struys. Rouen, 1719. T. I. p. 100.

Ich bin freylich ungewiß, ob man alles, was Struys von den Bewohnern dieser Insel erzählt, besonders den letzten Umstand, glauben soll? Wenigstens scheint er die Sache sehr vergrößert, und nicht so, wie andere Reisebeschreiber, oder der angeführte Ptolomäus und Markus Paulus h), wenn sie von geschwänzten Menschen reden, erzählt zu haben. Letzterer sagt: in den Gebirgen des Königreiches Lambry wohnten Menschen mit Schwänzen, die so lang, als eine Hand wären. Struys scheint sich auf das Zeugniß des Markus Paulus, Gemelli Careri auf die Erzählung des Ptolomäus, zu stützen. Der Schwanz aber, welchen der erste, nach seiner Aussage, selbst gesehen haben will, ist in Ansehung des Maasses von dem sehr unterschieden, welchen andere Reisende den Schwarzen auf der Insel Manila und den Bewohnern in Lambry zueignen. Der Herausgeber der Plasmanasensischen Gedenschriften von der Insel Sormosa übergeht diese seltsame, von andern so sehr unterschiedene Menschen mit einem gänzlichen Stillschweigen. Er versichert so gar, die Weiber wären hier, der großen Hitze ohnerachtet, sehr schön und weiß, besonders wenn sie nicht nöthig hätten, sich der brennenden Sonnenhitze stark auszusetzen; und besäßen Eitelkeit genug, sich, zu Erhaltung ihrer feinen Gesichtsfarbe, fleißig mit gewissen Schönheitswässerchen zu waschen, ihre Zähne sorgfältig in Acht zu nehmen, und so lauges möglich ist, weiß zu erhalten, da hingegen die Chineser und Japaner vom häufigen Gebrauch des Betel kohlschwarze Zähne haben. Die Männer sind nur klein; was ihnen aber an der Größe abgeht, ersetzt die Natur durch eine beträchtliche Dicke ihres Leibes, woben sie
doch

h) In seiner geographischen Beschreibung. Paris 1556.

doch gemeiniglich sehr munter, lebhaft, unermüdet, gute Soldaten und geschickliche Leute zu seyn pflegen i).

Mit den angeführten Reisebeschreibern stimmen die Nachrichten der Holländischen sehr schlecht überein, wenn sie von den Einwohnern der Insel Formosa reden. So wohl Mandelslo, als alle Reisende, deren aufgezeichnete Nachrichten in der Sammlung von Reisen, welche bey Errichtung der Ostindischen Handlungs-gesellschaft unternommen worden, mit eingerücket sind, behaupten einstimmig, daß die Bewohner der Insel Formosa sehr groß, noch länger, als die Europäer, und mit einer Haut umkleidet sind, welche aus dem Weißen oder aus dem Braunen ins Schwarze fällt, und stark mit Haaren bewachsen ist. Die dortigen Weiber haben sie zwar klein, aber stark, fett und wohlgebildet beschrieben. Die meisten Schriftsteller also, welche von der Insel Formosa Nachricht ertheilet, gedenken mit keiner Sylbe der geschwänzten Menschen und sind überhaupt in ihren Beschreibungen von der Gestalt und von den Gesichtszügen dieser Insulaner sehr uneinig. Ein einziger Umstand, welcher nicht weniger merkwürdig und sonderbar ist, als der vorige, wird von allen auf einerley Art angeführet. Es darf nämlich auf dieser Insel, laut eines ausdrücklichen Verbothes, keine Frau, wenn sie gleich in einem weit frühzeitigen Alter verheyrahtet worden, vor dem fünf und dreyßigsten Jahr in Wochen kommen. Recheren giebt von dieser außerordentlichen Gewohnheit folgen.

- i) S. La Description de l'Isle Formose dressée sur les Mémoires de George Plasmanasar par le Sieur N. F. D. B. R. à Amst. 1705. p. 103.

Büff. allgem. Naturhist. VI. B. D

folgende Nachricht: „Die Weiber dürfen, wenn sie
 „verheyrathet werden, nicht gleich Kinder zu Welt
 „bringen. Bevor ihnen dieses erlaubt ist, müssen
 „sie wenigstens das fünf- oder sieben und dreyßigste
 „Jahr zurückgeleget haben. Werden sie vor dieser
 „Zeit schwanger, so treten die Priesterinnen ihren
 „Leib, wenn es nöthig ist, so lange mit Füßen, bis
 „dadurch die Frucht, mit eben so vielen und vielleicht
 „noch weit mehrern Schmerzen abgetrieben wird, als
 „dergleichen arme Weiber in einer ordentlichen Ge-
 „burt erlitten haben würden. Hier ist es nicht bloß
 „schändlich, sondern ungemein sündlich, vor dem be-
 „stimmten Alter Mutter zu werden. Ich habe selbst
 „einige Weiber gesehen, die schon funfzehn oder sech-
 „zehnmal ihre Leibesfrucht so elend hatten umbringen
 „lassen und schon mit der siebenzehnten schwanger
 „giengen, ehe man ihnen hatte verstaten können,
 „ein Kind lebendig zur Welt zu bringen“ k).

Die Marianischen oder Diebesinseln, die be-
 kanntermaßen am weitesten gegen Osten liegen und an
 unsrer Halbfugel gleichsam das äußerste Land ausma-
 chen, werden von sehr tölpischen und unerfahrenen Leu-
 ten bewohnt. Ehe die Europäer auf diese Inseln
 kamen, mußten die Einwohner noch gar nichts vom
 Feuer. Dieses unentbährliche Element, war ihnen,
 wie der Pater Gobian versichert, noch so gänzlich
 unbekannt, daß ihr Erstaunen unbeschreiblich war,
 als ihnen, bey der ersten Landung des Magellan
 auf ihren Inseln, zum erstenmal Feuer zu Gesichte
 kam. Ihre dunkle Gesichtsfarbe ist nicht völlig so
 braun oder etwas heller, als an den Bewohnern der
 Philip-

k) G. Les Voyages de Recheven dans le Recueil des
 Voy. de la Comp. Holl. Tom. V. p. 96.

Philippinischen Inseln. Die Europäer übertreffen sie an Kräften und Leibesstärke. Sie haben einen langen Körper und ein richtiges Verhältniß aller seiner Theile. Beim Genuß bloßer Wurzeln, Früchte und Fische, sind sie doch so stark bey Leibe, als ob sie aufgeblasen wären. Das hindert sie aber gar nicht in ihrer geschmeidigen Behendigkeit. Ihr Lebensziel ist von langer Dauer. Greise von hundert Jahren, die nie von einer Krankheit befallen gewesen, sind unter ihnen keine sonderliche Merkwürdigkeit l). Gemelli Careri macht aus diesen Einwohnern lauter riesenförmige, dicke, fette Figuren von so ungewöhnlicher Stärke, daß es ihnen eine Kleinigkeit scheint, auf ihren Schultern eine fünfshundert pfündige Last zu tragen m). Die meisten haben ein wollicht krauses Haar n), eine dicke Nase, große Augen, und eine Gesichtsfarbe, gleich den Indianern. An den Einwohnern der Insel Guam, einer von den Marianischen, bemerkt man lange schwarze Haare, Augen von mittlerer Größe, ansehnliche Nasen, dicke Lippen, ziemlich weiße Zähne, länglichte Gesichtsforn, ein freches, wildes Ansehen, ungemeine Leibesstärke, vortheilhaften Wuchs des Körpers und, wie man sagt, eine Höhe von beynabe sieben Schuhen o).

Südwärts von den Marianischen Inseln und ostwärts von den Moluckischen, erblickt man das

D 2

Land

l) S. l'Histoire des Isles Mariannes par le Pere Charles le Gobien, 1700.

m) S. les Voyages de Gemelli Careri Tom. V. p. 298.

n) S. Lettres édiifiantes, Recueil XVIII. p. 198.

o) S. les Voyages de Dampier Tom. I. p. 378. Englischen Voyage autour du Monde de Cowley.

Land der Papus und Neu-Guinea, die mittäglichen Theile unter den südlichen Ländern! Diese Papus haben, wie Argensola versichert, eine so schwarze Farbe, als die Kaffern, krause, wollichte Haare, nebst einem Gesichte, welches eben so abschreckend, als mager ist. Sonderbar ist es indessen, daß unter einem so schwarzen Volk sich einzelne, fast eben so weiße und gelbliche Leute, als die Deutschen sind, antreffen lassen, die sich aber vor den andern durch sehr schwache, zärtliche Augen, außer der weißen Farbe, merklich auszeichnen p).

In der Beschreibung der von Le Maire nach den südlichen Ländern verrichteten Schiffarth findet man eine Nachricht von den Einwohnern dieses Landes, woraus ich hier das vornehmste beybringen will. Die Leute sind, wie daselbst versichert wird, sehr schwarz, wild und viehisch. Sie haben beyde Ohren, beyde Naselöcher, so gar die Scheidewand der Nase mit Ringen, die Arme über den Ellenbogen und an den Gelenken der Hände mit Perlenmuttergeschmuck behangen und ihren Kopf mit einer Mütze von buntgemahlter Baumrinde bedeckt. Ueber dies bemerkte Le Maire an ihnen einen wohlgebauten mit vielen Kräften ausgerüsteten Körper, schwarze Zähne, starken Baart, kurze, krause, schwarze Haare, die aber nicht so wollicht, als bey den Mohren sind. Im Laufe zeigten sie viel Behendigkeit, und pflegten sich mit Keulen, Lanzen, Säbeln, und andern Waffen von hartem Holze zu rüsten, weil sie vom Gebrauch des Eisens noch nichts wüsten. Ihrer Zähne, sagt Le Maire ferner, bedienen sie sich statt ihrer Ber-

theydi-

p) G. l'Histoire de la Conquête des *Isles Molucques*.
Amst. 1706. Tom. I. p. 148.

thendigungswaffen und beißen damit um sich her, wie die erbittertesten Hunde. Sie essen mit gutem Appetit Betel a) und Guineischen Pfeffer b), mit Kalk vermischet, womit sie auch ihre Haare nebst ihrem Baart einzupudern pflegen.

Der Anblick der Weiber dieser Nation ist fähig, den größten Abscheu zu erregen. Ihre hangende Brüste fallen ihnen bis auf den Nabel herunter, dabey haben sie einen ungemein dicken Bauch, dünne Arme und Beine, die Gesichtsbildung der Affen und lauter Züge, womit man die Häßlichkeit selbst malen würde u. s. w. c).

Dampier berichtet von den Einwohnern der Insel Sabala, in Neu-Guinea, sie wären eine Art
D 3 schwarz.

a) S. oben S. 25 Anmerk.

b) Unter dem Worte *Piment*, welches in der Hamburg. deutschen Ausgabe durch *Pimento* übersetzt ist, wird ohnstreitig der Guineische oder Spanische Pfeffer, *Caplicum* Linn. Sp. Pl. I. p. 270. Dietr. Pflanzenr. I. p. 224. Indianischer Pfeffer, *Blackw.* Tab. 129. *Poivre de Guinée, d'Espagne, d'Inde, du Brésil, de Portugal ou en gouffe, Piment de Guinée, Corail de Jardin, Vallm. de Bomare* Dict. IX. p. 210. verstanden, weil ihn, seiner brennenden Schärfe ohnerachtet, die Einwohner in Amerika häufig, sowohl grün, als wenn er völlig reif ist, genießen, und keinen Schaden davon zu dulden haben.

17...

c) S. *La Navigation australe de Jacques le Maire* Tom. IV. du *Recueil des Voyages qui ont servi à l'établissement de la Compagnie des Indes de Hollande* p. 648.

schwarzbrauner Indianer, mit langen schwarzen Haaren und hätten vieles mit den Einwohnern der Insel Mindanao und anderer von diesen östlichen Inseln gemein. Außer diesen aber, welche die vornehmsten der Insel zu seyn schienen, gäbe es daselbst auch Mohren, welche hier in Neu-Guinea ganz krause, wollichte Haare trügen d). Die Einwohner einer andern Insel, die er Garret Denys nennet, beschreibt er schwarz, lebhaft und wohl gestaltet, mit einem dicken, runden Kopf, kurzen und krausen Haaren, welche sie auf allerley Art verschneiden, auch mit allerley Farben, als roth, weiß, gelb &c. bemalen. Ihr Gesicht ist, nach seiner Schilderung rund, breit, mit einer platten Stumpfnase besetzt. Ihre Gesichtsbildung würde nicht schlechterdings zu verwerfen seyn, wenn sie nicht ihr Gesicht auf die lächerlichste Art entstellten, indem sie eine Art von Pflocken, so dick als ein Finger und 4 Zoll in der Länge, quer durch beyde Nasenlöcher steckten und beyde Enden so bis an den Backenknochen reichen ließen, daß man vor diesem wunderlichen Zierath nichts, als eine kleine Spitze der Nase wahrnehmen kann; der großen Ohrenlöcher nicht einmal zu gedenken, welche sie mit eben solchen Pflocken, wie die Nase, auszufüllen, und zu schmücken pflegen e).

Die Einwohner der Küste von Neuholland, welche unter 16 Grad 15 Minuten südlicher Breite und südwärts von der Insel Timor liegt, sind vielleicht, als die elendesten Leute von der Welt, gerade diejeni-

d) S. le Voyage de Dampier, Tom. V, p. 82.

e) S. Wend. S. 102.

diejenigen, die sich dem Vieh am allermeisten zu nähern scheinen. Sie sind lang, schmal und gerade gewachsen, mit langen, dünnen Gliedern, dickem Kopf, runder Stirn und sehr dicken Augenbraunen. Von Jugend auf nehmen sie die Gewohnheit an, die Augenlieder halb geschlossen zu halten, um die Augen vor den quälenden Mücken in Sicherheit zu setzen. Sie würden, wegen der größtentheils geschlossenen Augen, von weitem gar nichts zu erkennen fähig seyn, wann sie den Kopf nicht immer so in die Höhe richten, als ob sie etwas über sich zu sehen bemüht wären. Dicke Nasen, eben so dicke Lippen und ein großer Mund sind allen diesen Leuten eigen. Die beyden Borderzähne der obersten Kinnlade müssen sie ohnfreitig von den ersten Jahren an ausreißen, weil man sie bey allen, so wohl Männern als Weibern, Jungen und Alten, so wie die Spuren eines Baartes, vergeblich sucht. Ihr langes Gesicht verursacht einen häßlichen Anblick, weil man darinn keinen einzigen gefälligen Zug bemerkt. Ihre Haare sind nicht, wie fast bey allen Indianern, lang und glatt, sondern kurz, schwarz und krause, auch die Haut eben so schwarz, wie bey den Mohren in Guinea. Sie bedecken sich nicht mit Kleidungen, sondern umgürten ihre Hüften mit einem Stück Baumrinde, wovon in der Mitte eine Handvoll ziemlich langen Grases herabhänget. Statt sich Häuser zu bauen, schlafen sie, ohne Bedeckung, unter freyem Himmel und haben kein ander Bett, als Gottes Erdboden. Sie leben gesellschaftlich, zwanzig bis dreßsig, Männer, Frauen und Kinder, vermischt unter einander. Ihre hauptsächlichste Nahrung besteht in einer Art kleiner Fische, deren Fang sie durch steinerne Wasserbehältnisse in kleinen Meerbusen bewirken. Brodt,

Getreide, Hülsenfrüchte u. s. w. gehören bey ihnen unter die unbekannten Sachen f).

Die Völker auf einer andern Neuholländischen Küste, unter dem zwey- oder drey und zwanzigsten Grad südlicher Breite, scheinen von eben der Art, wie die vorher beschriebenen zu seyn. Ihr Anblick ist sehr abschreckend, ihr Blick eben so schief, als der vorigen, ihre Haut schwarz, das Haar krause, der Leib groß und dünne g).

Man sieht leicht, aus allen diesen Beschreibungen, daß die Küsten und Inseln des Indianischen Meeres von lauter sehr unter einander verschiedenen Menschen bewohnt werden. Die Einwohner in Malacka, Sumatra und auf den Nikobarischen Inseln scheinen sich alle von den Bewohnern der Indianischen Halbinsel herzuschreiben, die Javaner aber von den Chinesern abzustammen, die weißen und gelblichten Chakrelas ausgenommen, die nach allem Anschein von den Europäern herkommen. Die Einwohner der Moluckischen Inseln hat man vielleicht mit nicht minderem Grunde für eine Art aus der indianischen Halbinsel zu halten. Von den Einwohnern der Insel Timor ist es aber wahrscheinlich, da sie am nächsten bey Neuholland lieget, daß ihnen mit den Völkern dieser Landschaft auch die nächste Verwandtschaft zukommt. Auf der Insel Sorinosa und auf den Marianischen Inseln scheinen sich die Bewohner unter einander, sowohl in der vorzüglichen Größe und Stärke, als in Ansehung der Gesichtszüge besonders ähnlich zu seyn und eine ganz eigne Art auszumachen,

f) G. Voyage de Dampier Tom. II. p. 171.

g) Ebend. Tom. IV. p. 134.

machen, die sich mit keinem von allen benachbarten Völkern in eine verwandtschaftliche Vergleichung bringen läßt. In den Dapus und Bewohnern anderer am nächsten bey Neu-Guinea liegenden Länder siehet man wahre, den afrikanischen gleichkommende Mohren, so weit sie auch von diesen entfernt leben, weil dieses Land von Afrika wenigstens 2200 Seemeilen getrennet ist. In Neu-holland gleichen die Einwohner den Hottentotten. Ich will aber nicht eher aus diesen Vergleichungen eine Folge ziehen oder von diesem Unterschied ein Urtheil fällen, bis ich vorher die besondere Untersuchung von Asien und Afrika weiter ausgeföhret haben werde.

Die Mogoln und andere Völker auf der Halbinsel des Indus haben in der Leibeslänge und in den Gesichtszügen viel Aehnlichkeit mit den Europäern, in der Farbe findet sich aber ein bald größerer bald kleiner Unterschied zwischen beyderley Völkern. Die Mogolen haben ein olivenfarbiges Ansehen, obgleich Mogol in der indianischen Sprache so viel als weiß ausdrücken soll. Unter den dasigen Frauenspersonen, die sich öfters baden, herrscht eine vorzügliche Reinigkeit, ob sie gleich ebenfalls die Olivenfarbe der Männer, lange Schenkel und Beine, auch, ganz wider die Art aller Europäischen Frauenzimmer, einen sehr kurzen Leib zu haben pflegen h). Als Tavernier durch Lahor ingeleichen durch das Königreich Kachemire reisete, fand er, daß alle Weiber in Mogol von Natur keine Haare auf irgend einem Theile des Leibes,

D 5

auch

h) G. Les Voyages de la Boullaye-le-Gouz. Par. 1657
p. 153.

auch die Männer nur einen kleinen Baart hatten i). Nach Thevenots Aussage sind in Mogol die Weiber eben so keusch, als fruchtbar. Die Entbindung wird ihnen gar nicht sauer. Heute kommen sie nieder, morgen sieht man sie schon wieder auf der Straße. Er setzt noch hinzu, daß man im Königreiche Dekan auch die Kinder sehr frühzeitig verheyrathete. Ein Mann von zehn Jahren hat schon von seinen Aeltern die Erlaubniß bey einer achtjährigen Frau zu schlafen, und es geschieht nicht selten, daß in einer so minderjährigen Ehe doch schon Kinder gezeuget werden. Dergleichen junge Mütter hören aber gemeinlich schon im dreysigsten Jahre wieder auf zu gebären, und fangen sodann bereits an Runzeln, die Vorbothen des Alters, zu bekommen *). Unter einigen dieser Weiber herrschet ein sonderbarer Geschmack. Sie lassen sich nämlich auf die Art, wie man Schröpfköpfe setzt, in ihr Fleisch Blumen schneiden, und malen sie mit unterschiedenen Farben vom Saft gewisser Wurzeln so schädig, daß man ihre Haut leicht für ein geblümtes Zeug ansehen könnte k).

Die Bengalen sind gelber, als die Mogolen, auch in den Sitten merklich von ihnen unterschieden. Anstatt von den Weibern gleiche Keuschheit rühmen zu können, hält man sie vielmehr unter allen Indianerinnen, für die geilesten Geschöpfe. Es wird in Bengala mit Männern und Weibern ein großer Sklavenhandel getrieben. Man pflegt auch daselbst viel Verschnittne zu machen, und einigen bloß die

i) S. Voyages de *Tavernier*. Rouen 1713. Tom. III. p. 80.

*) S. Les Voyages de *Thevenot*. Tom. III. p. 246.

k) S. Les Voyages de *Tavernier*. Tom. III. p. 34.

die Hoden, andern aber alles, was ihnen als Mannspersonen eigen ist, ohne Barmherzigkeit wegzuschneiden. Außerdem rühmt man die Schönheit und gute Bildung dieser Völker, welche dabei die Handlung lieben und in ihren Sitten viel Anmuthiges zeigen 1).

Die Einwohner auf der Küste Koromandel übertreffen die Bengalen an Schwärze, pflegen ihnen aber an guten Sitten lange nicht beizukommen, und größtentheils, wenigstens die gemeinen Leute, fast ganz nackt einher zu gehen. Noch schwärzer findet man die Bewohner auf der Malabarischen Küste, die alle mit langen schwarzen, glatten Haaren behangen und etwa so groß, als die Europäer sind. Die Weiber schmücken ihre Nasen mit goldenen Ringen. In öffentlichen Wasserbehältern, mitten in den Städten baden sich Männer, Frauen und Mädchen zusammen. Die Weiber sind zwar schwarz oder wenigstens braun, übrigens aber wohlgebildet und reinlich. Gleich nach dem achten Jahre werden sie verheyrathet m).

Die Gewohnheiten dieser unterschiedenen Indischen Völker sind alle sehr wunderlich und seltsam. Die Bavianen können sich nicht entschließen, etwas von einem Geschöpfe zu essen, das jemals ein Leben gehabt. Sie scheuen sich das geringste Ungeziefer, so gar die Läuse, wovon sie gebissen werden, umzubringen. Ihre Sorge für die Erhaltung alles dessen, was lebet, geht so weit, daß man sie Reis und Bohnen, zu Erhaltung der Fische, ins Wasser werfen, auch Getreide für die Vögel und Insekten auf

1) S. Les Voyages de Pyrard, p. 354.

m) S. Recueil des Voyages, Amst. Tom. VI. p. 461.

auf der Erde herumstreuen siehet. Wenn sie einen Jäger oder Fischer antreffen, so versuchen sie erst alles mögliche, ihn durch anhaltendes Bitten zur Schonung des Wildes und der Fische zu bewegen. Findet ihre Bitte kein günstiges Gehör, so erbiethen sie sich, Flinten und Netze zu bezahlen; wenn auch dieses nichts hilft, so machen sie das Wasser trübe, die Fische zu verschrecken, und schreyen aus vollem Halse, das Wild oder die Vögel zu verjagen n).

Die Nairen in Kalikut sind lauter adeliche Krieger, die stets unter den Waffen leben; lauter schöne, wohlgebildete, doch ein wenig olivenfarbige, lang gewachsne, kühne, beherzte, in Führung der Waffen sehr geschickte Leute! Nur die Ohren pflegen sie dermaßen zu verlängern, daß ihnen diese gemeiniglich bis auf die Schultern, oft auch noch tiefer herunter hängen. Die Männer dürfen unter diesem Volke nur eine Frau, die Weiber aber so viel Männer nehmen, als ihnen beliebt. Der Pater Tachard sagt in seinem Schreiben aus Pondichery, vom 16ten Februar 1702, an den Pater de la Chaise, daß in den Kasten oder adelichen Stämmen einer Frau gesetzmäßig erlaubt sey, viele Männer zu nehmen. Einige haben deren auf einmal wenigstens zehne, welche sie als eben so viel durch ihre Schönheit besiegte Sklaven betrachten o). Dieses Vorrecht des Adels, viele Männer zu haben, suchen vornehme Weiber so gut, als möglich, zu ihrem Vortheil anzuwenden; die Bürgerweiber hingegen, (als ob sie von anderer Natur wären) müssen sich mit einem einzigen Manne begnügen.

n) S. Les Voyages de Jean Struys. Tom. II. p. 225.

o) S. Lettres édifiantes, Recueil II. p. 188.

gnügen. Sie pflegen sich indeß für das harte Schicksal ihres Standes durch den vertrautesten Umgang mit Fremden vollkommen schadlos zu halten, und sich diesen ohne Zurückhaltung, ohne die mindeste Furcht vor ihren Männern, welche sich darüber nicht zu beschweren wagen, völlig zu überlassen. Je früher die Mütter ihre Töchter Preis geben können, desto mehr scheinen sie sich darüber zu freuen. Diese Bürger in Kalikut oder die so genannten Moucois (unter welcher Benennung das gemeine Volk überhaupt verstanden wird,) scheinen gar nicht zu der Art der Nairen oder des Adels zu gehören; denn so wohl Männer, als Weiber sind unter jenen viel häßlicher, gelber, übler gebildet und kleiner, als unter diesen p). Außerdem finden sich unter den Nairen gewisse Männer und Weiber, die, nicht etwan als eine Krankheit, sondern von ihrer Geburt an, so dicke Beine haben, als bey andern Menschen der ganze Leib zu seyn pflöget. Bey manchen hat man diese Unförmlichkeit nur an einem, bey den meisten aber an beyden Beinen wahrgenommen. Die Haut auf diesen ungeheuren Beinen ist so hart und rauh, wie eine Warze. Sie pflegen sich aber dabey recht wohl und leicht genug auf den Füßen zu befinden. Diese Art von dickbeinichten Leuten ist unter den Nairen viel stärker, als unter irgend einem andern Volk in Indien angewachsen. Einzeln trifft man sie auch in andern Ländern, besonders auf Zeylan q), wo man diese dickbeinichte Men.

p) S. Les Voyages de *François Pyrard*, p. 411. ff.

q) S. Ebend. p. 416. und Recueil des Voyages, qui ont servi à l'établissement de la Compagnie des Indes de Hollande. Tom. IV. p. 362. und Voyage de *Jean Huguens*.

Unterschiedene Gattungen

Menschen für Abkömmlinge des Geschlechtes von St. Thomas ansiehet.

Die Zeylaner haben die meiste Aehnlichkeit mit den Einwohnern der Malabarischen Küste. Man erblickt an ihnen eben so große, lang herabhängende Ohren, nicht so viel Schwärze der Haut r), aber doch eine sehr braune Gesichtsfarbe. Bey vieler Freundlichkeit sind sie von Natur sehr behende, geschickt und geistreich. Die Haare, welche bey allen Einwohnern sehr schwarz erscheinen, pflegen die Männer nur kurz zu tragen. Das gemeine Volk siehet man fast ganz nackend, alle Weiber aber mit entblößtem Busen herumgehen. Eine Gewohnheit, welche fast in ganz Indien herrschet! s)

Auf der Insel Zeylon findet sich auch eine Art von Wilden, die bey den Einwohnern Vedas heißen. Sie bewohnen, bloß im nördlichen Theil der Insel, nur einen kleinen Strich Landes, und scheinen eine ganz andere Gattung Menschen, als alle übrige in diesen Gegenden, zu seyn. Die Gegend ihres Aufenthaltes ist so dick mit Holz bewachsen, daß man, ohne die größte Schwierigkeit, sie unmöglich besuchen kann. In diesem Holze stecken die Vedas dermaßen verborgen, daß es ungemein selten ist, einige von ihnen zu Gesichte zu bekommen. Sie gleichen an Farbe den weißen Europäern, doch giebt es auch einige von braunrother Farbe. Sie können die Zeylanische Sprache nicht reden und von der ihrigen versteht niemand ein Wort, weil sie mit keiner einzigen Sprache der Indianer die mindeste Aehnlichkeit hat.

Sie

r) S. *Phil. Pigafetta* Indiaz orient. P. I. 1598 p. 39.

s) S. *Recueil des Voyages* Tom. VII. p. 19.

Sie leben mit keinem Menschen in Gemeinschaft, und haben weder Dörfer, noch Häuser. Bogen und Pfeile sind ihre Waffen, womit sie eine Menge wilde Schweine, Hirsche und anderes Wildpret erlegen, deren Fleisch sie niemals kochen oder braten, sondern mit Honig einmachen, wovon sie einen reichlichen Ueberfluß besitzen. Der Ursprung dieses nicht sonderlich zahlreichen Volkes, dessen Familien einzeln für sich leben, ist noch gar nicht bekannt ¹⁾. Mir scheinen die Vedas in Zeylan und die Chakrelas in Java ²⁾ desto wahrscheinlicher von den Europäern abzustammen, je kleiner die Anzahl der weißen oder gelblichen Leute zu seyn pfleget. Wäre es nicht möglich, daß einige Männer und Weiber aus Europa vor Zeiten auf diesen Inseln könnten zurückgelassen oder durch Schiffbruch dahin verschlagen, und aus Besorgniß einer üblen Begegnung der natürlichen Einwohner angetrieben worden seyn, mit ihren Abkömmlingen in diesen Wäldern und in den steilsten Orten der Gebirge zu bleiben, und hier ein Leben, gleich den gebohrnen Wilden zu führen, das vielleicht, wenn man sich daran gewöhnet, seine Vortheile und eigne Annehmlichkeiten haben mag?

Die Maldivier hält man für Abkömmlinge der Einwohner auf Zeylan, sie haben aber wenig oder gar nichts ähnliches von ihnen. Die Zeylaner sind schwarz und ungestaltet, alle Maldivier aber in allen Theilen ihres Körpers verhältnißmäßig und wohlgebildet, auch von den Europäern wenig unterschieden, außer daß ihre Haut olivenfarbig ausstehet. Man kann

¹⁾ S. L'Histoire de Ceylan par Ribeyro 1701. p. 777. 10.

²⁾ S. oben S. 42.

Kann sie als ein aus allerley Nationen vermisches Volk betrachten. Bey den Maldiviern auf der Nordseite findet man weit mehr Lebensart, als bey denen, welche sich auf diesen südlichen Inseln aufhalten. Die letztern sind auch schwärzer und besser gebildet. Unter den Weibern, die noch ziemlich wohl aussehen, haben die meisten eine olivengrünliche, einige aber eine so weiße Farbe, als die Europäer, alle hingegen kohlschwarze Haare, welche sie unter ihre Schönheiten rechnen. Die Kunst mag hierzu wohl das Ihrige beitragen; denn sie bemühen sich, den Haaren diese Farbe dadurch zu verschaffen, daß der Kopf ihrer Mädchen bis zum achten oder neunten Jahre beständig, auch den Knaben alle Wochen abgeschoren wird. Hierdurch erhalten die Haare mit der Zeit bey allen eine schwarze Farbe. Ohne diese Gewohnheit würde man unter den Erwachsenen vielleicht nicht lauter schwarze Köpfe sehen, weil man unter den Kindern oft einige mit halbgelben Haaren erblicket. Eine andere Schönheit der Weiber besteht in vorzüglich langen und dicken Haaren. Man pflegt sich auch mit wohlriechenden Oelen den Kopf und Leib zu bestreichen. Uebrigens trägt man hier niemals ein krauses, beständig ein glattes Haar. Die Männer sind auf dem Leibe viel rauhher, als die Europäer. Uebrigens findet man bey den Maldiviern eine starke Neigung zur Arbeit, und viel Aufmerksamkeit für die Künste, zugleich aber viel Aberglauben und Neigung zum andern Geschlechte. Beym größten Hange zur Unzüchtigkeit, und zu einer willigen Uebergabe an die Männer, pflegen doch die Weiber ihren Busen mit ungewöhnlicher Sorgfalt zu bedecken. Ihre Trägheit gehet so weit, daß es ihnen zum größten Vergnügen gereicht, sich immer wiegen zu

zu lassen. Jeden Augenblick essen sie etwas von dem sehr hitzigen Kraute Betel, und genießen in ihren Mahlzeiten viele Gewürze. Unter diesen Umständen sind ihre Männer bey weitem nicht so rasch und kräftig, als es Weiber von dieser Art verlangen x).

Die Einwohner in Kambaya haben ein bald heller, bald ein dunkler graues oder aschfarbiges, die zunächst an der See wohnenden aber, ein schwärzeres Ansehen, als die andern y). Die Einwohner in Guzarate sind gelblicht z). Die Kanariner hingegen oder Indianer zu Goa und auf den benachbarten Inseln, olivenfarbig a). Von den reisenden Holländern hat man erfahren, daß die Einwohner von Guzarate bald mehr, bald weniger gelblicher aussehen und an Größe den Europäern gleichen, die Weiber aber, die sich nicht oft von der Sonne brennen lassen, etwas weißer, als die Männer, und einige beynahe so weiß, als die Portugiesen sind b).

Mandelslo für seinen Theil beschreibt alle Bewohner von Guzarate, nach Maassgabe des Himmelsstriches, den sie bewohnen, dunkelbraun, auch mehr oder weniger olivenfarbig. An der südlichen Seite pflegen sie am dunkelsten gefärbt, alle Männer stark,

x) G. Les Voyages de Pyrard p. 120 und 324.

y) G. Pigafetta Indiae orient. P. I. p. 34.

z) G. Les Voyages de Boullaye-le-Gouz p. 225.

a) G. Ebendas.

b) G. Le Recueil des voyages qui ont servi à l'établissement de la Compagnie des Indes de Hollande. T. VI. p. 405.

stark, wohl gebildet, mit breitem Gesicht und schwarzen Augen versehen, die Weiber aber klein, doch reinlich und wohl gestalltet, mit langen Haaren bewachsen, in den Nasenlöchern mit Ringen, in den Ohren mit großem Schmucke behangen zu sehn c). Bucklichte oder Lahme sind unter ihnen eine Seltenheit. Ob man gleich an einigen eine hellere Gesichtsfarbe bemerkt, so haben sie doch alle schwarze, glatte Haare. Die alten Einwohner unterscheidet man leicht von den andern, sowohl durch die schwärzere Farbe, als durch die mehrere Dummheit und Ungeschicklichkeit d).

Die Stadt Goa kennt man von langen Zeiten her als die vorzüglichste Pflanzstadt der Portugiesen in Ostindien. Ob gleich schon ein großer Theil ihres ehemahligen Glanzes verloschen, so kann man ihr doch den Ruhm einer ansehnlichen, reichen Handelsstadt nicht absprechen. Hier wurde vor Zeiten der größte Sklavenhandel von der Welt getrieben. Man konnte hier die schönsten Mädchen und Weiber aus allen Ostindischen Provinzen erhandeln. Die meisten wissen vollkommen auf gewissen Instrumenten zu spielen, auch vortreflich zu nähen und zu sticken. Weiß, olivengrünlich, dunkelbraun, kurz von allen Farben werden sie hier zum Kauf ausgestellt. In die ganz schwarze Kaffrische Mädchen von Mosambike sind gemeiniglich die gebohruen Indianer am stärksten verliebt.

„Ein merkwürdiger Umstand, sagt Pyrard, welchen ich an den Männern und Weibern aller indischen
nischen

c) S. Les Voyages de Mandelslo Tom. II. p. 195.

d) Ebend. T. II. p. 222.

„nischen Einwohner bemerkt, ist ohnſtreitig dieſer, daß ihr Schweiß niemals übel riechet, da hingegen der Geruch der Ausdünſtungen bey den Mohren in Afrika, ſo wohl dieſeits, als jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung, nach der geringſten Erhitzung ſo unerträglich und lauchartig iſt, daß man ſich ihnen unmöglich nähern kann“. Bey dieſer Gelegenheit führet er noch an, daß die Weiber in Indien die weißen europäiſchen Männer außerordentlich lieben, und ihnen den Preiß vor allen weißen indianiſchen Männern oder vielmehr vor allen Indianern überhaupt, zuerkennen e).

Die Perſer, als Nachbarn der Mogoln, haben auch mit ihnen ziemlich viel Aehnlichkeit. Beſonders findet man faſt gar keinen Unterſchied zwiſchen den Bewohnern der ſüdlichen Gegenden von Perſien und den Indianern. Die Einwohner von Ormus, auch in den Landſchaften Baſcia und Baſaſcia, ſind ungemein braun und ſtark von der Sonne gebrannt. In der Landſchaft Cheſimur und in andern Theilen von Perſien, wo die Sonnenhitze gelinder, als in Ormus iſt, pflegen die Einwohner nicht ſo braun, und in den nördlichen Gegenden ſogar ziemlich weiß zu ſeyn f). Die Weiber auf den Inſeln des Perſiſchen Meerbuſens, welche, nach dem Berichte der Holländiſchen Reiſebefchreiber, braun oder gelb ausſehen, haben überhaupt in einem Europäiſchen Auge wenig Annehmlichkeit, wegen ihres

E 2

breiten

e) S. La II. Part du Voyage de *Pyrard*. T. II. p. 64 ic.

f) La Description des Provinces orientales par *Marc Paul*, Par. 1556. p. 22 und 39. ingleichen le Voyage de *Pyrard*. Tom. II. p. 256.

breiten Gesichts und ihrer häßlichen Augen. Sie pflegen auch in ihren Moden und Gewohnheiten starke Nachahmerinnen der Indianischen Weiber zu seyn, und Ringe in den Nasenknorpel zu hängen, auch wohl eine goldne Nadel quer durch die Nasenhaut, nicht weit von den Augen, zu stechen g). Indessen muß man von dem Gebrauch, Ringe und ander Geschmeide in der durchbohrten Nase zu tragen, gestehen, daß er sich ungemein weit ausgebreitet habe. Man siehet auch unter den Arabern viele Weiber mit einem durchbohrten Nasenloch, um einen großen Ring daran hängen zu können, und es gehört unter die Artigkeiten dieser Völker, den Mund ihrer Weiber durch diese Ringe zu küssen, die zuweilen groß genug sind, um den ganzen Mund in ihrem hohlen Raum verbergen zu können h).

Xenophon hat immer die Perser, wenn er von ihnen redete, dick und fett beschrieben; Marcellinus hingegen hat sie zu seiner Zeit sehr dürr und mager gefunden. Olearius, bey welchem ich diese Anmerkung gelesen, setzt noch hinzu, sie wären heut zu Tage noch eben so mager, als zur Zeit des letzten Schriftstellers, dabey aber stark und mit einem vollen Maaß von Kräften versehen, hätten eine olivengrünliche Farbe, schwarze Haare und eine Habichtsnase i). Charadin hat den Persern von Natur ein dickes, grobes Blut beygelegt. Man sieht es an den Gauren (Gué-

g) S. Le Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande. Amst. 1702. Tom. V. p. 191.

h) S. Le Voyage fait par ordre du Roi dans la Palestine par M. D. L. R. Paris 1717. p. 260.

i) S. Voyage d'Olearius, Par. 1656. Tom. I. p. 501.

(Guébres), sagt er, welche den Ueberrest der alten Perser ausmachen, und insgesamt häßlich, ungestalt, ungeschickt, im Gesichte gefärbt und rauh auf ihrer Haut zu seyn pflegen. Eben diese Bemerkung läßt sich auch in den zunächst an Indien grenzenden Landschaften machen, wo man eben so ungestaltete Bewohner, als die Gaurer findet, weil sie sich alle bloß unter einander selbst verheyrathen. In den übrigen Theilen des Königreiches hat sich das Persische Blut nun durch die Beymischung des Georgianschen und Zirkassischen, als zweier Nationen, unter welchen die Natur die schönsten Menschengestalten hervorbringt, ungemein verschönert. Man findet auch beynahe keinen vornehmen Perser mehr, der nicht eine Georgianerin oder Zirkasserin zur Mutter hätte. Der König selbst ist, von mütterlicher Seite, gemeinlich ein Georgianer oder Zirkassier. In so fern diese Vermischung schon vor langen Jahren ihren Anfang genommen, so haben sich dadurch allmählig so wohl die weiblichen, als männlichen Bewohner ungemein verschönert. Jesho gehören die Persianerinnen unter die wahren, obgleich nicht unter die vollkommenen Schönheiten, wie die Georgianerinnen. Die Mannspersonen sind mehrentheils groß, gerade gewachsen, von lebhaft rother Gesichtsfarbe, gut bey Kräften, von einnehmender Miene und reizendem Ansehen. Von der Schönheit ihres Körpers haben sie das meiste der guten Beschaffenheit ihres Himmelsstriches, ingleichen der Mäßigkeit, worinn sie erzogen werden, zu verdanken. Ihre Väter haben dazu nichts beygetragen. Deun ohne die oben erwähnte Vermischung würden die vornehmen Perser die häßlichsten Figuren von der Welt spielen, weil sie ursprünglich von den Tartarn, einem bekanntermaßen

sehr häßlichen, übelgebildeten, groben Volk abstammten, deren wahres Widerspiel sie jeko ausmachen, da man ihnen billig viel Höflichkeit oder gute Sitten, einen sehr gesunden Verstand, eine hurtige, lebhafte, fruchtbare Einbildungskraft, ein vortrefliches Gedächtniß, viel Neigung zu den Wissenschaften, zu den freyen und mechanischen Künsten, auch zu den Waffen, viel Ehrliche, oder wenn man lieber will, viel Eitelkeit, als das falsche Bild einer wahren Ehrbegierde, nachzurühmen hat. Bey dem allen haben sie ein biegsames, nachgebendes Naturel, einen geschäftigen, arglistigen Verstand, viel Ergebenheit für das Frauenzimmer, die sich oft bis zur Wollust empöret, einen großen Hang zur Praleren und Verschwendung, der sie sich zuweilen bis zur Ausschweifung ergeben; daher sie auch weder von einer guten Wirthschaft, noch von der Handlung das mindeste verstehen k).

Ueberhaupt genommen kann man ihnen die Mäßigkeit nicht absprechen. Bloß im Genuß der Früchte kennen man sie als wahre Schwelger. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, einen Perser auf einmal ein Man oder zwölf Pfund Melonen verzehren zu sehen. Es giebt unter ihnen so gar einzelne Personen, welche drey bis vier Mans, also 36 bis 48 Pfund genießen. Hat man sich wohl zu verwundern, wenn man höret, daß ihrer viel am unmaßigen Genuß der Früchte sterben? l)

In Persien giebt es eine große Menge schöner Weiber von allerley Farbe. Die Kaufleute, welche sie von allen Enden der Welt zusammen bringen, haben

k) G. Les Voyages de *Chardin*. Amst. 1711. T. II. p. 34.

l) G. Les Voyages de *Thevenot*, Par. 1664. T. II. p. 181.

ben ihre Ursachen, immer die schönsten auszusuchen. Die weißen hohlen sie aus Pohlen, Moskau, Sirkasien, Georgien und von den Grenzen der großen Tartarey; die braunen aus den Ländern des großen Nogols und der Könige von Golskonda und Visapur; die schwarzen von der Küste Melinda und von den Küsten des rothen Meeres m).

Die gemeinen Weiber lassen sich von einem sonderbaren Aberglauben beherrschen. Die Unfruchtbaren unter ihnen stehen in dem lächerlichen Wahne, sie hätten, um fruchtbar zu werden, weiter nichts nöthig, als unter den Leichnamen am Galgen aufgehängener Mißthäter hinweg zu gehen. Sie trauen dem Leichnam einer Mannsperson, sogar von ferne schon, die Wirkung zu, einer Frau das Vermögen, Kinder zu gebären, zu ertheilen — Wenn ihnen dieses höchst seltsame Mittel fehl schläget, so besuchen sie die aus den Bädern abfließende Wasserleitungen, und wissen die Zeit genau abzumessen, wenn sich eben ein großer Haufen Mannspersonen badet. Sie gehen hernach unterschiedene mal durch das aus den Bädern laufende Wasser, und wenn sie auch hier ihres Endzweckes, wie beim ersten Versuche, verfehlen, so ergreifen sie das äußerste Mittel, mit einer standhaften Entschlußung, den Theil der Vorhaut, welchen ein Kind bey der Beschneidung einbüßet, als das untrüglichste Mittel wider die Unfruchtbarkeit zu verschlucken n).

E 4

Die

m) S. Les Voyages de Tavernier. Rouen 1713. Tom. II. p. 368.

n) S. Voyage de Gemelli Careri. Par. 1719. Tom. II. p. 200.

Die Persischen, Türkischen, Arabischen, Aegyptischen und in der ganzen Barbarey umherwohnende Völker, können als eine und eben dieselbe Nation betrachtet werden, welche sich zu Mahomets und seiner Nachfolger Zeiten ungemein weit verbreitet, unermessliche Länder eingenommen und sich mit den ursprünglichen Einwohnern aller dieser Länder überaus häufig vermischt hat. Die Perser, Türken und Mauren haben allmählig etwas von einer guten Policy unter sich eingeführt; allein die Araber sind beharrlich im Stand einer Unabhängigkeit geblieben, die sich auf eine gänzliche Verachtung der Gesetze gründet. Sie führen, wie die Tartarn, eine Lebensart ohne Ordnung, ohne Policy und fast ohne gemeinschaftliche Geselligkeit. Ihre Anführer und Oberhäupter suchen sie weder von Diebstahl, und Entführungen der Weiber, noch vom Straßenraub abzuhalten. Sie glauben vielmehr durch ihre Laster Ehre zu erwerben. Die Tugend wird von ihnen hönisch verlacht, und von allen menschlichen Verträgen haben sie nur diejenigen ihres Beyfalls werth gefunden, welche durch Schwärmerey und Aberglauben ihnen angenehm gemacht wurden.

Zur beschwerlichsten Arbeit sind alle diese Völker besonders abgehärtet. Auch ihre Pferde gewöhnen sie zu Erduldung der größten Strapazen. In Zeit von vier und zwanzig Stunden bekommen diese nur einmal etwas zu fressen und zu saufen. Man findet sie daher sehr mager, zugleich aber sehr schnell und fast unermüdet im Laufen. Die meisten Araber führen eine sehr klägliche Lebensart, ohne Brodt und Wein; denn sie geben sich nicht einmal die Mühe, das Feld anzubauen. Statt alles Brodes bedienen sie sich einer
Art

Art wilder Saamenkörner, welche sie einweichen, und, mit Beymischung der Milch ihres Viehes, in einen Teig vermandeln o). Sie besitzen große Heerden von Kamelen, Ziegen und Schafen, welche sie allenthalben, wo es Gras giebt, auf die Weide führen. Auf den Weideplätzen schlagen sie von Ziegenhaaren gemachte Zelter auf, worinn sie mit ihren Weibern und Kindern so lange wohnen, bis alles Gras aufgezehret ist, und sie es nothwendig finden, einen andern Weideplatz zu beziehen p).

Bei dieser harten Lebensart und bey'm Genuße der einfachsten Speisen pflegen die Araber dennoch ansehnliche Kräfte, auch eine beträchtliche Länge und gute Bildung, zugleich aber einen von der Sonnenhitze stark gebrannten Leib zu haben, weil unter ihnen die meisten ganz nackend, und nur wenige mit einem schlechten Hemde bedeckt, einher gehen q). Auf den Küsten des glücklichen Arabiens und auf der Insel Sokotora findet man kleinere Araber, die ein aschenfarbiges oder sehr braunes Gesicht, in Ansehung der Leibesgestalt aber mit den Abyßiniern viel Aehnlichkeit haben r). Es ist bey den Arabern gewöhnlich, die Arme, Lefzen und andere stark in die Augen fallende Theile des Leibes dunkelblau zu färben. Sie tragen diese Farbe punktweise auf, und lassen sie mit

E 5

einer

o) G. Les Voyages de *Villamon*. Lyon 1626. p. 603.

p) Voyage de *Thevenot*. Paris 1664. T. I. p. 330.

q) G. Les Voyages de *Villamon*. p. 604.

r) G. *Philip. Pigafetta* Indiæ Orient. Part. I. Franc. 1598. p. 25. und la Suite des Voyages d'*Olearius* T. II. p. 108.

einer besonders dazu verfertigten Nadel so tief ins Fleisch eindringen, daß davon beständig unauslöschliche Merkmale zurück bleiben s). Von den Mohren, welche mit den Mahometanern Verkehr gehabt, wird man diese besondere Gewohnheit ebenfalls wahrnehmen.

In den Wüsten, an den Grenzen von Tremecen und Tunis, schreiben sich die Arabischen Mädchen, zu Erhöhung ihrer Schönheit, mit einer spizigen Lanzette und Vitriol, auf den ganzen Leib herum blaue verschlungene Züge. Unter den Afrikanerinnen, welche diesem Beispiel zu folgen pflegen, sind vornämlich die städtischen Mädchen ausgenommen, welche die weiße Gesichtsfarbe, die sie mit auf die Welt brachten, beständig unverändert behielten. Doch giebt es unter diesen einige Thörinnen, welche sich nicht allein die Augenbraunen schwärzen, sondern auch mit dem Rauch von Galläpfeln und Safran, in pechschwarzen Zügen, kleine Blumen, und andre niedliche Sächelchen auf die Wangen, die Stirn und auf das Kinn malen t).

La Boullaye sagt von den Weibern im wüsten Arabien, sie hätten ihre Hände, Lefzen und Kinn blau gemalt, ihre Nasen aber gemeiniglich mit goldenen oder silbernen Ringen, von drey Zoll im Durchmesser, behangen. Sie kämen zwar weiß zur Welt, allein sie würden, durch die Wirkung der brennenden Sonnenstralen, allmählig sehr entsetzt. Als junge Mädchen hätten sie viel Angenehmes; sie ließen beständig

s) G. Les Voyages de *Pietro della Valle*. Rouen 1745. Tom. II. p. 269.

t) G. *L'Afrique de Marmol*. Tom. I. p. 88.

beständig ihre Stimme singend hören. Ihr Gesang wäre zwar nicht so traurig, als bey den Türken und Persianern, übrigens aber desto sonderbarer; weil sie den Aethem gewaltsam heraussstoßen, und alle Sylben außerordentlich hurtig aussprechen u).

„Die Arabische Prinzessinnen und vornehme
 „Frauenzimmer, sagt ein anderer Reisebeschreiber,
 „welche man durch die Ecken eines Zeltes mir zu se-
 „hen erlaubte, sind mir alle sehr schön und wohlge-
 „bildet vorgekommen. Von diesen arabischen Schö-
 „nen und aus dem, was man mir erzählt hat, läßt
 „sich auch auf die Schönheit anderer schließen, die,
 „weil sie niemals den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind,
 „ungemein weiß aussehen. Desto mehr pflegen aber
 „die gemeinen Weiber von der Sonne gebrannt zu
 „seyn. Außer ihrer natürlichen braunen und schwärz-
 „lichen Farbe, war in ihrer ganzen Figur wirklich
 „viel Häßlichkeit wahrzunehmen. Die gewöhnlichen
 „Reize der ersten Jugend sind noch das einzige, was
 „ich an ihnen erträglich fand. Die Weiber stechen
 „mit Nadeln Löcher in ihre Wesszen und legen dann
 „Schießpulver mit Ochsen-galle vermischt, auf diesel-
 „ben. Diese Mischung ziehet sich tief in das Fleisch,
 „und sie behalten für die ganze Lebenszeit blaue,
 „schwarzgelbe oder bleysfarbige Lippen. In den Win-
 „keln des Mundes, an den Seiten des Kinnes und
 „ihrer Wangen, stechen sie eben dergleichen Löcherchen
 „mit Nadeln, schwärzen den Rand ihrer Augenlieder
 „mit schwarzem, aus Ofenbruch oder Tuzia berei-
 „tetem Pulver, und ziehen mit eben dieser schwarzen
 „Farbe von den Augenwinkeln eine Linie nach aus-
 wärts,

u) S. Les Voyages de la Boullaye le Gouz p. 318.

„wärts, um den Augen dadurch den Schein einer
 „mehrern Größe zu geben. Denn überhaupt betrach-
 „tet, sehen die orientalischen Frauenzimmer die vor-
 „züglichste Schönheit in große schwarze, weit offen
 „stehende, mit dem Kopf gleich erhabne Augen.
 „Wenn ein Araber eine weibliche Schönheit beschrei-
 „ben will, so sagt er: Sie hat Augen, wie eine
 „Gazelle *) In allen ihren Liebesgesängen sprechen
 „sie vornämlich von schönen schwarzen, oder von Ga-
 „zellenaugen. Ihre Schönen stehen fast immer
 „mit diesem Thier in einer Vergleichung neben einander.
 „Es ist auch allerdings gewiß, daß eine Gazelle zu
 „den artigsten Thieren gehöret. Man bemerkt an
 „ihnen besonders eine gewisse unschuldige Schüchtern-
 „heit, welche mit der bescheidenen Schamhaftigkeit
 „eines jungen Mädchens viel Aehnliches hat. Bey
 „den vornehmen Frauens und neu verheyrahteten
 „Personen ist es gewöhnlich, die schwarzgefärbten
 „Augenbraunen mitten auf der Stirne zusammen zu
 „ziehen, sich Arme und Hände mit Nadeln zu sto-
 „chern, und allerley Figuren von Blumen, Thieren,
 „und so weiter darauf, auszustechen, auch die Nägel
 „röthlich anzumalen, so wie die Männer mit eben
 „dieser Farbe die Mähnen und Schwänze der Pferde
 „zu bestreichen pflegen. Ueberdem durchbohren die
 „Weiber noch die Ohren an unterschiedenen Orten,
 „um sich daran mit eben so viel Schnallen und Ringen
 „auspußen zu können, und schmücken Arme und Beine
 „mit Landesüblichen Schnüren“ x).

Uebri-

*) *Capra Gazella Linn. S. N. XII. p. 96.* Eine Art ägyptischer wilder Ziegen.

x) *S. Le Voyage fait par ordre du Roi dans la Palestine par M. D. L. R. p. 260.*

Uebrigens herrscht unter allen Arabern viel Eifersucht gegen ihre Weiber. Ob diese gleich alle von ihnen erkaufte oder entführet worden, so pflegen sie denselben doch liebeich und gewissermaßen ehrerbietig zu begegnen.

Die Aegyptier, als die nächste Nachbarn der Araber, die von eben derselben Religion, und, wie diese, der türkischen Oberherrschaft unterworfen sind, haben doch vielerley von den arabischen sehr merklich unterschiedene Gewohnheiten. So findet man z. B. in allen Städten und Dörfern, längs des Nils, Mädchen, die zum Vergnügen reisender Mannspersonen bestimmt sind, ohne sich dafür bezahlen lassen zu dürfen. Es ist hier einmal sittlich, allenthalben mit solchen Mädchen angefüllte Gasthäuser zu haben. Reiche Leute glauben auf ihrem Sterbebette noch eine fromme Pflicht auszuüben, wenn sie das Ihrige noch zur Stiftung neuer solcher Häuser beitragen, und sie recht stark mit Mädchen bevölkern, die sie zu dieser liebevollen Absicht auf ihre Unkosten erkaufen lassen. Werden diese mit einem Knaben entbunden, so kommt es ihnen zu, ihn bis zu einem Alter von drey oder vier Jahren unter ihrer Aufsicht zu behalten. Hernach übergeben sie dieses Pfand ihrer pflichtmäßigen Liebe dem Patron des Hauses oder seinen Erben, deren Schuldigkeit es ist, ein solches Kind anzunehmen, wofür sie das Recht haben, sich dessen künftig, als eines Leibeignen oder Sklaven zu bedienen. Die Mädchen hingegen bleiben immer bey ihren Müttern, und mit ihnen werden in der Folge die entledigte Stellen der Mütter wieder ausgefüllt y).

Die

Die ägyptischen Frauenzimmer sind ungemein braun, mit lebhaften Augen versehen z). Sie haben kaum eine mittelmäßige Länge und eine ziemlich abschreckende Kleidertracht, auch eine verdrüssliche Langweiligkeit in ihren Umgänge a). Sie stehen auch in dem Ruf, sehr fruchtbar zu seyn. Einige Reisebeschreiber sagen daher, die Fruchtbarkeit, welche durch die häufigen Ueberschwemmungen des Nils veranlaßet würde, pflege sich von den Feldern auf Menschen und Thiere zu erstrecken. Sie halten es für eine niemals trügende Erfahrung, daß allemal das neue Wasser die Weiber, wenn sie entweder davon trinken oder sich auch nur darinn baden, fruchtbar mache; daher sie auch in den ersten Monathen, gleich nach der Ueberschwemmung, oder in den Monathen Julius und August, am gewöhnlichsten empfangen, und hernach im Julius oder August ihre Kinder zur Welt bringen. Die Kühe sollen fast immer zwey Kälber, die Schafe zwey Lämmer auf einmal bekommen u. s. w. b). Kaum lassen sich diese wohlthätigen Einflüsse des Nils mit den traurigen Krankheiten vereinigen, die sein Austreten verursacht. Herr Granger versichert uns, die ungesunde Luft in Aegypten pflege viel Augenkrankheiten hervorzubringen, die so schwer zu heilen wären, daß fast allemal eine wirkliche Blindheit nachbliebe; daher auch in Aegypten mehr Blinde, als in irgend einem andern Lande gefunden würden. Zur Zeit des anwachsenden Nilflusses, fährt er fort, bekommen die meisten Einwohner von den alledann sehr gesalzenen Wassern des Flusses die hartnäcklichsten Nuhren c).

So

z) S. Les Voyages de *Gemelli Careri*. Tom. I. p. 190.a) S. Les Voyages du *Pere Vansleb*. à Par. 1677. p. 43.b) S. Les Voyages du *Sieur Lucas*. Rouen 1719. p. 83.c) S. Les Voyages de *Mr. Granger*. Par. 1745. p. 21.

So klein die ägyptischen Weiber gemeiniglich zu seyn pflegen, so ansehnlich findet man die gewöhnliche Länge der Männer d). Beide Geschlechter haben, überhaupt betrachtet, eine olivengrünliche Farbe. Je weiter man sich von Kairo entfernt, desto dunklerbraun findet man die Einwohner. An den Grenzen von Nubien sieht man fast eben so schwarze Leute, als die Nubier selbst sind. Unter die natürlichsten Fehler der Aegyptier gehören Zaghaftigkeit und Faulheit. Ihr ganzes Tagewerk besteht größtentheils in Kaffeetrinken, Tabakrauchen, Schlafen, in müßigem Stillestand oder in träger Plauderen auf den Straßen. Die natürlichste Folge dieser Lebensart ist eine grobe Unwissenheit, wodurch sie aber von einer lächerlichen Eitelkeit sich nicht abhalten lassen. Die Kopten selbst können von diesen Lastern gar nicht frey gesprochen werden. Ob sie gleich den Verlust ihres Adels, ihrer Wissenschaften, ihrer Kriegesübungen, ihrer eignen Geschichte, ja so gar ihrer Sprache, zugleich aber ihre Verwandlung aus einem sehr berühmten und mächtigen, in ein elendes, sklavisches Volk, eingestehen müssen, so treiben sie doch ihren Stolz noch bis zur Verachtung anderer Nationen, und würden zuverlässig den Vorschlag, ihre Kinder nach Europa zu schicken, um sie daselbst in den Wissenschaften und Künsten unterrichten zu lassen, für eine schimpfliche Beleidigung annehmen e).

Die

d) *C. Les Voyages de Pietro della Valle. Tom. I. p. 401.*

e) *C. Les Voyages du Sieur Lucas. Tom. III. p. 194. und La Relation d'un Voyage fait en Egypte par le Pere Vausleb p. 42.*

Die zahlreiche Nationen, welche die Küsten des mittelländischen Meeres von Aegypten bis zum großen Weltmeere und die ganze Strecke der Länder von der Barbarey an bis zum Berg Atlas und jenseit der Grenzen desselben bewohnen, sind alle von sehr unterschiedener Abkunft. Es konnte nicht anders seyn, da zu Bevölkerung derselben mit einer großen Vermischung von mancherley Arten der Menschen, außer den ursprünglichen Landeseinwohnern, die Araber, Vandalen, Spanier und in den ältern Zeiten so gar die Römer und Aegyptier das Ihrige beygetragen haben. So haben zum Beweis die Bewohner der Aureßischen Gebirge eine mit ihren Nachbarn gar nicht übereinstimmende Gesichtsbildung, anstatt einer dunkelbraunen, vielmehr eine weiße und rothe Farbe, und Haare, die bey ihnen dunkelgelb, bey allen andern Bewohnern dieser Gegenden aber schwarz aussehen. Herr Shaw hält es daher für wahrscheinlich, den Ursprung dieser gelblichen Leute von den Vandalen herzuleiten, die, nach ihrer Vertreibung, Mittel fanden, sich wieder an einigen Orten dieser Gebirge nieder zu lassen f).

Die Weiber des Königreiches Tripoli pflegen im Ansehen stark von ihren Nachbarinnen, den Aegyptierinnen, abzuweichen. Sie haben eine beträchtliche Größe, und suchen den Vorzug einer besondern Schönheit in einer außerordentlich langen Gestalt ihres Leibes. Den Arabischen Frauenzimmern ahmen sie vornämlich in der Gewohnheit nach, ihr Gesicht, besonders Wangen und Kinn, mit Nadeln aufzuritzen. Die

f) S. Les Voyages de M. Shaw à la Haye 1743. T. 1. p. 168.

Die rothen Haare stehen bey ihnen, wie bey den Tür-
Einnen, in großer Achtung, daher auch die Haare der
Kinder fleißig mit rother Farbe bestrichen werden g).

Ueberhaupt kömmt es bey Maurischen Wei-
bern sehr darauf an, ihre lange Haare bis auf die
Fersen herunter wachsen zu lassen. Diejenigen, mel-
chen die Haare nicht so dicht, auch nicht so lang, als
andern gewachsen sind, pflegen falsche zu tragen, alle
Weiber ohne Unterschied aber, sie mit Bändern ein-
zuflechten. Die Augenbraunen färben sie mit einem
Pulver von Reißbley, und glauben, durch diese dun-
kele Farbe den Augen eine besondere Schönheit er-
theilen zu können. Dieses Verfahren gehört unter
die ältesten und allgemeinsten Gewohnheiten, weil
die Griechischen und Römischen Frauenzimmer
eben so sehr, als die Morgenländischen, darauf
bedacht sind, ihre Augen braun zu färben h).

Die meisten Maurischen Weiber würden so
gar in Europa für Schönheiten gelten. Ihre Kin-
der sind mit einer vortreflichen Gesichtsfarbe und ei-
nem sehr weißem Körper gezieret. Zwar pflegen die
Knaben, die sich beständig den Sonnenstrahlen bloß-
stellen, bald braun zu werden, die Mädchen aber,
welche das Haus nicht oft verlassen, ihre Schönheit
bis ins dreyßigste Jahr zu erhalten. In diesem Alter
hören sie gemeiniglich auf, Kinder zu gebähren; da-
gegen ist es unter ihnen gar nichts ungewöhnliches, im
zwölften Jahre bereits Mutter, im zwey und zwanz-
zigsten

g) G. L'état des Royaumes de la Barbarie. à la Haye
1704.

h) G. Les Voyages de Mr. Shaw. T. I. p. 382.

zigsten aber, schon Großmutter zu seyn. Da sie nun ihr Leben mehrentheils eben so hoch, als die Europäischen Weiber, bringen, so können sie fast alle viel Enkel und Uhrenkel erleben i).

Wenn man bey dem Marmol die Beschreibung dieser unterschiedenen Völker nachlieset, so zeigt sich, daß die Bewohner in den Gebirgen der Barbarey weiß, die Leute hingegen an den Seeküsten und auf dem flachen Lande sehr braun und stark von der Sonne gebrannt, aussehen. Die Einwohner von Kapez, einer Stadt im Königreiche Tunis, am mittelländischen Meere, hat er ausdrücklich als arme, sehr schwarze; k) die Einwohner aber längs dem Fluß Dara, in der Provinz Estura im Königreich Maracko, als dunkel-braune, l) und die Einwohner in Zarhu, in den Gebirgen in Sez, gegen den Berg Atlas, als ganz weiße Leute beschrieben. Er setzt noch hinzu, die lekten achteten so wenig Frost und Kälte, daß es bey ihnen gewöhnlich wäre, mitten im Schnee und Eis dieser Gebirge die leichtesten Kleidungen zu tragen, auch das ganze Jahr hindurch mit unbedecktem Kopfe zu gehen m). Die Einwohner in Numidien hat er mehr braun, als schwarz, die dafigen Weiber hingegen ziemlich weiß und fett, alle Männer aber ganz mager geschildert n). Von den Einwohnern in Guaden am Ende von Numidien, an den Senegalischen Grenzen sagt er, sie wären

i) Ebend. p. 395.

k) S. L'Afrique de Marmol. Tom. II. p. 536.

l) Ebend. p. 125.

m) Ebend. Tom. II. p. 198 und 305.

n) Ebend. T. III. p. 6.

ren vielmehr schwarz, als braun o), in der Landschaft Dara gäbe es aber schöne, gesunde Weiber, und es wimmelte daselbst allenthalben von Mohrensklaven aus beyderley Geschlechte p).

Alle vom 20ten und 30ten bis zum 35ten Grade nördlicher Breite der alten Welt anzutreffende Völker, vom Reiche des großen Moguls bis zu der Barbarey, ja vom Ganges bis zu den westlichen Küsten des Königreiches Maracko, sind auf diese Weise nicht sonderlich von einander unterschieden. Doch muß man hier die besondern Abweichungen ausnehmen, welche durch die Vermischung mit andern miternächtlichen Völkern entstanden, die einige von diesen großen Ländern erobert oder bevölkert haben. Der Umfang dieser unter einerley Paralleln liegender Länder, umschreibet einen Raum von etwa zweytausend Meilen. Ueberhaupt genommen, sind in demselben die Menschen braun und schwärzlich, zugleich aber von gutem Ansehen und regelmäßigem Bau des Körpers. Untersuchen wir indeß die unter einem gemäßigtem Himmelsstrich lebende Nationen, so wird sich zeigen, daß die Einwohner der nördlichen Provinzen des Mogulischen und Persischen Reiches, die Armenier, Türken, Georgier, Mingrelier, Zirkasier, Griechen und alle Völker in Europa, für die schönsten, weißesten und wohlgebildetsten Menschen auf dem ganzen Erdboden zu halten sind. Obgleich Kachemira sehr weit von Spanien, oder Zirkasien sehr weit von Frankreich entfernt lieget, so pflegt man dem ohnerachtet außerordentlich viel Aehnlichkeit unter diesen so weit von einander entlegenen, aber fast

o) S. L'Afrique de Marmol Tom. III. p. 7.

p) Ebend. p. II.

in gleicher Weite von der Mittellinie wohnenden Völkern anzutreffen.

Die Kachemirianer, welche nach Berniers Bericht, in dem Ruf einer großen Schönheit stehen, gleichen an zierlichem Bau ihres Körpers den Europäern, ohne die mindeste Spur eines tartarischen Gesichtes, weil an ihnen weder die platte Nase, noch die kleinen Schweinsaugen ihrer Nachbarn wahrgenommen werden. Besonders giebt es unter ihnen so schöne Weiber, daß die meisten Fremden, die als Neulinge beym Hofe des großen Mogul ankommen, am lüsterntesten nach den Kachemirischen Weibern sind, um so viel mehr, da sie von selbigen weißere Kinder, als die Indianer sind, zu erzeugen hoffen, die man für ächte Moguln erklären könnte q).

Das Georgianische Blut übertrifft an Schönheit noch das Kachemirische. In ganz Georgien ist kein häßliches Gesicht anzutreffen. Gegen die meisten Frauenzimmer dieses Landes hat sich die Natur, in Ausheilung weiblicher Annehmlichkeiten so freigebig und milde bewiesen, daß man fast allenthalben ihres Gleichen vergeblich sucht. Bey der ansehnlichsten Größe, dem schönsten Bau des Körpers und einer sehr schlanken Leibesgestalt, haben sie auch im Gesicht ein liebenswürdiges Ansehen r). Auch den Männern pflegt es nicht an einem beträchtlichen Grade von Schönheit s) und eines natürlichen, gesunden

q) S. Les Voyages de Bernier. Amst. 1710. T. II. p. 281.

r) S. Les Voyages de Chardin I. Part. Lond. 1686. p. 204.

s) S. Il genio vagante del Conte Aurelio degli Anzi. In Parma 1691. Tom. I. p. 170.

den Verstandes zu fehlen. Sie würden so gar zu den Wissenschaften und Künsten aufgeleget seyn, wenn ihre schlechte Erziehung sie nicht in tiefer Unwissenheit und greben Lastern erhielte. Auf der ganzen Welt findet man vielleicht kein Land, wo die Nuchlosigkeit und Trunkenheit so sehr, als in Georgien, zu Hause gehört. Chardin versichert uns, die Geistlichen daselbst wären eben so gute Trunkenbolde, als die andern, und hielten sich, wie der übrige Theil des Volkes, eine Menge Sklavinnen zu Benschläferinnen, ohne dadurch ein Uergerniß zu stiften, weil man diese Gewohnheit allgemein angenommen und überall gebilliget hat. Eben dieser Chardin will so gar von einem Aufseher der Kapuciner die sichte Nachricht haben, es wäre ihm oft vom Katholikos oder Patriarch in Georgien versichert worden, daß jedermann, der in den großen Festen, als Ostern und Weynachten, sich nicht sinnlos tränke oder im äußersten Grad besöffe, nicht allein den Ruhm eines guten Christen verliere, sondern auch den Kirchenbann sicher zu erwarten habe t). Bey allen diesen Ausschweifungen unterlassen doch die Georgier nichts, was zur Höflichkeit, Leutseligkeit und gelesenen Mäßigung gehört. Es ist eine Seltenheit, einen Georgianer in Zorn gerathen zu sehen, ihr Haß ist aber unauslöschlich, wenn man sich ihre Feindschaft einmal zugezogen hat.

Man findet, wie Struys versichert, auch in Sirkasien sehr weiße, schöne Frauenzimmer, deren reizendes Gesicht die schönste Farbe von der Welt haben soll. Ihre Stirn ist groß und glatt, ihre Augenbraunen sind, ohne Beyhülfe der Krast, so zart

F 3

und

t) S. Les Voyages de Chardin p. 205.

und fein, als ob ein seidner Faden bogenweise über den Augen zusammen gelegt worden. Aus großen, freundlichen Augen werfen sie die feurigsten Blicke. Dabey haben sie eine wohlgebildete Nase, rothe Lippen, einen kleinen lächelnden Mund, und ein länglicht rundes Kinn, wie es der geschickteste Mahler zeichnen würde. Hals und Brust erscheinen hier in ihrer ganzen Vollkommenheit. Ihre Haut ist so weiß, als Schnee, ihre Leibesgestalt groß und ungezwungen, ihr Haar so schwarz, wie Kohlen. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze von schwarzem Zeuge mit einer Wulst von eben der Farbe. Das Lächerliche bey ihrer Tracht findet man bey den Wittwen, die anstatt erwähnter Wulst eine so stark, als möglich, aufgeblasene Kuh- oder Ochsenblase tragen, und sich dadurch auf die lächerlichste Art entstellen. Im Sommer bedecken sich die gemeinen Weiber bloß mit einem blauen, roth oder gelben, bis an die Mitte des Leibes offen stehenden Hemde. Ihr Busen ist unvergleichlich. Bey aller Freymüthigkeit aber, womit sie die Fremden unterhalten, pflegen sie doch ihren gar nicht eifersüchtigen Männern die größte Treue zu beweisen *).

Tavernier bekräftiget ebenfalls die Schönheit und vortrefliche Bildung der Romanischen, Sirkasischen und Georgianischen Frauenzimmer, und sagt von ihnen, sie pflegten bis zu einem Alter von fünf und vierzig oder funfzig Jahren beständig frisch und gesund auszusehen, auch insgesammt sehr arbeitsam zu seyn und sich oftmals mit den beschwerlichsten Arbeiten abzugeben. Im Ehestand haben diese Völker die größte Freyheit beybehalten. Wenn
sich

*) S. Les Voyages de Struys Tom. II, p 75.

sich der Fall ereignet, daß ein Mann mit seiner Frau nicht völlig zufrieden ist und sich deshalb zuerst beklaget, so läßt unverzüglich der Herr des Ortes die Frau abhohlen und verkaufen, dem Kläger aber giebt er eine andere. Bringt aber die Frau zuerst ihre Beschwerden an, so wird sie frey gelassen und ihr Mann von ihr genommen u).

Nach dem Berichte der Reisebeschreiber sind auch die Mingrelrier eben so schön und wohlgebildet, als die Georgianer oder Zirkassier. Diese Völker scheinen daher nur eine und eben dieselbe Gattung auszumachen. „Es giebt in Mingrelien, sagt Char:
 „din, außerordentlich viel schöne Weiber von majestätischem Ansehen, bewundernswürdiger Gesichtsbildung und Leibesgestalt. Ihr Blick ist außerdem
 „so einnehmend, daß er allen denen, welche sie ansehen, gefährlich wird. Die minder schönen oder alten
 „Frauenzimmer belegen sich sehr ungeschickt mit einer Schminke, und bemalen ihr ganzes Gesicht, Augenbraunen, Wangen, Stirn, Kinn und Nase. Die
 „andern begnügen sich mit gemahlten Augenbraunen und pußen sich daneben, so gut sie können. Sie
 „kleiden sich wie die Persianerinnen, und tragen einen Schleyer, welcher bloß den obern und hintern
 „Theil des Kopfes bedeckt. Es fehlt ihnen weder an Verstand, noch an höflichem und liebeichem Betragen. Das schlimmste an ihnen ist ihre Treulosigkeit
 „und ihre Neigung, kein einziges, auch das boshafte Mittel nicht unversucht zu lassen, wenn es auf
 „die Eroberung, Erhaltung oder auf den wahrscheinlichen

§ 4

„lichen

n) S. Les Voyages de Tavernier. Rouen 1713. T. I
 P. 469.

„lichen Verlust und auf das Verderben eines Liebhabers ankommt.

„ Auch die Männer sind mit viel bösen Eigenschaften begabet. Sie werden alle zur Dieberey abgerichtet. Sie treiben dieses Handwerk als eine Wissenschaft, in welcher sie Vergnügen und Ehre zu suchen pflegen; daher sie auch einander jeden begangenen Diebstahl, mit allen Zeichen einer großen Zufriedenheit, erzählen, und gemeiniglich deshalb vielen Ruhm und große Lobsprüche einern. Mord, Straßenraub und Lügen gehören unter ihre preiswürdigsten Heldenthaten; Hurerey, Vielweiberey und Blutschande unter ihre größte Heldentugenden. Die Männer entführen sich einer des andern Weiber. Jeder nimmt, ohne Bedenken, seines Vaters oder seiner Mutter Schwester, seines Bruders oder seiner Schwester Tochter und seiner Frauen Tante. Man heyrathet auf einmal zwei bis drey Frauen, und hält sich noch überdies eine beliebige Zahl von Benschläferinnen. Die Eifersucht ist noch der geringste Fehler bey den Männern. Wenn ohngefähr ein Mann seine Frau mit einem Liebhaber auf der That ertappet, so hat er das Recht, von letzterm die Bezahlung eines Schweins zu erzwingen. Das ist auch gemeiniglich die ganze Rache. Das Schwein wird hernach unter ihnen dreyen friedsam verzehret. Sie halten die Gewohnheit für sehr loblich, viel Weiber und Benschläferinnen zu haben, weil man dadurch viel Kinder bekäme, die man entweder für baares Geld verkaufen, oder für allerley nußbares Geräthe und Lebensmittel vertauschen könnte x)“.

Die

x) S. Les Voyages de Chardin p. 77. &c.

Die Sklaven stehen überhaupt unter den Nindgiern gar nicht in hohem Werthe. Mannsversonen von fünf und zwanzig bis zu vierzig Jahren kann man für funfzehn, ältere für acht bis zehn Thaler; hübsche Mädchen von dreyzehn bis zu achtzehn Jahren für zwanzig Thaler, die andern aber noch wohlfeiler, die Weiber für zwölf, die Kinder für drey bis vier Thaler, einkaufen y).

Die Türken, welche von diesen Sklaven eine große Menge zu erhandeln pflegen, sind ein Volk, das aus vielen andern besteht. Die Armenier, Georgianer und Turkomannen haben sich, zur Zeit der Kreuzzüge mit den Arabern, Aegyptiern und so gar mit den Europäern vermischt. Ist es unter diesen Umständen wohl möglich, die ursprünglichen Einwohner von Klein Asien, Syrien und der übrigen Turkey in ihnen zu erkennen? Man hat von den Türken alles, was man weiß, gesagt, wenn man sie nur überhaupt als starke, wohlgebildete Leute beschreibt. Höchst selten wird unter ihnen ein Bußlichter oder Hinkender angetroffen z). Auch die Weiber sind unter ihnen gemeiniglich schön, wohlgebildet und ohne Fehler. Da sie wenig und nie, ohne Schleyer über dem Gesicht, ausgehen, prangen sie beständig in einer Schneeweissen Gesichtsfarbe a).

Nach Belons Bericht giebt es in Asien kein Bauerweib ohne die blühendste rosenrothe Gesichtsfarbe, ohne die zartste, weiße, glatte und so fein gespannte

§ 5

Haut

y) Ebend. p. 105.

z) G. Les Voyages de Thevenot. Par. 1664. Tom. I. p. 55.

a) Ebend. p. 105.

Haut, welche sich wie der schönste Sammet anfühlen läßt. Sie bedienen sich der Erde von Schio *), welche sie, durchs Einweichen in Wasser, in eine Art von Salbe verwandeln, und sich, wenn sie eben im Bade sind, mit selbiger den Leib, das Gesicht und ihre Haare bestreichen. Die Augenbraunen malen einige schwarz, andere lassen sich dieselben mit Kusma **) wegbeizen, und machen sich dann mit einer schwarzen Farbe

- *) Oder der Selinussischen Erde (Terre de Chio ou Selinussienne, Terra Citha vel Selinusia). Herr von Bomare in seinem *Dict. d'H. Nat.* Tom. X. p. 251. beschreibt sie als eine hellgraue thonartige Boladerde, welcher man eine anziehende und auflösende Kraft beyleget, vermöge welcher sie geschickt wäre, Flecken und Narben der Haut wegzuschaffen, knotige Brüste zu erweichen, und Geschwülste sowohl der Schamdrüsen, als der Hoden zu zertheilen.

III . . .

- **) Das Kusma ist, wie Bellonius schreibt, eine grabene Substanz, welche dem Abgang des Eisens ähnlich, aber leichter und schwarz ist, und einem verbrannten mineralischen Körper gleich siehet. Die Grube hat er in Galatien, ohnweit der Stadt Rute gesehen. (C. Geoffroy *Mat. Med.* 1 B. S. 314.)

Alle Mineralogen, welche dieser mineralischen Substanz gedenken, betrachten sie als ein ägendes Mittel, welches unter andern die vorzügliche Wirkung thut, Haare ausfallen zu machen. In der That bedienet man sich des Kusma, zu Vertilgung überflüssiger Haare, in der Turkey so häufig und allgemein unter Männern und Frauen, daß, nach Pomets Erzählung, der Groß-

Farbe falsche Augenbraunen, in Gestalt eines Bogens, den sie, wie einen halben Mond, erheben. Von fern sieht es gar nicht übel, aber in der Nähe desto häßlicher aus, obgleich dieser Gebrauch sich schon von alten Zeiten herschreibet b). Er saget ferner von den Türken beyderley Geschlechtes, daß ihnen am ganzen Leibe

Großsultan jährlich davon mehr, als dreßsig tausend Dukaten sichere Einkünfte hat. Die Kaufleute zu Constantinopel verschicken davon eine große Menge nach den übrigen Gegenden des Morgenlandes, so gar bis in die Asiatischen Länder. In Frankreich wird aus diesem Haar-vertilgenden Mittel eine so große Seltenheit gemacht, daß man es mit dem Gold in gleichem Werthe hält. Herr Pomet saget, wenn das Rusma besser bekannt wäre, so würde man es der aus Kalk und Antipigment gemachten Salbe deswegen vorziehen, weil es gewisser und ohne Gefahr seine Wirkung zu äußern pfleget.

Herr von Bomare hat ein Stück Rusma in seinem Cabinet, welches eben den Geschmack, eben das Gewebe, doch eine dunklere Farbe, als der Schwedische Calchitis oder Chalcitis hat, welchen einige den rothen Utramentstein nennen. (Vid. Catholicon, lit. C. p. 190 Cf. *Bom. Dict.* III, p. 248. (olcothar fossile, Calchitis nativa rubra.) Wenn man einige Körnchen auf glühende Kohlen wirft, geben sie gleich einen Geruch, der einen durch Schwefel und Arsenik mineralisirten Utramentstein zu verrathen scheint. *S. Bom. Dict.* Tom. X. p. 130.

III . . .

- b) *S. Les Observations de Pierre Belon. Paris 1555. p. 199.*

Leibe, den Kopf und Baart ausgenommen, die Haare unerträglich wären. Sie pflegten sie daher mit Kusma wegzunehmen, womit sie halb so viel ungelöschten Kalk vermischen und hernach beides zusammen in Wasser einweichen. Mit dieser Mischung bestreichen sie, bevor sie das Bad besteigen, diejenigen Theile, welche sie glatt haben wollen, und lassen sie darauf so lange fleben, als zum Sieden eines Eies Zeit erfordert wird. So bald man hernach anfängt im warmen Bade zu schwitzen, fallen die Haare von selbst aus, wenn sie sich im warmen Wasser bloß mit der Hand waschen. Die Haut bleibt alsdann glatt, ohne die geringste Spur von Haaren c).

Belon erzählet auch noch von Aegypten, daß es daselbst eine kleine Staude gäbe, die von den Bewohnern Alkana *) genennet würde. Man bediene sich ihrer getrockneten und in Pulver verwandelten Blätter

c) S. Ebend. p. 198. Cf. *Geoffroy Mat. medica* 1 Theil Leipz. 1760. p. 314. Unsere Barbierre pflegen dieses heut zu Tage mit eben dem sichern Erfolg durch Auripigment und ungelöschten Kalk zu bewerkstelligen.

III . . .

*) Die unbewafnete Lawsonische Pflanze. *Lawsonia inermis* Linn. Spec. Plant. 1. p. 498. *Ligustrum aegypt. latifolium* C. *Bauh. Pin.* p. 476. *Alhenna* f. *Henna* Arabum. *Walth. Hort.* 3. T. 4. *Pontaletsce. Rheed Malab.* IV. p. 117. T. 57: *Alkana* Arabum *Bellon. Itin.* 35. *Cyprus, Henna, Alcana. Rauwolf. Itin.* 60. T. 60. *Diétr. Pflanzent.* 1. p. 435. *Alcana. Vallm. de Bom. Dict. Tom.* 1. 193. *Alkana. Cathol. lit. A.* p. 225. Eine indianische und ägyptische Pflanze, deren pulve-

Blätter zu einer gelben, auch rothen Farbe, mit welcher sich alle Türkische Weiber die Hände, Füße und Haare, gelb oder auch roth färbten. Mit eben dieser Farbe bestreichen sie auch nicht allein die Haare ihrer Kinder von beyderley Geschlechte, sondern auch die Mähnen ihrer Pferde u. s. w. d)

Weil bey den Türkischen Weibern die schwarzen Augen sehr hochgeschätzt werden, so pflegen sie dieselben durch zubereitete gebrannte Tuzia so schwarz, als möglich zu färben. Zu dieser Absicht bedienen sie sich eines goldnen oder silbernen Pfriemen, den sie mit ihrem Speichel benetzen, damit sich etwas von dem schwarzen Pulver anhangen und in die Augen kommen möge, wenn sie das Instrument sanft zwischen den Augenlidern und dem Augapfel durchziehen e). Sie baden sich oft und räuchern sich alle Tage; mit einem
Worte,

pulverisirte Blätter ebenfalls den Namen Alcana führen, und, je nachdem sie mit Wasser oder Zitronensaft vermischt werden, eine gelbe oder eine rothe Farbe hervorbringen. In Aegypten, Persien, Arabien und in der ganzen Levante bedienet man sich dieses mit Zitronensaft angemachten und zur Dichtigkeit eines Teiges gebrachten Pulvers als einer Schminke, womit sich die Mannspersonen den Baart, die Weiber und Mädchens aber die Nägel färben. Aus den Blüthen dieses Baumes wird auch die wohlriechende Nervenstärkende Zypriische Salbe, wovon dieses Gewächs auch Cyprus heißt, verfertigt.

m . . .

d) S. Les Observations de Pierre Belon p. 136.

e) S. La nouvelle Relation du Levant par M. P. A. Paris 1667. p. 355.

Worte, sie wenden alles an, was zu Erhaltung und Vermehrung ihrer weiblichen Reize das mindeste beizutragen vermag. Von den Persianerinnen will man aber behaupten, daß ihnen die Türkinnen, in Ansehung des Bestrebens, nett und schön zu erscheinen, doch nicht beykämen. Es herrscht auch unter den Mannspersonen eine große Verschiedenheit im Geschmacke, wenn von Schönheiten die Rede ist. Die Persianer suchen lauter braune, die Türken bloß die rothen Schönen f).

Vormals behauptete man, die Juden, als ursprüngliche Abkömmlinge von Syrien und Palästina wären jezo noch eben so braun, als vor alten Zeiten. Nisson hat aber ganz richtig angemerkt, daß es unrecht sey, alle Juden für braun auszugeben. Das läßt sich bloß von den Portugiesischen Juden behaupten. Diese Leute verheyrathen sich bloß unter ihres Gleichen, die Kinder müssen also nothwendig ihren Vätern und Müttern ähnlich sehen, und ihre braune Farbe muß allenthalben, wo sie wohnen, sogar in mitternächtlichen Ländern, mit einer kaum merklichen Abnahme, fortdauern. Man betrachte dagegen die Deutsche; B die Prager Juden; wird man wohl an ihnen eine braunere Gesichtsfarbe gewahr, als an allen andern Deutschen? g)

Die Einwohner in Judäa gleichen heutiges Tages andern Türken, doch sind sie etwas brauner, als die Konstantinopolitanischen oder die Juden an den Küsten des schwarzen Meeres; so wie man die Araber, die weiter gegen Mittag wohnen, brauner als die Syrier findet.

Gleiche

f) S. *Le Voyage de la Boullaye*. p. 110.

g) S. *Les Voyages de Nisson* 1717. T. II. p. 225.

Gleiche Bewandniß hat es auch mit den Griechen. Im nördlichen Theile Griechenlandes giebt es ganz weiße, in den südlichen Inseln oder Provinzen ganz schwarze Bewohner. Allgemein betrachtet, muß man den Griechinnen vor den Türkinnen einen merklichen Vorzug, in Ansehung der Schönheit und Lebhaftigkeit, zugleich aber auch den Vorzug einer viel größern Freyheit eingestehen. Gemelli Careri erzählt von den Weibern auf der Insel Sibirio, sie wären ganz weiß, schön, lebhaft, gegen die Mannspersonen sehr vertraut und gefällig. Den Mädchens wäre es erlaubt, nach eignen Belieben mit Fremden umzugehen. Alle Frauenspersonen giengen mit völlig entblößten Brüsten h). Die Griechischen Weiber, besonders um Konstantinopel, wären mit den schönsten Haaren von der Welt gezieret, welche bis auf die Fersen herabhiengen. Eben diese langhaarige Weiber aber pflegen lange nicht so regelmäßige Gesichtszüge, als die andern Griechinnen, zu haben i).

Große, starke Augen und sehr erhabne Augenbraunen halten die Griechen für eine sehr große Schönheit an den Weibern, und verlangen, daß wohlgebildete Mannspersonen mit noch größern Augen und stärkern Augenbraunen, als die Weiber, begabet seyn sollen k). Man findet auch an allen Brustbildern, Gedächtnismünzen u. s. w. der alten Griechen ungemein große Augen, in Vergleichung der Augen an Römischen Brustbildern und Münzen.

Die

h) S. Les Voyages de Gemelli Careri. Par. 1719. Tom. I. p. 110.

i) Ebend. p. 373.

k) S. Les Observations de Belon p. 200.

Die Einwohner der Inseln des Archipelagus pflegen fast alle große Schwimmer und sehr gute Taucher zu seyn. Thevenot sagt von ihnen, sie erwürben sich eine große Fertigkeit in der Kunst, Schwämme, auch andere Geräthschaften und Waaren verunglückter Schiffe aus der Tiefe des Meeres zu hohlen, und auf der Insel Samos dürften die jungen Mannspersonen ehe nicht ans Heyrathen gedenken, bis sie wenigstens acht l), oder wie Dapper saget, zwanzig Klastern tief unter das Wasser tauchen können m). Letzterer fügt noch hinzu, daß auf einigen Inseln, besonders auf der Nikarischen, eine sonderbare Gewohnheit herrsche, vermöge welcher die Bewohner, vornämlich auf dem Felde, sich nicht anders, als in einer großen Entfernung sprechen. Die Stimme dieser Insulaner soll eine so unglaubliche Stärke haben, daß sie mehrentheils in einer Entfernung von einer Viertelmeile, oft gar von einer ganzen Meile, mit einander sprächen, wodurch die Unterredung oft lange unterbrochen werden mußte, weil die Antwort allemal erst viele Minuten nach der Frage gehöret wird.

Die Griechen, die Neapolitaner und Sicilianer, die Einwohner von Korsika, Sardinien und Spanien leben fast unter einerley Parallelzirkel, haben auch in der Gesichtsfarbe viel Aehnlichkeit mit einander, und sind alle brauner, als die Franzosen, Engelländer, Deutschen, Pohlen, Moldauer, Zirkassier und alle Völker des nördlichen Europa, bis nach Lappland, wo man, wie schon anfänglich erinnert worden, eine ganz andre Art von Menschen findet.

l) S. Le Voyage de Thevenot. Tom. I. p. 260.

m) S. La Description des Isles de l'Archipel par Dapper. Amst. 1703. p. 163.

det. Wenn man Spanien durchreiset, so bemerkt man gleich von Bayonne an einen sichtbaren Unterschied in der Farbe. Man findet von hier aus gleich braune Weiber mit feurigen Augen n).

Die Spanier sind mager und klein. Sie haben eine zärtliche Leibesgestalt, einen schönen Kopf, regelmäßige Züge im Gesicht, vortrefliche Augen, sehr wohlgeordnete Zähne, dabey aber eine gelbe, und braune Farbe. Sie bringen weiße, schöne Kinder zur Welt, deren Gesichtsfarbe sich aber mit ihrem zunehmenden Alter unglaublich verändert. Ihre Haut wird von der Lust gelb und von der Sonnenhitze gebrennet, und es ist nichts leichter, als einen Spanier unter allen andern europäischen Völkern vorzufinden o). An den Bewohnern einiger Spanischen Landschaften, besonders um den Fluß Bidassoa, hat man überaus große Ohren wahrgenommen p).

Die Leute mit schwarzen oder braunen Haaren pflegen in Engelland, Flandern, Holland und in andern mitternächtlichen Provinzen Deutschlands schon selten, in Dännemark, Schweden und Pohlen fast gar nicht mehr angetroffen zu werden. Der Archiater von Linné sagt von den Gothen, sie wären groß, mit glatten, gelblichen, silberfarbigen Haaren bedeckt, und ihre Augen mit einem blaulichen Regenbogen eingefasset. Die Sinnen hätten einen.

n) S. La Relation du Voyage d'Espagee. Paris 1691.

P. 4.

o) S. Ebend. p. 187.

p) S. Ebend. p. 326.

einen fleischigen Leib, gelbe lange Haare, und einen dunkelgelben Augenring q).

Die Schwedischen Weiber sollen ungemein fruchtbar seyn. Rudbeck r) sagt, sie brächten da selbst gemeiniglich acht, zehn bis zwölf, zuweilen gar achtzehn, zwanzig, vier und zwanzig, acht und zwanzig bis dreißig Kinder zur Welt, und man fände da selbst oft Leute von hundert, ja wohl einige von hundert und vierzig Jahren. Unter die merkwürdigen Beispiele rechnet er zweien Personen, wovon die eine hundert und sechs und funfzig, die andere hundert und ein und sechs zig Jahre gelebet hat. Man muß aber wissen, daß dieser Schriftsteller von seinem Vaterlande nicht allein sehr enthusiastisch redet, sondern auch Schweden überhaupt und in allen Absichten für das angesehenste Land in der ganzen Welt ausgiebet.

Aus der an den Schwedischen Weibern gerühmten Fruchtbarkeit läßt sich noch nicht folgern, daß diese verliebter als in andern Ländern wären. Man weiß ja, daß auch sogar die Männer in den kalten Ländern keuscher, als in den südlichen Erdstrichen sind. Die Spanier und Portugiesen sind weit verliebter als die Schweden, die Weiber der letztern aber viel fruchtbarer, als der ersten. Es ist allgemein bekannt, wie die nordischen Völker ganz Europa dermaßen überschwemmet haben, daß Nor-

den

q) *Gorbi corpore proceriore, capillis albidis rectis, oculorum iridibus cinereo-cærulescentibus. Fennone, corpore toroso, capillis flavis prolixis, oculorum iridibus fuscis. Linn. Faun. Suec. 1746. und 1761. p. I.*

r) *S. Olai Rudbeckii Atlantica. Upsal. 1684.*

den daher von den Geschichtschreibern die Völker-
Fabrik oder Officina gentium genennet worden.

Was Rudbeck gesagt, bestätigt auch der Ver-
fasser der historischen Reisen von Europa, daß
nämlich in Schweden die Menschen ein höheres Le-
bensziel erlangeten, als in den meisten übrigen Euro-
päischen Königreichen. Er habe daselbst unterschiedene
gesehen, von welchen man ihm versichern wollen, sie
hätten schon ein Alter von mehr als hundert und fünf-
zig Jahren erreicht t). Die Ursache von der langen
Dauer des Lebens der Schweden, die auch bey den
Dänen Statt haben soll, glaubt er in der gefundenen
Luft dieser Himmelsstriche zu finden. Die Dänen
sind, wie er sagt, große, starke Leute, von lebhaf-
ter und rother Gesichtsfarbe. Sie pflegen mit einer
vorzüglich reinen Luft ein langes Leben einzuathmen,
und haben sehr weiße, ziemlich wohl gebildete, auch
sehr fruchtbare Weiber u).

Vor des Czar, Peters des ersten Regierung
hatte man die Rußen, wie die Geschichtschreiber mel-
den, für bloße Barbaren zu halten. Als ein in der
Sklaverey gebohrnes Volk waren sie plump, viehisch,
grausam, verzagt und ungesittet. Sie badeten sich oft,
Männer und Weiber unter einander, in so unerträg-
lich heißen Badstuben, daß es außer ihnen, kein an-
derer Mensch hätte darinn aushalten können, und aus
diesen heißen Bädern gehen sie hernach, gleich den
Lappen, unmittelbar in ein kaltes Wasser über. Sie
nährten sich mit sehr schlechter Kost. Ihre Lieblings-

G 2

gerichte

t) S. Les Voyages Historiques de L'Europe. Paris 1693.
Tom. VIII. p. 229.

u) S. Ebend. p. 279. 280.

gerichte waren Gurken und Astrakanische Melonen, welche sie, den Sommer hindurch, mit Wasser, Mehl und Salz einzumachen pflegten x). Dem Genuß einiger Arten von Fleisch, als von Tauben und Kälbern, entsagten sie aus einem höchst lächerlichen Aberglauben. Ihre Weiber besaßen indeß schon von jenen Zeiten an die eitle Geschicklichkeit, rothe Schminke aufzutragen, die Augenbraunen entweder anzumalen, oder auszurupfen und wieder durch künstliche zu ersetzen. Sie mußten sich auch mit Edelsteinen prächtig aufzuputzen, den Kopf mit Perlen zu schmücken, und sich mit reichen, kostbaren Stoffen zu bekleiden. War dies nicht schon ein Beweis, daß die Barbaren ihrem Ende sich zu nähern anfing, und daß es ihrem Oberhaupt unmöglich so viel Mühe gekostet haben kann, unter ihnen gute Ordnung einzuführen, als einige Schriftsteller behaupten wollen? Heut zu Tage machen die Russen ein gesittetes Volk aus, welches starken Handel treibet, sich auf Wissenschaften und Künste leget, Schauspiele besuchet, und viel auf sinnreiche Neuigkeiten und Erfindungen zu halten pfeget. Wenn ein Monarch oder großer Prinz dergleichen wichtige Veränderungen machen soll, muß er nicht allein mit edeln Gefinnungen, sondern auch gerade zu einer solchen Zeit geböhren werden, in welcher diese auf das Volk einen wirklichen Einfluß haben können.

Einige Schriftsteller sagen, daß, wegen der vorzüglichen gesunden Luft, in Rußland niemals eine Pest entstanden wäre. In den Geschichtsbüchern dieses Reichs findet man aber doch Nachricht von ansteckenden Krankheiten, die 1421. und in den sechs folgenden Jahren in Moskau dermaßen gewüthet hätten,

x) S. La Relation curieuse de *Moscovie*. Paris 1693. p. 181.

hätten, daß die ganze Leibesbeschaffenheit aller Einwohner und ihrer Nachkommen dadurch eine große Veränderung erlitten. Denn seit jenem unglücklichen Zeitpunkt hätten wenig Menschen ein Alter von hundert Jahren erreicht, da vor dieser Zeit viele zu einem weit höhern Alter gelanget wären y).

Die Ingermannländer und Karelier, als Bewohner der nördlichen russischen Provinzen und ursprüngliche Einwohner des Landes um Petersburg, sind von Natur gesunde, muntre, starke, meistens mit weißen oder gelben Haaren versehene Leute z). Sie haben viel Aehnlichkeit mit den Finnländern und reden mit ihnen einerley Sprache, an der man aber mit allen übrigen Sprachen der nordischen Länder gar keine Verwandtschaft bemerkt.

Ueberlegen wir nun alle Umstände unserer bisherigen historischen Beschreibung aller Europäischen und Asiatischen Völker, so scheint allerdings die Farbe sehr von der Beschaffenheit des Himmelsstriches abzuhängen, ob man gleich nicht alle Veränderungen derselben lediglich auf diese Ursach gründen kann. Es giebt ohnstreitig vielerley Ursachen, die einen merklichen Einfluß auf die Farbe, so gar auf die Leibesgestalt und Gesichtszüge der mancherley Völker haben müssen. Eine der vorzüglichsten sind wohl die Nahrungsmittel. In der Folge wollen wir einige durch sie bewirkte Veränderungen etwas näher untersuchen. Eine andere Ursache, welche dazu

G 3

nicht

y) G. Le Voyage d'un Ambassadeur de l'Empereur Leopold au Czar. Michaelowits. Leyde. 1688. p. 220.

z) G. Les nouveaux Memoires sur l'Etat de la grande Russie. Paris 1725. Tom. II. p. 64.

Unterschiedene Gattungen

nicht minder das Ihrige beiträget, finden wir in den Sitten und in der Lebensart der Völker. Eine gesittete Nation, welche sich in einem gewissem Grade des Wohlstandes befindet, und ein regelmäßiges, stilles und ruhiges Leben gewohnt, auch durch die Sorgfalt einer weisen Regierung wider vermeidliches Elend gesichert ist, folglich an den gewöhnlichsten und nöthigsten Bedürfnissen keinen Mangel zu dulden hat, muß schon, aus diesem einzigen Grund, aus stärkern, schöner und besser gebildeten Menschen bestehen, als ein mildes, ganz unabhängiges Volk, wo jeder einzelne Mensch, weil er von andern keinen Beistand erwarten darf, seinen Unterhalt selbst verschaffen und abwechselnd, bald Hunger, bald aber die gefährlichen Folgen der Unmäßigkeit erdulden, sich durch unmäßige Arbeiten oder durch Müdigkeit erschöpfen, alles Ungemach der Witterung, ohne sich dagegen schützen zu können, gelassen ertragen, kurz, mehr Viehisch, als menschlich leben muß.

Wollte man sich diese beyde verschiedene Völker als Bewohner eines und eben desselben Himmelsstriches gedenken, so würden, aller Wahrscheinlichkeit nach, die beschriebne wilde Völker viel brauner, häßlicher, kleiner und runzlicher seyn, als die gesitteten. Der einzige mögliche Vorzug, welchen jene vor diesen voraus haben könnten, würde in einer mehrern Stärke oder Abhärtung ihres Körpers bestehen. Vielleicht würden unter diesen Wilden auch die Bucklichten, Hinkenden, Tauben, Schielenden u. s. f. eine weit seltne Erscheinung seyn. Dergleichen gebrechliche Menschen leben und vermehren sich sogar unter gesitteten Völkern, wo einer mit dem andern Geduld hat, wo der stärkere dem schwächern kein Leides zufügen

fügen darf, und wo man weniger auf die Eigenschaften des Körpers, als der Seele, zu sehen pfeget. Weil aber unter einem wilden Volke kein Mensch bestehen oder seines Lebens recht sicher seyn kann, als wenn er die zu seiner Erhaltung und Vertheidigung nöthige Eigenschaften des Körpers, Geschicklichkeit und Kräfte besitzet, so verschwinden unter einem solchen Volke die Unglücklichen gar bald, welche durch natürliche Schwachheit oder Gebrechlichkeit sich, oder andern, zur Last fallen können.

Ich würde daher drey Ursachen annehmen, welche das Ihrige zu den mancherley, an unterschiedenen Völkern des Erdbodens bemerkten Abänderungen beytragen. Zuerst nämlich den Einfluß des Himmelsstriches, hernach die unterschiedene Nahrungsmittel, welche sehr mit der ersten Ursache, zuletzt aber die Sitten, welche vielleicht mit allen beyden vorigen Ursachen in Verbindung stehen. Bevor ich aber die Gründe anführen kann, worauf ich diese Meynung stützen zu müssen glaube, muß ich wohl nothwendig die Völker in Afrika und Amerika erst eben so, wie es bereits mit andern Völkern des Erdbodens geschehen, nach ihren unterschiedenen Merkmalen beschreiben.

Wir haben bishero schon von den Völkern des ganzen mitternächtlichen Theiles von Afrika, vom mittelländischen Meere bis zum Wendezirkel, geredet. Alle die andern, die jenseit des Wendezirkels, vom rothen Meer an, bis zum Ocean, in einer Breite von etwa hundert oder hundert und funfzig Meilen, wohnen, sind noch eine Art von Mauren, welche aber die Sonne dermaßen gebrennet hat, daß man sie, besonders die männlichen Einwohner, mit den schwärzesten

zesten Mohren vergleichen kann. Die Frauenspersonen sind etwas weißer, und nicht allein wohlgebauet, sondern auch von ziemlich reizendem Ansehen. Unter diesen Mauren findet man eine große Menge von Mulatten oder von Menschen, die aus der Vermischung unterschiedener Völker gezeugt worden, und viel schwärzer, als die Mauren selbst erscheinen, weil ihre Mütter von den Mauren erkaufte Mohrinnen waren, mit welchen jene mehrentheils viel Kinder zu zeugen pflegen a).

Jenseit dieses Landstriches, unter dem 17ten oder 18ten Grad nördlicher Breite, aber in eben demselben Parallelzirkel, trifft man die Mohren von Senegal und Nubien; die ersten am großen Weltmeer, die andern am rothen Meere. Außer diesen pflegen alle übrige Völker von Afrika, zwischen dem 18ten Grade nördlicher und dem 18ten Grade südlicher Breite, schwarz zu seyn, die Aethiopier und Abyssinier allein ausgenommen. Man siehet also, daß der von der Natur diesen Menschen angewiesene Theil der Erdkugel, einen mit der Mittellinie parallel laufenden Strich Landes, von etwa neun hundert Meilen in der Breite und einer noch viel beträchtlichen Länge, besonders auf der nördlichen Seite der Mittellinie, begreift. Jenseit des 18ten oder 20ten Grades der südlichen Breite giebt es keine Schwarzen mehr, wie hernach, wenn ich von den Kaffern und Hottentotten reden werde, aus der Folge deutlich erhellen soll.

In Ansehung der Farbe und Gesichtszüge der Aethiopier hat man lange Zeit in Irrthum gestanden,

a) S. L'Afrique de Marmol. Tom. III. p. 29 und 33.

ben, weil man sie mit den Nubiern, einem zwar benachbarten, von jenen aber ganz unterschiedenem Volke verwechselte.

Nach Marmols Angabe haben die Aethiopier eine ganz schwarze Haut, ein breites Gesicht und eine platte Nase b). Das behaupten auch die Holländischen Reisebeschreiber c). Indessen gehört ihr Unterschied von den Nubiern, in Ansehung der Farbe und Gesichtszüge, unter die ausgemachten Wahrheiten. Die natürliche Farbe der Aethiopier ist braun oder Oliven-grünlich, wie bey den südlichen Arabern, denen sie vermuthlich ihr Daseyn zu danken haben. Sie unterscheiden sich durch eine beträchtliche Leibeslänge, durch stark ausgedruckte Gesichtszüge, durch schöne, wohlgeschlitzte Augen, wohlgebildete Nase, kleine Lippen und weiße Zähne, von den Einwohnern in Nubien, denen eine breit gedrückte Nase, große dicke Lippen und ein sehr schwarzes Gesicht eigenthümlich zukommt d).

Diese Nubier so wohl, als ihre westliche Nachbarn, die Barbaren, sind eine Art Mohren, welche viel Aehnlichkeit mit den Senegalischen Mohren haben.

Die Aethiopier hat man als ein halbgeseittetes Volk anzusehen. Die Gemeinen kleiden sich mit baumwollnem Zeuge, die Reichen in Seide. Sie wohnen in sehr niedrigen, elenden Häusern. Ihre Ländereyen werden sehr schlecht und nachlässig bestellt;

G 5

weil

b) G. L'Afrique de *Marmol*. Tom. III. p. 68. 69.

c) G. Le Recueil des Voyages de la Compagnie des Indes de Hollande. Tom. IV. p. 33.

d) G. *Lettres édifiantes*. Rec. IV. p. 349.

weil der Adel die Bürger und das gemeine Volk nicht über die Achseln ansiehet, bey allen Gelegenheiten mißhandelt und nach allen Kräften ausplündert. Indessen leben die adelichen und bürgerlichen Einwohner in unterschiedenen Flecken und Dörfern von einander abgesondert, alles gemeine Volk aber anleignen von beyden entlegenen Dörtern. An Salz leiden sie einen gänzlichen Mangel und pflegen es nach gleichem Gewichte mit Gold einzukaufen. Rohes Fleisch ist für sie ein schmackhaftes Essen. Bey ihren Gastmahlen ist es gemeiniglich das zweyte, und, nach ihrem Urtheil, das leckerhafteste Gerichte. Sie haben Weinberge, ohne jemals Wein zu trinken. Ihr gewöhnliches Getränk, das einen säuerlichen Geschmack hat, wird aus Tamarinden bereitet. Auf ihren Reisen brauchen sie für sich die Pferde, für ihre Waaren aber die Maulesel. Von Wissenschaften und Künsten verstehen sie wenig oder nichts; denn ihre Sprache ist nach keinen Regeln geordnet, und im Schreiben sind sie nur elende Stümper. Ein einziger Brief ist bey ihnen die Arbeit vieler Tage; obgleich ihre Buchstaben schöner, als die Arabischen aussehen e). Sie pflegen sich unter einander auf eine ganz eigne Weise zu grüßen. Einer faßt bey dieser Gelegenheit den andern bey der rechten Hand, und beyde führen dieselbe Wechselfeise nach ihrem Munde. Außerdem nehmen sie demjenigen die Scherbe ab, den sie grüßen, um selbige um ihren Leib zu binden. Die Begrüßeten bleiben also halb nackend stehen, weil die meisten bloß diese Scherbe, nebst baumwollenen Beinkleidern an sich tragen f).

In

e) S. Le Rec. des Voyages de la Compagnie des Indes de Hollande. T. IV. p. 34.

f) S. Les Lettres édifiantes. Rec. IV. p. 349.

In der Beschreibung der vom Admiral Dra-
ken um die Welt unternommenen Reise findet man
eine höchst sonderbare, doch nicht ganz unglaubliche
Nachricht. Es lebt nämlich, wie er saget, auf den
Grenzen der Aethiopischen Wüstenen ein Volk,
welches man Akridophagen oder Zeuschrecken-
freßer nennet *). Die Leute unter diesem Volke sind
schwarz, mager, sehr flüchtig auf den Beinen, und
kleiner, als die andern Aethiopier. Im Frühjahr
pflegen ihnen gewisse von Abend herblasende Winde
unzäh.

*) *Acrido-phages. Mangeurs de Sauterelles.* Wer von
den mancherley Nützungen der Zeuschrecken in der Oeko-
nomie und Noth etwas ausführliches zu lesen wünschet, che
noch der Hr. D. Krüniz oder ich selbst, jener in der Oeko-
nom. Encyclopädie, und ich in meinem Naturlexikon,
an die Ausarbeitung dieses Artikels kommen; dem em-
pfehlen wir vorläufig zum Nachschlagen: *Rathlefs*
Akridotheologie II. Th. p. 277 — 282 *ic.* *Lesers*
Insektotheologie p. 336. de *Acridophagis* und p.
350. not. r. *Adans.* Reise nach Senegal. Brandenb.
1773. p. 129. 130. *Gesellsch. Erzähl.* II. B. p. 199.
Kundm. Rar. Nat. & Art. p. 1059. *De La Porte*
Reisen eines Franz. IV. B. p. 219. *Abh. der Schwed.*
Acad. der Wiss. XIV. Th. p. 81. *D. Züffert* *Mat.*
alim. p. 273. *Vallm. de Bom. Diet.* Tom. X. p. 303.
Encyclop. Journ. I. St. p. 31. *ic.* *Alt. gel. Merc.*
66. p. 129. *ic.* Nicht bloß in Aethiopien, sondern
auch in Arabien, Syrien, Aegypten und Kongo,
u. s. w. werden sie gegeben, auch zu Brod verbacken,
zu einem Futter für das Vieh, zu Düngung der Fel-
der, auch zu einer guten Arznei *ic.* verbranchet.

unzählig viel Heuschrecken mitzubringen; da sie nun weder Vieh noch Fische haben, so ist es bey ihnen zu einer Nothwendigkeit geworden, von Heuschrecken zu leben, welche sie Scharenweise zu sammeln, mit Salz zu bestreuen, und auf das ganze Jahr, als eine gewöhnliche Nahrung aufzubehalten pflegen. Von dieser schädlichen Kost hat man zwey sonderbare Wirkungen wahrgenommen: erstlich, daß diese Heuschreckenfresser ihr Leben kaum bis zum vierzigsten Jahre bringen, und zweytens, bey der Annäherung zu diesem Alter, in ihrem Fleische geflügeltes Ungeziefer zeugen, welches erst ein leichteres Zucken verursacht, und sich da so starck vermehret, daß in kurzer Zeit alles Fleisch auf ihrem Leibe von solchen Insekten wimmelt, die anfänglich den Bauch, hernach die Brust aufzehren und alles Fleisch bis auf die Knochen abnagen. Man muß also von solchen Menschen, die bloß von Insekten leben, behaupten, daß es ihre Bestimmung sey, wieder von Ungeziefer aufgefressen zu werden. Könnte man sich auf die Zuverlässigkeit dieser Nachricht verlassen, so würde sie reichlichen Stoff zu sehr weitläufigen Betrachtungen an die Hand geben.

In Aethiopien und auf der großen Landspitze, die sich bis zum Vorgebirge Gardafu erstreckt, findet man sehr große sandige Wüsten. Daher auch dieses Land, welches man als den östlichen Theil von Aethiopien zu betrachten hat, fast gänzlich unbesetzt ist. Gegen Mittag ist Aethiopien von den Beduinen und einigen andern, der Mahometanischen Lehre zugethanenen Völkern umgrenzet. Ein neuer Beweis, daß die Aethiopier von Arabien abstammen, von welchem Lande sie auch wirklich bloß durch die Meerenge Babel-Mandel getrennet werden!

Es läßt sich daher vermuthen, daß die Araber vor Zeiten Aethiopien überfallen, und die natürlichen, durch sie vertriebnen Einwohner genöthiget haben, ihre Zuflucht nordwärts nach Nubien zu nehmen. Die Araber haben sich sogar längs der Küste von Melinde verbreitet. Denn die Einwohner dieser Küste sind von der Sonne nur braun gebrennet und der Mahometanischen Religion zugethan e). Sogar die Leute der Landschaft Sanguebar haben keine völlig schwarze Farbe. Die meisten sprechen arabisch, und kleiden sich in baumwollne Zeuge. Dieses Land, pflegt überhaupt nicht allzuheiß zu seyn, ob es gleich im heißen Erdstrich lieget, auch die ursprünglichen Einwohner schwarze und krause Haare, gleich den Mohren, haben f). Auf dieser ganzen Küste so wohl, als auf Mosambike und Madagaskar, findet man auch einzelne weiße Menschen, die von China ursprünglich abstammen, und sich daselbst zu der Zeit niedergelassen haben sollen, als die Chineser alle Morgenländische Meere auf eben die Art, wie jezo die Europäer, durchschifften. Uebrigens mag diese gewagte Meynung Grund haben oder nicht, so ist wenigstens dieses gewiß, daß die alten Einwohner dieser östlichen Küste von Afrika ursprüngliche Schwarzen, die braunen oder weißen Einwohner aber, die man daselbst antrifft, von andern Orten dahin gekommen sind. Um die Verschiedenheit unter diesen schwarzen Völkern deutlich einzusehen, müssen sie nothwendig noch etwas genauer betrachtet werden.

Die

e) *S. India orient. Part. I. per Phil. Pigafettam. Franc. 1598 p. 56.*

f) *S. l'Afrique de Marmol. p. 107.*

Die vereinigten Zeugnisse der Reisebeschreiber be-
weisen gleich anfangs, daß unter der schwarzen Art
von Menschen eben so viel abwechselnde Mannigfal-
tigkeiten, als unter den weißen, herrscht. Die
Schwarzen haben, wie die Weißen, ihre Tar-
tarn und ihre Zirkasier. Die Guineischen Ein-
wohner sind außerordentlich häßlich und von unerträg-
lichem Geruche; dagegen pflegen die Sofalischen und
Mosambitischen desto schöner und am Geruch desto
erträglicher zu seyn. Die Schwarzen müssen also
nothwendig in unterschiedene, und zwar, meines Erach-
tens, in zwei Hauptarten, in Mohren und Kaf-
fern, eingetheilt werden. Zu der ersten rechne ich
die Schwarzen in Nubien, Senegal, auf dem
grünen Vorgebirge, Gambia, Sierra-Liona,
auf der Elephantenzahn- und Goldküste, auf
den Küsten von Juda, Benni, Gabon, Lo-
wango, Kongo, Angola und Benguela bis zu
dem Vorgebirge der Mohren; zu der andern Art
gehören die Völker jenseit des Mohrenvorgebir-
ges bis zu der Spitze von Afrika, wo sie den Namen
der Hottentotten annehmen, zugleich aber alle Völ-
ker der östlichen Küste von Afrika, in den Landscraf-
ten Natal, Sofala, Monomotapa, Mosam-
bitische und Melinde. Die Schwarzen auf Madag-
askar und den dabey liegenden Inseln sind, wie
mich dünkt, ebenfalls eher für Kaffern, als für
Mohren zu halten. Beide Arten schwarzer Men-
schen gleichen sich mehr an Farbe, als an Gesichtszü-
gen. Am stärksten unterscheiden sie sich in Ansehung
der Haare, der Haut, im Geruch ihres Leibes, in ih-
ren Gemüthsneigungen und Sitten.

Betrachtet man ferner die unterschiedenen Völker
besonders, aus welchen jede dieser Arten besteht, so
findet

findet man unter ihnen eine so große Mannigfaltigkeit, als unter den weißen Menschen, und bemerkt bey ihnen alle die Vermischungen der braunen mit der schwarzen, wie unter den weißen Menschen alle Vermischungen der braunen mit der weißen Farbe.

Den Anfang wollen wir also mit den Ländern machen, die von Senegal nordwärts liegen, hernach längs den Afrikanischen Küsten fortgehen, und alle die unterschiedenen Völker betrachten, welche den Reisenden bekannt geworden, und wovon sie uns eine Beschreibung oder Nachrichten geliefert haben. Vor allen Dingen ist es ausgemacht, daß die ursprünglichen Einwohner der Kanarischen Inseln keine Nohren sind, weil die Reisenden die alten Einwohner dieser Inseln als wohlgebildete, schön gewachsene und starke Leute, die Weiber ebenfalls wohl aussehend und ihre Haare schön und fein beschreiben, von den Bewohnern aber im südlichen Theil aller dieser Inseln erzählen, sie wären mehr Olivenfarbig, als die Bewohner im nördlichen Theile g). Düret h), meldet uns von den alten Einwohnern der Insel Teneriffa, sie wären ein starkes, langgewachsenes, aber mageres und braunes Volk mit platter Nase i). Ist es nicht augenscheinlich, daß diese Völker mit den Nohren, außer ihrer platten Nase, gar nichts gemein haben? Die Einwohner des westen Landes in Afrika, welches mit diesen Inseln in gleicher Höhe lieget, sind braune

Mau:

g) S. L'Histoire de la premiere découverte des Canaries par Bontier & Jean le Verrière. Par. 1630. p. 251.

h) S. Relation d'un Voyage à Lima par Düret. p. 72.

i) S. l'Hist. générale des Voyages par Mr. l'Abbè Prevost. Par. 1746. Tom. II. p. 230.

Mauren, die aber so gewiß, als diese Insulaner, zu der weißen Art von Menschen gehören.

Unter die Mauren, welche den Mohometanischen Glauben bekennen, sind auch die Einwohner des weißen Vorgebirges zu rechnen. Sie pflegen sich an einem Orte nie lange zu verweilen, sondern, gleich den Arabern, von einem Orte zum andern herum zu ziehen, wo sie eben gute Weide für das Vieh antreffen, von dessen Milch sie leben. Ihr Vieh besteht in Pferden, Kameelen, Ochsen, Ziegen und Schafen. Von den Mohren, mit welchen sie handeln, können sie für ein Pferd acht bis zehn, für ein Kameel zweien bis drey Sklaven erhalten k). Von diesen Leuten bekommen sie auch den Arabischen Gummi *). Sie pflegen davon immer etwas in der Milch, welche sie genießen, aufzulösen. Fleisch
ist

k) S. Les Voyages du Sieur le Maire sous Mr. Dancourt. Par. 1695. p. 46. 47.

*) Dintengummi, Ehibugummi. Gummi arabicum offic. Gummi Achantinum, Babylonicum, Saracenicum, Thebaicum. Gomme arabique, Gomme blanc ou du Senegal. Gomme de Gommier. S. des Herrn Hefr. Gleditsch Arzneygew. p. 140. Lemery Mater. Med. p. 510. Vallm. de Bom. Tom. I. p. III. Tom. V. p. 162. & IX. p. 572. Adans. Reise, Brandenb. 73. p. 36. nota ff. D. Krünig ökon. Encycl. I. B. p. 192. Der Baum, woraus dieses Harz oder Gummi fließet, wird eigentlich der weiße Gummi-Baum oder ägyptische Schotendorn genannt. (Mimosa Senegal. Linn. Sp. Pl. II. p. 1506. Acacia foliis Scorpoidis leguminosa CB. Pin. p. 392. Pr. Alpin. Aegypt. 9. Tab.

ist ihre seltenste Kost; denn sie schlachten kein Stück von ihrem Vieh, es müßte dann seyn, daß sie befürchteten,

9. Tab. 15. *Acacia vera Veterum & offic. Arbor foliis pinnatis, spicâ pendulâ sericea. Catesby Car. II. T. 44. Dietr. Pflanzenr. II. p. 1218. Bom. V. 162. Lemery p. 399. Gled. Arzneygew. p. 5. Arbor Chibou)* Sein Vaterland ist Arabien, Aegypten, Guinea und ein großer Theil von Afrika, unter den heißesten und sandigen Himmelsstrichen, bis nach der westlichen Küste dieses Welttheils. Man könnte diesen Schleimsaft mit Recht *Gummi acaciæ* nennen, und man weiß, daß er von sehr alten Zeiten her von den Arabern am Schootendorn gesammelt, und in den großen Handelsstädten zur Herbstzeit verkauft worden sey. Was noch heut zu Tage in den Apotheken und Kramläden unter diesem Namen geführt wird, bestehet aus trocknen, harten, zerbrechlichen, runden, ungleichen und grünen Stücken, welche die Größe der kleinen und größern Wallnüsse haben, dabey aber äußerlich rauh und runzlich, weißlich, blaßgelb, auch wohl röthlich sind, keinen Geruch, wohl aber einen schleimigen und schwarzen, süßlichen Geschmack haben. Innwendig ist dieses Gummi auf dem Bruche glatt, glänzend und durchsichtig.

Man führt auch ein Gummi unter dem Namen *Gummi Senegal, Senega* und *Seneca*, das man für wohlfeilere Preise haben kann. Weil es dem Arabischen Gummi an Farbe, Gestalt, Geschmack und inneru Eigenschaften gleicht, außer daß es in größern Stücken gefunden wird, so ist man schon längst gewohnt,

steten, es mögte vor Alter oder an einer Krankheit sterben 1).

Die Wohnplätze dieser Mauren erstrecken sich bis an den Senegalfluß, welcher sie von den eigentlichen Mohren absondert. Jene sind auch, wie bereits erinnert worden, bloß braun gefärbt, und wohnen auf der nördlichen, diese hingegen auf der südlichen Seite des Flusses, und haben eine Pechschwarze Farbe. Die Mauren sind ein im Lande herumziehendes, die Mohren ein sesshaftes Volk, das in ordentlichen Dörfern wohnet. Die ersten sind frey und unabhängig, die andern sind Sklaven gewisser Könige, von welchen sie tyrannisch beherrscht werden. Jene haben, außer einer kleinen Statur, einen mageren Körper und eine schlechte Miene, zugleich aber Verstand und Verschlagenheit. Diese hingegen sind groß, stark, wohlgebaut, aber einfältig und ohne Genie. Auch das Land, welches die Mauren bewohnen, ist, wegen des häufigen Sandes, dermaßen unfruchtbar, daß nur an den wenigsten Orten in selbigem etwas Grünes hervorzukeimen scheint. Im fetten Lande der Mohren hingegen findet man fruchtbare Viehweiden, häufigen Hirsen und Bäume, die zwar immer grünen, aber fast gar nichts von eßbaren Früchten tragen.

An

wohnt, selbiges an dessen Stelle zu brauchen. Von den Medicinischen Kräften und Gebrauch des Arabischen Gummi lese man den Herrn Zost. Gleditsch 1. cit. des Herrn Geoffroy Mat. medica II. Band p. 850. &c. und Cartheuf. Fundam. mat. medicæ. Fr. 1767. Vol. I. p. 181. M...

- 1) S. Voyage du *Sieur le Maire* sous *Mr. Dancourt*. Par. 1695. p. 66.

der Menschen.

115

An einigen Orten, so wohl nord- als südwärts vom Flusse, giebt es eine Art Menschen, die man Sulen zu nennen pfleget. Sie scheinen eine Mittelart zwischen den Mauren, und Mohren und vielleicht bloß aus der Vermischung dieser beyden Völker entstanden zu seyn. Diese Sulen sind nicht völlig so schwarz, als die Mohren, aber doch viel brauner, als die Mauren, sie halten das Mittel zwischen beyden, sind gesitteter, als die Mohren, auch, wie die Mauren, Anhänger der Mahometanischen Religion, und so wohl höflich, als gastfrey gegen die Fremden m).

Auf den Inseln des grünen Vorgebirges findet man lauter Mulatten, die von den ersten Portugiesen, welche sich daselbst niederließen, und von den Mohren, welche sie daselbst antrafen, erzeugt worden. Sie heißen die Kupferfarbige Mohren, weil sie zwar in Ansehung der Gesichtszüge, viel Ähnlichkeit mit den Mohren, aber statt der Schwarzen vielmehr eine gelbliche Farbe haben. Uebrigens hat man sie, bey ungemeiner Trägheit, wohlgestaltet und noch ziemlich vernünftig beschrieben. Sie leben gleichsam bloß von der Jagd und Fischen. Ihre Hunde pflegen sie zum wilden Ziegenfang abzurichten, ihre Töchter und Weiber aber den Fremden für die geringsten Entschädigungen sehr willig Preiß zu geben. Für Stecknadeln und andere dergleichen unbedeutende Kleinigkeiten, kann ein Fremder bey ihnen die schönsten Papagayen, die sich ungemein leicht abrichten oder zähmen lassen, die schönsten Porcel-

H 2

lan=

m) S. Les Voyages du Sieur le Maire sous Mr. Dancourt. Par. 1695. p. 75. imgleichen l'Afrique de Mar-mol. Tom. I. p. 34.

Ianschnecken *) so gar Ambra und so weiter eintauschen n).

Die ersten Mohren also, die man antrifft, bewohnen die südliche Seite vom Senegalfluße. So wohl diese, als alle zwischen diesem und dem Gambasfluß wohnende Mohren, werden Jaloffen und Maloffen o) genennet. Sie haben insgesammt eine sehr schwarzgebrannte Haut, ein gutes Verhältniß aller Theile ihres Körpers, eine sehr vortheilhafte Leibesgestalt und nicht so grobe Gesichtszüge, als die andern Mohren. Bey manchen, besonders bey den Frauenspersonen, pflegen diese Züge ungemein regelmäßig zu seyn. Ihre Begriffe von der Schönheit stimmen mit den unsrigen völlig überein. Wen sie für schön halten sollen, der muß schöne Augen, einen kleinen Mund, verhältnißmäßige Lippen und eine wohlgebaute Nase haben. Bloß in der Grundfarbe des Gemäldes entfernen sie sich von dem, was die Europäer schön finden, weil diese bey ihren Schönen dunkel-schwarz und glänzend seyn muß. Ihre Haut ist ungemein zart und weich, und man wird unter ihnen, wenn wir die Farbe ausnehmen, eben so schöne Frauenspersonen gewahr, als in irgend einem Lande des Erdbodens. Gemeiniglich ist ihre Gestalt reizend und einnehmend, ihre Gemüthsart lustig, munter und
sehr

*) S. Mein Neues System. Konchylien: Kabinet mit illum. Kupfern. Nürnberg gr. 4. 1 B. p. 302. u. f. f.

m . . .

n) S. Les Voyages de Robert. p. 387. Ingl. Les Voyages de Jean Struys Tom. I. p. II. und les Voyages d'Innigo de Biervillas p. 15.

o) Von diesem Volke lese man in Adans. Reise nach Senegal. Brandenb. 73. p. 34.

sehr zur Liebe geneigt. Sie fühlen eine starke Neigung zu allen Mannspersonen, hauptsächlich aber zu den Weißen, die sie mit einer innbrünstigen Zudränglichkeit verfolgen, theils um einen mächtigen Trieb zu befriedigen, theils um von ihnen Geschenke zu erhalten. Ihre Männer finden es nicht rathsam, ihrer Neigung zu den Fremden einen Zügel anzulegen. Die Eifersucht erstreckt sich bey ihnen bloß auf die Vertraulichkeit ihrer Weiber mit Männern ihres Gleichen. Ein Vorfall von der letzten Art giebt oft Gelegenheit zu starken Zweykämpfen mit Säbeln oder Messern. Dagegen pflegen sie den Fremden selbst ihre Weiber, Töchter und Schwestern freiwillig anzubieten und sich es zur Ehre zu rechnen, wann sie merken, daß man sich ihrem Wunsche gemäß bezeigt. Uebrigens haben die Weiber hier die Pfeife beständig im Munde, und wenn sie erhitzt sind, eine rothrige Ausdünstung der Haut, obgleich der Geruch an den Senegalischen Mohren lange nicht so stark, als bey andern Mohren ist. Sie halten sehr viel auf das Springen und auf den Tanz, nach dem wüsten Klang eines hohlen Kürbisses, einer Trommel, oder eines Kessels. Alle Bewegungen ihrer Tänze bestehen aus eben so viel geilen Stellungen und unanständigen Gebarden *). Sie baden sich oft, und seilen an ihren Zäh-

H 3

nen

*) Von diesen Tänzen der Senegalischen Mohren, und ihrer Neigung dazu, findet man in Herrn Adans. Reise nach Senegal etc. Brandenb. 1773. hin und wieder ausführliche Nachrichten; der Tanz, heißt es p. 257., ist eine herrschende Lieblingsneigung der Neger. Auf ihren Bällen sieht man Kinder, die kaum sicher auf den Beinen stehen können, in den Tanz

nen so lange, bis diese untereinander eine fast gleiche Figur und Größe bekommen. Die meisten Mädchen lassen sich, vor ihrer Verheyrathung die Haut einrißzen und mit Vorstellungen unterschiedener Thiere, Blumen u. s. w. bemalen und ausschmücken.

Die mit eingemischet. Wenn man die Genauigkeit, womit sie alle Bewegungen ihres Körpers abmessen, mit Aufmerksamkeit betrachtet, sollte man glauben, sie wären alle tanzend erzeugt und gebohren worden. — „Ein anderer „Ball beym Tabaskefest wurde, unter dem Schalle der „Trommeln, Flöten und Sangerinnen eröffnet. Die „Jugend, in ihrem herrlichsten Schmucke, zeigte „bey dieser Gelegenheit alle Geschicklichkeit, deren sie „fähig war. Zwei Stunden lang ermüdete man sich „aufs äußerste mit Landüblichen Tänzen, oder mit höchst „unbescheidenen Stellungen, Bewegungen und Sprün- „gen, die meinen, von ihrer Bescheidenheit und „Schamhaftigkeit gefaßten Begriff gänzlich auslöscher- „ten“ S. 238. — Die ausführlichste Nachricht von einem festlichen Tanz der Mohren, zu Ehren eines Verstorbenen, giebt Herr Adanson l. c. auf der 89 und 90ten Seite. — Alle junge Leute des Dorfes hatten sich auf einem großen Plage desselben versammelt, und mitten darauf ein großes Feuer angezündet. Die Zuschauer bildeten ein länglichtes Viereck, an dessen beyden Enden sich die Tänzer in zwei, einander entgegen gesetzten Reihen, gestellt hatten, die Manns- personen auf der einen, die Frauen- personen auf der andern Seite. Zween Trommelschläger, die auf beyden Seiten standen, zum Tanz aufzuspielen, hatten kaum ihren Marsch geschlagen, als die jungen Leute sogleich einen Gesang anstimmten; dessen Schlußzeilen von al-

Die Mohrinnen tragen ihre kleine Kinder, wenn sie arbeiten, fast beständig auf dem Rücken. In dieser Gewohnheit suchen einige Reisebeschreiber den Grund, warum die Mohren gemeiniglich einen dicken Bauch und eine platte Nase haben. Wenn die Mutter, sagen sie, mit schnellen Bewegungen sich bückt und wieder aufrichtet, so stößt gemeiniglich das Kind mit seiner Nase an ihren Rücken. Um diesen öftern

§ 4

Stoß

len Zuschauern wiederhohlet wurden. Zu gleicher Zeit sah man einen Tänzer an jeder von beenden Reihen hervortreten, und in beständigem Tanzen auf die Person der andern Reihe, die er sich ausgesucht hatte, bis auf einen Abstand von 2 bis 3 Fuß lospringen und schwebend wieder zurück tanzen, bis der Schall der Trommeln sie aufforderte, sich einander zu nähern, und ihre Schenkel so mit einander zu verwechseln, daß immer ein männlicher gegen den weiblichen Schenkel und so umgekehrt, stoßen mußte. Dieses Hosenpiel wurde von einerley Tänzern oft, hernach auch von andern Paaren wiederhohlet. Endlich tanzten beyde Reihen gegen einander und spielten gemeinschaftlich ihre Rolle. In ihrem ganzen Betragen und in allen ihren Geberden herrscht sehr wenig Bescheidenheit, am allerwenigsten aber in den unsichtbaren Bewegungen. Die Neger setzen im Tanzen keinen Fuß von der Stelle, ohne mit jedem Glied ihres Körpers, mit jedem Gelenke, mit dem Kopfe selbst, eine ganz unterschiedene Bewegung zu machen; auch beständig den Takt, auch den geschwindesten, genau zu halten.

In der pünktlichen Beobachtung dieser unendlich verschiedenen Bewegungen besteht eigentlich der ganze Vorzug,

Stoß zu vermeiden, pflegt es den Kopf nach Möglichkeit rückwärts zu ziehen, den Bauch aber desto weiter vorwärts zu strecken p). Sie haben alle schwarze und so krause Haare, wie aufgekrauste Wolle. Ihr Unterschied von andern Menschen zeigt sich auch nur hauptsächlich in ihren Haaren und in ihrer Farbe. Denn in Ansehung der Gesichtszüge pflegen sie vielleicht nicht so sehr von den Europäern, als ein Tartarisches Gesicht von einem Französischen sich auszuzeichnen. Der Vater du Tertre sagt ausdrücklich: die stumpfen Nasen aller Mohren rührten hauptsächlich daher, weil die Aeltern ihren Kindern vorsätzlich die Nase breit drückten; eben dieses thaten sie auch mit ihren Lippen, um sie dicker zu bilden. Alle Mohren aber, bey welchen dieses in der Jugend nicht geschehen, hätten eben so schöne Gesichtszüge, eine nicht minder erhabne Nase und eben so dünne Lippen, als die Europäer. Das versteht sich aber bloß von den Senegalischen Mohren, die unter allen übrigen Schwarzen die schönsten und am vorzüglichsten gebaute Menschen

Beyung, die ganze Kunst ihres Tanzes. Man muß mit eben so vieler Geschmeidigkeit aller Gelenke, wie sie, gehoben seyn, wenn man es ihnen in ihrem Tanze gleich zu thun gedenket.

m . . .

- p) *G. Le Voyage du Sieur le Maire sous Mr. Dancourt* Par. 1695. p. 144. bis 155. Ingl. *La troisieme Partie de l'Histoire des choses memorables advenues aux Indes &c. par le Pere du Faric.* Bordeaux 1614. p. 364. und *Hist. des Antilles par le Pere du Tertre,* à Paris 1667. p. 493 bis 537.

sehen sind *). Es scheint so gar, daß dicke Lippen, breite und platte Nasen fast bey allen andern Mohren natürliche Züge sind, welche der bey ihnen gewöhnlichen Kunst, Nase und Lippen bey denjenigen breit zu drücken, die nicht mit dieser Vollkommenheit geborenen sind, zum Muster gedienet haben.

H 5

Die

*) Man muß gestehen, sagt Adanson l. c. p. 33, daß die Senegalischen Mohren unter allen übrigen die schönsten vorstellen. Sie sind stark, untersezt und von einem Temperament, welches zur Strapaze gemacht zu seyn scheint. Ihre Haare sind schwarz, krause, wulsticht und außerordentlich hart. Dabey haben sie schwarze, weit ofne Augen, wenig Spuren eines Baartes, recht angenehme Gesichtszüge und eine ganz schwarze Haut. In einem Stück Leinwand, das zwischen den Beinen durchgezogen wird und dessen beyde in die Höhe gezogene, gefaltete Enden eine Art von Unterhosen bilden, die vorn mit einem Bande zugebunden werden, bestehet eigentlich die ganze Bedeckung ihrer Blöße. Sie haben auch ein Stück Baumwollenzeug, von der Figur einer großen Serviette oder eine Pagne, welche sie nachlässig über die Schultern hängen und einen Zipfel davon über die Knie herabflattern lassen.

Die Weiber haben mit ihren Männern fast einerley Statur und gutes Ansehen. Ihre Haut ist außerordentlich hart und weich, ihre Augen sind schwarz und gut gespalten, Mund und Lippen klein, und ihre Gesichtszüge nach guten Verhältnissen geordnet. Es giebt unter ihnen einige von der vollkommensten Schönheit. Sie besitzen eine besondere Lebhaftigkeit und ein heitres Gesicht, eine freye Miene, die zum Vergnügen

Die Mohrinnen haben, bey der größten Fruchtbarkeit, so leichte Geburthen, daß ihnen dabey keines Menschen Beystand nöthig ist. Auch die Folgen ihrer Niederkunft sind von gar keiner Bedeutung. Ein oder zweyen Tag Ruhe sind genug zu ihrer völligen Erholung. Sie sind außerdem vortrefliche Ammen, und lieben ihre Kinder mit außerordentlicher Zärtlichkeit. Ihre Männer übertreffen diese Mohrinnen ebenfalls an Verstand und Geschicklichkeit, und suchen sich sogar den Ruhm gewisser Tugenden, als der Verschwiegenheit und Mäßigkeit, vorzüglich eigen zu machen. Der Vater du Jarik erzählt von den Talossischen Mohrinnen, sie nahmen, um sich zur Mäßigkeit im Essen und im Reden zu gewöhnen, des Morgens Wasser in den Mund, und behielten es darinn so lange sie mit häußlichen Angelegenheiten beschäftigt sind, pflegten es auch nicht ehe wieder auszuspucken, bis die gewöhnliche Stunde der ersten Mahlzeit vorhanden wäre q).

Die

Vergnügen reizet. Zu ihrer Bedeckung bedienen sie sich zweyer Lächer. Das eine, woraus ihr ganzer Gürtel besteht, steigt bis auf die Knie herab, und vertritt bey ihnen die Stelle des Unterrockes. Das andere pflegt ihre beyde Schultern, oft auch den Kopf zu bedecken. Sie behelfen sich aber gemeiniglich mit der Gürteldecke und legen die andre gleich ab, wenn sie anfängt, ihnen beschwerlich zu werden. Es ist leicht zu erachten, daß eine solche afrikanische Schöne nicht nöthig hat, sich lange vor ihrem Puztische zu verweilen. Die Malossen besonders sind (nach S. 34.) ungemein gesellige, sanftmüthige und höfliche Leute. m...

q) S. La 3me Part. de l'Histoire par le P. du Jaric. p. 395.

Die Mohren auf der Insel Gorea und auf der Küste des grünen Vorgebirges haben, wie die Mohren am Senegal, zwar ein sehr schwarzes, dabey aber doch recht gutes Ansehen. Ihre Farbe, die wirklich an Glanz und Schwärze dem Ebenholz gleich kömmt, schätzen sie dermaßen hoch, daß alle nicht so schwarze Mohren von ihnen eben so sehr, als die braunen Einwohner von den Weißen, verachtet werden. Ob sie gleich sehr stark von Gliedern und Leibeskräften sind, so kann man sie doch zugleich einer großen Trägheit beschuldigen *). Es fehlt ihnen, ihrer Faulheit wegen, an Getreide, Wein und Früchten. Aus Fischen und Hirsen besteht ihre gewöhnliche Nahrung. Fleisch essen sie höchst selten **). So wenig sie auch unter ihren Gerichten wählen können, so haben sie doch gegen den Genuß der Kräuter einen so starken Widerwillen, daß sie die Europäer, bloß darum, weil sie Kräuter essen können, mit den Pferden vergleichen. Den Brandwein lieben sie bis zur Ausschweifung. Sie berauschen sich oft in diesem Getränke, und pflügen, um keinen Mangel an diesem Lapsal zu leiden, oft ihre Kinder, ihre Aeltern, zuweilen gar sich selbst, dafür zu verkaufen r). Sie gehen fast gänzlich nackt. Ihre ganze Kleidung besteht in einem baumwollenen Tuch, womit sie sich von der Hüfte bis zur Mitte des Schenkels behängen. Die strenge Son-

*) Beweise dieser Trägheit findet man beyrn Adanson l. cit. p. 37. und 93. M . . .

**) Eben dieser gelehrte Verf. der Senegalischen Reise beschreibt auch l. c. p. 45, 55. und 257. einige Senegalische Mahlzeiten.

r) S. Le Voyage de Mr. de Gennes par Mr. Froger à Par. 1698. p. 15. &c.

nenhige verstattet ihnen, wie sie sagen, keinen weitere Bedeckung s). Ihre gewöhnliche schlechte Beköstigung, und die Armuth, worinn sie leben, hält sie nicht ab, äußerst vergnügt und lustig zu seyn. Sie schmeicheln sich, das schönste Land oder den reizendsten Himmelsstrich auf dem ganzen Erdboden zu bewohnen und selbst, als die schwärzesten, unter allen Menschen zugleich die schönsten zu seyn. Denn wosern ihre Weiber nicht einen besondern Wohlgefallen an den Weißen fänden, würden sie diese, wegen ihrer Farbe, gar keiner Achtung werth schätzen.

Die Mohren in Sierra-Liona sind allerdings nicht so schwarz, als die Senegalischen, aber auch nicht so röthlich oder braun, als Struys t) versichert. Ihre Schwärze ist bey den Mohren in Guinea, nicht völlig so dunkel, als bey den Senegalischen. Der Irrthum des angeführten Reisenden mag wohl daher entstanden seyn, weil die Mohren in Sierra-Liona und Guinea oftmals den ganzen Leib roth färben oder auch mit andern Farben bestreichen, auch öfters einen weißen, rothen oder gelben Ring um die Augen, auf das Gesicht aber allerley Figuren und Striche von unterschiedenen Farben malen. Beyde lassen sich auch ihre Haut aufrißen und allerhand Gestalten von Thieren oder Pflanzen auf derselben vorstellen.

Die Weiber sind unter diesen Mohren der Unzucht weit stärker, als unter den Senegalischen, ergehen. Sehr viele derselben überlassen sich öffentlich den ärgsten Ausschweifungen, ohne dadurch von ihrem guten Rufe das mindeste zu verlieren. Weiber und
Män.

s) G. Lettres édifiantes Rec. XI, p. 48. 49.

t) G. Tom. I, p. 22.

Männer gehen, unter diesen Mohren, beständig mit entblößten Häuptern. Sie verschneiden oder scheeren sich ihre sehr kurze Haare auf mancherley seltsame Weise. Ihr gewöhnliches Ohrengeschmeide pflegt gemeiniglich an Gewichte drey bis vier Unzen oder sechs bis acht Lothe zu halten, und aus Zähnen, SchneckenSchalen, Hörnern, Stücken Holz und so weiter, zu bestehen. Einige sind hiermit noch nicht zufrieden, sondern suchen ihre durchgebohrte Lefzen und Nasenlöcher mit ähnlichem Schmucke zu beschweren. Sie bekleiden sich mit einer Art von Schürzen aus Baumrinden, über welchen sie noch einige Affenselle befestigen. Diese Felle besetzen sie mit Schellen, gleich denen, welche die Maulesel in Frankreich tragen müssen. Sie schlafen auf Binsenmatten und essen Fische oder Fleisch, so oft sie es haben können. Ihre gewöhnliche Kost aber sind die Wurzeln der Dioskorischen Pflanze (Inhame) *) und Paradiesfeigen u) oder Musa **).

Die

- *) Die Dioskorische Pflanze mit einander gegen über stehenden Blättern. S. Dietr. Pflanzenur. II. p. 1173. *Dioscorea oppositifolia*. Linn. Sp. Pl. II. p. 1463. n. 8. *Inhame maderaspat. foliis binis pulchre venosis*. Petiv. Gazoph. 50. Tab. 31. f. 6. *Igname*. *Inhame*. Vallin. de Bom. Dict. Tom. VI. p. 101. Rumph. Amb. V. T. 120. Die gekochte Wurzel, sagt Rumph, ist in unterschiedenen Ostindischen Ländern die allgemeine Speise der Einwohner, nachdem zuvor die Rinde von derselben sehr dick abgeschnitten, das übrige aber in Stücken zerlegt und gekocht worden. Herr von Bomare versichert ebenfalls, daß dieses Gewächs nicht allein einigen Amerikanischen Wilden, sondern auch den

Die Hauptbegierde dieser Mohren ist auf die Weiber, ihre vorzügliche Neigung, auf den Müßiggang, gerichtet. Elende Strohütten sind ihre Paläste. Sehr oft bewohnen sie die wüsten Verter und unfruchtbaren Länderen, da es doch bloß auf sie beruhete, wenn

den Mohren in Nigritien zur Nahrung diene. Sie rösten die zerschnittne Wurzel auf glühenden Kohlen, oder wenn sie nur eine Mittelgröße hat, lassen sie dieselbe ganz mit Päckelfleisch kochen. Zuweilen wird aus derselben ein schmackhafter Brey, zuweilen auch Brodt, verfertigt.

III . . .

u) *S. India orient. Part. II, in qua Jo. Hugonis Linscottani navigatio* Franc. 1599. p. 11. 12.

**) *Musa paradisiaca* Linn. Sp. Pl. II. p. 1477. *Ficus indica* fructu racemoso, folio oblongo. *C. Bauh. pin.* p. 508. *Batax. Rheed. Malab. I. p. 17. Tab. 12 — 14. Paradiesfeige. Dietr. l. c. p. 1197. Trew Leon: Tab. 18 — 20. Bananier. Figuier d'Adam. Vallm. de Bom. l. c. Vol. 1. p. 552.* Die Früchte dieses schönen Gewächses sind weiß und Mehrlartig, ohngefähr 8 Zoll lang, $3\frac{1}{2}$ im Umfange, fast wie ein halber Mond gekrümmt, und in eine glatte, eckichte, halsenartige Schale eingeschlossen, die, wenn die Frucht reif ist, ihre dunkelgrüne Farbe in eine gelbe verändert. Diese Früchte, wenn sie völlig ausgewachsen, aber noch unreif sind, ersetzen die Stelle des Brodtes, wenn man sie entweder kocht oder auch röstet. Reife Paradiesfeigen haben ein mildes, lieblich gelbes Fleisch und werden gebraten, oder auch roh, mit zum Nachtspeise genommen. Ohngefähr funfzig derselben wachsen Traubenweise an einem Stamme.

Einige

wenn sie Lust hätten, ihren Aufenthalt in anmuthigen Thälern, auf reizenden, mit Bäumen bedeckten Hügeln, auf grünenden, fruchtbaren, von angenehmen Bächen und Flüssen durchkreuzten Feldern zu nehmen. In allen diesen Vorzügen scheinen sie aber für sich nichts Anlockendes zu finden. Ihre Gleichgültigkeit erstreckt sich fast auf alles, was andern Menschen reizend seyn würde. Ihre Wege von einem Orte zum andern sind gemeiniglich zweymal so lang, als es nöthig wäre. Es ist ihnen viel zu beschwerlich, sie abzukürzen *). Wollte man ihnen auch die Mittel dazu an die Hand geben, so würden sie doch nie den kürzern

Einige halten sie für die verbotne Frucht des Paradieses, und glauben, daß Adam, nach dem Falle, sich mit den großen Blättern dieses Gewächses bedeckt habe, wovon auch ihre Benennung entstanden seyn soll. Sie dauert in den Gärten oftmals ein ganzes Jahrhundert hindurch. Blühet sie aber einmal, so kann keine Kunst, keine Erfahrung verhindern, daß ihr prächtiger Stamm nicht im folgenden Jahr ausgehe. Von dem Gebrauch, welchen die Mooren und andere Wilden von dieser Frucht häufig zu machen pflegen und wie vielerley Gerichte sie daraus zu bereiten wissen, giebt Herr von Bomare l. cit. die ausführlichste Nachrichten.

III . . .

- *) Es ist ihnen auch viel zu mühsam, sich Wege und bequeme Zugänge zu solchen Orten zu machen, welche sie doch nicht ohne die größte Beschwerden besuchen können. Herr Adanson, erzählet hiervon in seiner Senegal. Reise 2c. p. 36. ein merkwürdiges Beispiel. Er wollte mit seinen Begleitern den ungebahnten Fußsteig zu einem dicken Gehölze verfolgen. Allenthalben wurden

kürzern gehen, sondern immer fortfahren, dem gebahnten Weg maschinenmäßig zu folgen u). Ihre Zeit pflegen sie gar nicht, wie andere Völker, abzumessen, weil es ihnen einerley ist, wie sie dieselbe verderben oder anwenden.

So gesund inzwischen und so stark die Guineischen Mohren sind, so ungewöhnlich ist es doch unter ihnen, zu einem gewissen hohen Alter zu gelangen. Ein funfzigjähriger Mohr gehört bey seines Gleichen unter die ehrwürdigen Greise. Schon im vierzigsten Jahre schei-

den sie von Dornen aufgehalten, welche die Acidungen zersetzten und ihre Beine zerkraxten. Er wenigstens mußte bey dieser Gelegenheit einige Stücke seiner Weste und seines Hemdes zum Besten geben, und seine Neger konnten, mit aller Biegsamkeit und Geschmeidigkeit ihres Körpers nicht verhindern, daß nicht einige Lappen von ihrer Haut auf dem Wege verlohren giengen, ohne der Dornen zu gedenken, welche sich an ihren Füßen eingehakt hatten. Ist es nicht zum Erstaunen, sagt Herr Adanson, daß die Einwohner der Insel Sor seit mehr als 30 Jahren, in welchen sie mit den Senegalensern Handel getrieben, sich dennoch die Mühe nicht genommen, einen gangbaren Weg zu bahnen? Ihre Landstraße selbst, oder der Hauptweg dieser Insel ist nichts weiter, als ein Fußsteig, der sogar diese Benennung nicht einmal verdienet, weil man sich oft längs auf den Bauch legen muß, um durch die stark verwachsene Stellen desselben zu kriechen. Könnte man von der natürlichen Trägheit und Nachlässigkeit der Mohren wohl einen überzeugendern Beweis verlangen?

117

u) *E. Le Voyage de Guinée par Guil. Bosman. Utrecht 1705. p. 143.*

scheinen sie abgelebte Männer zu seyn. Die kurze Dauer ihres Lebens und ihr voreiliges Alter ist ohn-
streitig dem allzufrühzeitigen Gebrauch ihrer Weiber
benzumeßen. Ihre Kinder sind, auf Zulassung ihrer
Ältern, der Wollust mit solcher Unmäßigkeit ergeben,
daß sie, von ihrer zartesten Jugend an, sich allen
wollüstigen Anforderungen ihrer hitzigen Natur, ohne
Zurückhaltung überlassen x). Die größte Seltenheit
unter diesem Volk ist ein Mädchen, welches der Zeit
sich erinnern könnte, wo sie aufgehört hatte, mit
Recht diesen unschuldigen Namen zu führen.

Die Einwohner der Insel St. Thomas und
Anabon, sind Mohren, welche den Schwarzen
auf dem benachbarten festen Lande gleichen. Man
findet sie aber nur noch in geringer Anzahl, weil
die Europäer sie vertrieben und nur diejenigen beybe-
halten hatten, welche sie als Sklaven zu gebrauchen
dachten. Männer und Weiber gehen, bis auf den Ge-
brauch einer kleinen baumwollenen Schürze, völlig na-
ckend y). Mandelslo sagt von den Europäern, wel-
che sich auf der Insel St. Thomas, die nur anderthalb
Grade von der Mittellinie entfernt ist, niedergelassen, oder
daselbst schon gewohnt haben, sie pflegten ihre natürliche
weiße Farbe bis ins dritte Glied beizubehalten, und er-
scheint hierdurch andeuten zu wollen, daß nach der
dritten Zeugung auch die europäischen Abkömmlinge
die Farbe der Mohren annähmen. Mich dünkt aber,
daß die Zeit zu dieser großen Veränderung zu kurz an-
gegeben sey.

Die

x) S. *Le Voyage de Guinée par Guil. Bosman*, Utrecht,
1705. p. 118.

y) S. *Les Voyages de Pyrard*. p. 16.

Büff. allgem. Naturhist. VI. B. 3

Die Mohren auf der Küste Juda und Arada sind nicht so schwarz, als die Senegalischen, Guineischen und so gar die Kongoischen. Sie lieben vorzüglich das Fleisch der Hunde, welches von ihnen allen andern Fleischarten vorgezogen wird. Gemeinlich pflegt bey ihren Festen der erste Gang aus einem gebratnen Hunde zu bestehen. Indessen ist es den Mohren nicht besonders eigen, gern Hundefleisch zu genießen. Dieser Geschmak ist unter den Wilden des nördlichen Amerika und einigen Tartarischen Völkern eben so herrschend. In der Tartarey sollen die Hunde so gar bloß darum geschnitten werden, um sie desto fetter und wohlschmeckender zu machen z).

Nach dem Berichte des Pigafetta, ingleichen des Verfassers von Drakens Reise, welcher in diesem Punkte den Pigafetta wörtlich abgeschrieben zu haben scheint, sind in Kongo die Mohren zwar schwarz, aber einige mehr, als die andern, und weniger, als die Senegalischen. Die meisten sind mit schwarzen, krausen, nur wenige mit rothen Haaren versehen. Unter den Männern, die nur eine Mittelgröße haben, befinden sich einige mit braunen, andere mit Meergrünen Haaren. Die Lippen sind nicht so dick an diesen, als an andern Mohren, ihre Gesichtszüge haben mit den Europäischen viel Aehnlichkeit a).

In gewissen Landschaften von Kongo bemerkt man einige sonderbare Gebräuche. Wenn z. B. jemand in Lowango stirbt, so bringen sie den Leichnam

z) G. Les nouveaux Voyages aux Isles, Paris 1722. T. IV. p. 165.

a) G. India orient. Part. I. p. 5. und Le Voyage de l'Amiral Drak p. 110.

der Menschen.

131

nam, auf einem sechs Fuß hohen Amphitheater, in die Stellung eines Menschen, der sich im Sitzen mit seinen Händen auf die Knie stüzet, sie kleiden ihn mit den schönsten Zeugen, hernach pflegen sie vor und hinter dem Leichnam ein Feuer anzuzünden. Sowie dieser allmählig austrofnet und seine Kleidungen gemächlich die ausduftende Feuchtigkeit einsaugen, bedecken sie den Leichnam so lange mit neuen Zeugen, bis er ganz ausgetrofnet ist. Hierauf wird er mit großer Pracht und starkem Aufwande zur Erde bestattet. In der Landschaft Molimbar ist es gewöhnlich, daß der Mann von der Frau seinen Adel erhält. Wenn ein König, nach seinem Tode nur eine Prinzessin hinterläßt, so ist sie sogleich die unumschränkte Beherrscherinn des Reiches, wenn sie nämlich ihre mannbaren Jahre völlig erreicht hat. Den Anfang ihrer neuen Regierung macht sie mit einer langen Reise durch ihr ganzes Königreich. In allen Dörfern und Flecken, durch welche sie reiset, müssen sich die Mannspersonen, bey ihrer Ankunft, in Reihen stellen, um sie zu empfangen. Derjenige, welcher ihr davon am reizendsten in die Augen fällt, muß hernach die Nacht mit ihr zubringen. Bey der Zurückkunft von ihrer weitläufigen Reise läßt sie denjenigen kommen, bey welchem sie sich unter allen am besten befunden hat, um ihn zu ihrem Gemal zu nehmen. Gleich bey der Vermählung aber hört sie auf, Beherrscherinn ihres Volkes zu seyn, weil von dem Zeitpunkt an alle Gewalt über die Unterthanen dem von ihr gewählten Gemal anheim fällt. Ich habe diese Umstände aus einer Nachricht des Herrn de La Brosse genommen, welcher die wichtigsten Vorfälle, die er auf einer Reise nach der Küste von Angola, im Jahr 1738, angemerkt, aufgeschrieben und mir gütigst mitgetheilt

hat. Er füget noch eine nicht minder sonderbare Begebenheit zur obigen Erzählung. „Diese Mohren, sagt er, sind außerordentlich rachsüchtig. Ich kann hievon einen überzeugenden Beweis anführen. Sie schicken fast jeden Augenblick nach unsern Faktorenen, um sich Brandwein für den König und für die vornehmsten des Ortes ausbitten zu lassen. Einmals, da man ihnen ihr Gesuch abschlug, hatte man sehr viel Ursach, es zu bereuen. Denn als nachher alle französischen und englische Officiere eine Fischerey in einem kleinen, am Ufer des Meeres gelegenen See angestellet und am Ufer dieses kleinen Sees ein Zelt hatten aufschlagen lassen, um darinnen die Früchte ihres Fischzuges zu verzehren, und da sie, nach geendigter Mahlzeit, sich ein Vergnügen zu machen suchten, kamen sieben bis acht der vornehmsten Mohren aus Lowango zu ihnen, die sich in Sesseln tragen ließen. Sie reichten den Officieren die Hand, um sie nach Landesüblicher Art zu grüßen; sie hatten aber ihre Hände mit einem sehr giftigen Kraut gerieben, welches augenblicklich seine tödtliche Wirkungen äußert, wenn man unglücklicher Weise Tobak nimmt oder etwas anrühret, ohne sich vorher die Hände gewaschen zu haben. Ihr gottloser Vorsatz war diesen Mohren so ausnehmend gelungen, daß fünf Hauptleute, worunter auch mein Hauptmann mit begriffen war, und noch drey Wundärzte, auf der Stelle todt blieben“.

Wenn diese Kongoische Mohren Schmerzen im Kopf oder an einem andern Theil des Leibes empfinden, so machen sie an dem schmerzhaften Ort eine leichte Wunde. Hernach pflegen sie, vermittelst eines kleinen durchbohrten Hornes, gleich als mit einem Rohre,

Rohre, so lange Blut aus derselben zu saugen, bis der Schmerz nachläßt b).

Die Mohren in Senegal, in Gambia, bey dem grünen Vorgebirge, in Angola und Kongo, haben eine schönere schwarze Farbe, als die Mohren auf der Küste Juda, Iſſigny, Arada und an den benachbarten Dörtern. So lange sie gesund sind, haben sie alle ein sehr schwarzes Ansehen, so bald sie aber krank werden, verändert sich ihre Schwärze in eine Ruß- oder Kupferfarbe c). Auf unsern Inseln pflegt man die Mohren von Angola den Mohren vom grünen Vorgebirge, in Ansehung der Leibeskräfte, vorzuziehen; sie haben aber, nach vorhergegangner starken Erhitzung, einen so üblen Geruch, daß die Dörter, durch welche sie gegangen sind, über eine Viertelstunde lang davon angestreckt bleiben. Die Mohren vom grünen Vorgebirge riechen lange nicht so stark und so übel, als die Angolischen, sie haben auch eine viel schönere, schwärzere Haut, einen besser gebauten Körper, nicht so grobe Gesichtszüge, eine sanftere Gemüthsart und eine vortheilhaftere Leibesgestalt d).

Die Guineischen Mohren sind ebenfalls zum Ackerbau und andern groben Arbeiten sehr wohl zu gebrauchen. Die Senegalischen haben weniger Stärke, aber desto mehr Geschicklichkeit in häuslichen Arbeiten und eine gute Anlage zu Erlernung nütz-

J 3

licher

b) *Indiae orientalis* P. I. per *Pigafettam*. p. 51.

c) *S. Les nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique*. Par. 1722. T. IV. p. 138.

d) *S. L'Hist. des Antilles du Pere du Tertre*. Par. 1667. p. 493.

licher Handwerke e). Der Pater Charlevoix sagt von den Senegalesern, sie wären unter allen Mohren am besten gebildet, am leichtesten abzurichten, und in häuslichen Berrichtungen am vortheilhaftesten zu gebrauchen. Die Bambarer, fährt er fort, sind viel größer, zugleich aber desto ärgere Schelme. Die Mohren von Arada verstehen den Ackerbau am besten. Die Kongoischen sind unter allen die kleinsten und sehr geschickte Fischer, die aber keinem Herrn auszuhalten pflegen, sondern gerne bey erster Gelegenheit entfliehen. Die Nagos hält man für die leutseligsten, die Mondangos für die grausamsten, die Mimer für die entschlossensten, eigensinnigsten und vorzüglich der Verzweiflung ergebenen. Die Kreolischen, sie mögen abstammen von welcher Nation sie wollen, schildert Charlevoix als Leute, die von ihren Aeltern weiter nichts, als den Geist der Knechtschaft und die Farbe geerbet, übrigens aber mehr Wiß, Vernunft und Geschicklichkeit, auch mehr Faulheit und Nachlosigkeit, als die Afrikanischen Abkömmlinge, zu ihrem Eigenthume haben.

Ferner behauptet Charlevoix, daß alle Guineische Mohren einen sehr eingeschränkten Verstand besitzen, und viele unter ihnen so dumm, als das Vieh zu seyn scheinen; daß einige nicht vermögend sind, mehr als drey zu zählen, daß die meisten für sich selbst gar nichts denken, gar kein Gedächtniß haben, auch vom vergangen so wenig, als von der Zukunft wissen, daß die Wisigen unter ihnen einen guten Scherz machen und sehr wohl die lächerliche Seite der Sachen zu treffen verstehen. Uebrigens besäßen sie außerordentliche Verstellungskraft und ließen sich eher umbringen,

als

e) S. Les nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique
Tom. IV, p. 116.

als zu einem Bekenntniß ihrer Heimlichkeiten zwingen. Sonst wären sie von Natur ungemein sanftmüthig, leutselig, sehr gelehrig, einfältig, leichtgläubig und so gar dem Aberglauben ergeben, dabey aber treu und so beherzt, daß man, bey guter Anführung und einiger Uebung, ziemlich brave Soldaten aus ihnen machen könnte f).

Wenn es den Mohren gleich an hinlänglichem Verstande fehlet, so haben sie dafür desto mehr Empfindung. Es kommt bloß auf die Art an, wie man ihnen begegnet, wenn sie uns entweder lustig oder traurig, arbeitsam oder faul, freundschaftlich oder feindselig vorkommen sollen. Bey gutem Unterhalt und liebreicher Begegnung findet man sie vergnügt, frölich und bereit, alles zu thun, was wir von ihnen verlangen. Die Zufriedenheit ihrer Seele ist in diesem Fall sichtbar aus ihren Mienen zu lesen. Wenn sie aber gemißhandelt werden, so geht es ihnen dermaßen zu Herzen, daß oft ein stiller Gram sie deswegen heimlich verzehret und aufreibet. Sie empfinden also Wohlthaten und Beleidigungen mit gleicher Stärke. Ihre Beleidiger pflegen sie mit einem tödtlichen Haße zu verfolgen. Sind sie aber einmal für ihren Herrn eingenommen, so findet man sie zu allem auf der Welt bereit und fähig, wodurch sie einem solchen Herrn ihren Eifer und ihre Treue beweisen können. Sie sind von Natur mitleidig und so gar zärtlich, so wohl gegen ihre Kinder und Freunde, als gegen ihre Landsleute g). Sie theilen willig den letzten Bißen mit den Hungrigen, wenn sie von ihnen

J 4

f) G. l'Histoire de St. Domingue par le Père Charlevoix.
Paris 1730.

g) G. l'Hist. des Antilles du Père du Tertre. p. 483. bis 533.

ihnen auch nichts, als ihre Dürstigkeit haben kennen gelernt. Sie haben also ein vortrefliches Herz, in welchem der Keim aller Tugenden verborgen liegt. Ich kann ihre Geschichte, ohne über ihren Zustand äußerst gerührt zu seyn, unmöglich weiter verfolgen. Sind sie nicht unglücklich genug, sich bis zur Sklaverey erniedriget zu fühlen und beständig zu Arbeiten gezwungen zu seyn, wodurch sie doch nichts für sich erwerben können? Ist es nicht unmenschlich, die Sache noch höher zu treiben, und solchen Unglücklichen, durch beständige Prügel, wie dem Viehe zu begegnen? Die Menschlichkeit empöret sich wider ein so niedriges Verfahren, welches die Gewinnsucht eingeführet und die Gewohnheit privilegiert hat. — Vielleicht würden sich die viehische Handlungen täglich verstärken, wenn unsere Geseze nicht der Grausamkeit solcher unempfindlichen Herrn einen Zügel angeleget und ihrem unmenschlichen Hang, das Elend ihrer Sklaven zu vergrößern, die nöthigen Grenzen gesetzt hätten. Man überladet sie mit Arbeiten, und mißgönnet ihnen doch zugleich die Sättigung an den allergeeinsten Nahrungsmitteln. Zum Glück wird es ihnen, wie man sagt, nicht schwer, lange den Hunger zu ertragen. Zu einer dreytägigen Beföstigung brauchen sie nicht mehr, als ein Europäer zu einer einzigen Mahlzeit. Wenn sie aber auch noch so wenig essen und schlafen, so bleiben sie doch immer bey gleichen Kräften, immer geschickt zu den härtesten Arbeiten h). Wie war es doch möglich, daß Personen, welche noch den geringsten Funken vom Gefühl der Menschlichkeit haben, dergleichen unmenschliche Grundsätze annehmen, eine Richtschnur ihres Verfahrens

h) S. l'Histoire de St. Domingue p. 498. &c.

fahrens daraus machen, und durch so nichtige Gründe die gewaltsamen Ausschweifungen zu rechtfertigen suchen konnten, wozu sie bloß der Durst nach Golde zu reizen vermogte? Doch wir wollen das Andenken an solche zur Umbarmherzigkeit abgehärtete Menschen vergeßen und wieder zu unserm eigentlichen Gegenstande zurückkehren.

Man weis noch wenig von den Völkern, welche die afrikanische Küsten und innere Länder dieses Welttheiles vom Vorgebirge der Mohren bis zum Vorgebirge Volta, in einer Strecke von beynahe vier hundert Meilen, bewohnen. Es ist bis jezo nur so viel bekannt, daß diese Menschen lange nicht so schwarz, als die andern Mohren, und den Hottentotten, ihren südlichen Nachbarn, ziemlich ähnlich sind. Desto besser kennet man aber die Hottentotten selbst, von welchen fast alle Reisebeschreiber geredet haben. Dieses Volk gehört nicht so wohl unter die Mohren, als vielmehr unter die Kaffern, die nur eine braune Haut haben würden, wenn sie dieselbe nicht mit Fett und Farben schwärzten. Herr Kolbe liefert von ihnen zwar die vollständigste Beschreibung, er hält sie aber für wirkliche Mohren, und versichert, alle Hottentotten hätten, wie diese, ganz kurze, schwarze, krause, wollichte Haare i). Ihm wäre kein einziger Mensch dieser Nation mit langen Haaren zu Gesichte gekommen. Das ist aber, meines Erachtens, nicht hinlänglich, sie für wahre Mohren auszugeben. Denn erstlich unterscheiden sie sich von diesen schlechterdings in der Farbe. Herr Kolbe

§ 5

beschreibt

- i) G. Description du Cap de bonne-espérance par Mr. Kolbe. Amst. 1741. p. 95. Ingl. Kolbens Vorgebirge der guten Hoffnung. Frankf. 1745. 4to p. 49. &c.

beschreibt sie Olivenfarbig, und versichert, sie könnten es durch alle deshalb angewendete Bemühungen, doch nicht so weit bringen, eine ganz schwarze Gesichtsfarbe zu bekommen. Ferner scheint es mir schwer zu seyn, etwas Zuverlässiges von ihren Haaren zu sagen, weil sie dieselben gar niemals kämmen oder waschen, und sie noch überdies mit einer Menge Fett und Ruß täglich einschmieren, und weil sich allmählig so viel Staub und Schmutz in denselben ansetzt, daß endlich diese Haare sich zusammen fleistern, und einem schwarzen mit Roth angefüllten Schaspelz ähnlich sehen k).

Außerdem haben auch die Hottentotten ganz andere Neigungen, als die Nohren. Diese lieben die Reinlichkeit, bleiben gern an einem Ort in Ruhe, und sind leicht an das Joch der Sklaverey zu gewöhnen. Die Hottentotten hingegen sind fast unter allen Menschen das unfähigste Volk, das gern herum schweifet, von keiner Oberherrschaft etwas wissen will, und seine Freyheit mit Nachdruck zu behaupten sucht. Bedarf es wohl einer noch größern Verschiedenheit, um die Hottentotten für ein ganz anderes Volk, als die bisher beschriebene Nohren zu halten?

Vasco de Gama, welcher das Vorgebirge der guten Hofnung zuerst umsegelte, und den Europäischen Völkern den Weg nach Indien bahnte, war am 4ten November 1497. an dem Meerbusen von St. Helena gelandet. Die Einwohner schienen ihm sehr schwarz, klein und vom häßlichem Ansehen zu seyn l). Er sagt aber nicht, ob ihre Farbe natürlich,

k) Ebend. p. 92. Deutsch p. 49.

l) S. l'Hist. des Voyages par Mr. l'Abbé Prevôt. Tom. 1. p. 22.

türlich, wie bey den Mohren, schwarz gewesen. Vielleicht schienen sie es ihm zu seyn, weil sie durch Ueberstreichung des Fettes und Rußes, alle Mühe anwenden, ein recht schwarzes Ansehen zu erhalten. Ihre Stimme, fährt er fort, hat bey'm Sprechen beynahe den Laut, wie Seufzer. Ihre Kleidungen bestehen in Thierfellen, ihre Waffen in Stöcken, welche sie am Feuer zu härten und an der Spitze mit Horn von einem Thiere zu beschlagen pflegen. m) u. s. w. Folglich besaßen die Sottentotten keine von den unter den Mohren gebräuchlichen Künsten.

Die Holländischen Reisebeschreiber melden, daß die nordwärts vom Vorgebirge wohnende Wilden kleiner, als die Europäer, rothbraun von Farbe, doch einige röther, als andere, dabey aber sehr häßlich wären, und sich alle Mühe gaben, vermittelst aufgestrichener Farben, Gesicht und Leib zu schwärzen, und daß ihre Haare den Haaren eines Diebes glichen, welcher schon lange Zeit in freyer Luft gehangen. n) An einem andern Orte sagen sie, die Sottentotten gleichen, in Ansehung der Farbe, den Mulatten (oder den Menschen, die aus der Vermischung schwarzer und weißer Nationen entsprossen sind), sie hätten ein unförmliches Gesicht, eine mittelmäßige Leibeslänge, und wären dabey mager und schnell im Laufen, ihre Sprache wäre so seltsam, daß man, wenn sie reden, das Rültern der Kalekutischen Hähne zu hören glaubte o). Der Pater Tachard versichert,

ob

m) S. Ebend.

n) S. Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande p. 218.

o) S. Le Voyage de Spitzberg p. 443.

ob sie gleich fast eben so wollichtes Haar, als die Mohren hätten, daß unter ihnen doch viele wären, deren Haar bis auf die Schultern herabhienge. Er füget noch hinzu, daß es unter ihnen Menschen, so weiß, als die Europäer, gäbe, die sich aber mit Fett und mit dem Staub eines gewissen schwarzen Steines schwärzten, womit sie das Gesicht und ihren ganzen Leib zu beschmieren pflegten. Ihre Weiber hätten von Natur eine sehr weiße Haut, welche sie aber, um sich bey ihren Männern beliebt zu machen, eben so schwarz, als diese, färbten p). Von Ovington werden die Gottentotten brauner, als die andern Indianer, beschrieben. Sie pflegen, sagt er, den Mohren, in Ansehung der Farbe und Gesichtszüge mehr, als irgend ein anderes Volk zu gleichen, ob sie gleich eine nicht völlig so schwarze Haut, nicht völlig so krauses Haar und nicht so platte Nasen haben q).

Alle diese Zeugnisse beweisen hinlänglich, daß die Gottentotten keine wahre Mohren, sondern Leute sind, welche in der Art schwarzer Menschen anfangen, sich dem Weißen zu nähern, so wie die Mauren in der Art weißer Menschen den Schwarzen sich zu nähern pflegen. Die Gottentotten sind übrigens eine ganz besondrer Art von Wilden. Vornämlich ist an ihren Weibern, die viel kleiner, als die Männer sind, der Fortsatz einer harten, breiten Haut merkwürdig, der über das Schambein herunter wächst, und in Form einer Schürze, bis mitten auf die Oberschenkel

p) S. Le Voyage du Pere Tachard. Par. 1686. p. 108.

q) S. Le Voyage de Jean Ovington. Par. 1725, p. 194.

schenkel herabhänget r). Thevenot erzählt eben dieses von den Aegyptischen Frauenzimmern. Er sagt aber, sie ließen diese Haut nicht auswachsen, sondern pflegten sie mit einem glühenden Eisen benzeiten zu brennen. Indessen scheint es mir noch zweifelhaft, ob man dieses von den Aegyptischen Weibern eben so gewiß, als von den Hottentottischen glauben dürfe. Wenigstens ist es ausgemacht, daß alle Weiber dieser Art, in den Gegenden des Vorgebirges, diesen seltsamen häutigen Fortsatz haben, und ihn mit Vergnügen denjenigen zeigen, welche Lust und Muth genug haben, ihn sehen oder befühlen zu wollen. Die Männer sind lauter Salbverschnittene, nicht von Natur, sondern weil man ihnen gemeinlich im achten Jahr, oft auch noch später, eine von beyden Hoden wegzuschneiden pfleget. Hr. Kolbe will dieser Verschneidung bey einem jungen Hottentoten von achtzehn Jahren selbst beygewohnt haben. Die Umstände bey dieser feyerlichen Handlung sind so außerordentlich, daß ich nicht umhin kann, selbige nach dem Berichte des angeführten Augenzeugen zu erzählen.

Erst wird ein solcher junger Mensch mit dem Fetz aus dem Eingeweide eines besonders in dieser Absicht geschlachteten Schafes, stark bestrichen, hernach auf den Rücken an die Erde gelegt, an Händen und Füßen gebunden, und von dreyen oder viereu seiner Freunde gehalten. Hierauf macht hernach der Prediger, weil es eine gottesdienstliche Handlung ist, einen Einschnitt
mit

r) G. La Description du Cap de B. E. par Mr. Kolbe, T. I. p. 91. Deutsch p. 51. Engl. le Voyage de Courlai p. 291.

mit einem stark geschärften Messer, beraubt ihn auf diese Art seiner linken Hode s), und pflegt an deren Stelle wieder einen Klumpen Fett von gleicher Größe, welcher vorher mit gewissen Arzneykräutern zubereitet worden, hinein zu stopfen, hernach aber die Wunde mit dem Knochen eines kleinen Vogels, der ihm statt einer Nadel dienen muß, und mit einem Faden von Schafdärmen, zu heften. Nach vollendeter Beschneidung wird nun der leidende Knabe wieder losgebunden und vom Priester, bevor ihn dieser verläßt, mit ganz warmem Fett eines frisch geschlachteten Schafes bestrichen, oder vielmehr sein ganzer Leib so häufig damit besprenget, daß es, bey dem Erkalten, über dem ganzen Körper eine fette Rinde bildet. Dabey wird er mit solcher Hefigkeit gerieben, daß der arme Schelm, der schon genug auszustehen hat, in großen Angstschweiß geräth, und wie ein bratender Kaputt am Spieße rauchet. Der Priester, welcher den Schnitt verrichtet hat, ziehet hernach mit seinen Nägeln, von einem Ende des Körpers bis zum andern, tiefe Streifen in die Talgrinde, und läßt von seinem Wasser so viel darauf, als er kann. Das Einschnüren wird alsdann abermal wiederhohlet, und alle mit Harn erfüllte Furchen werden mit neuem Fett überzogen. Nun läßt ein jeder das leidende Geschöpfe ganz einsam und mehr todt, als lebendig liegen. Er siehet sich alsdann genöthigt, so gut er kann, in eine kleine Hütte zu kriechen, welche man mit Fleiß dicht neben den Ort, wo die Beschneidung vollbracht worden, erbauet hat. Hier mag er nun sterben oder seinen Schmerz überleben, das ist seinen Verwandten einerley

s) Tavernier nennet bey dieser Gelegenheit p. 297. des IVten Theils die rechte Hode.

ten. Wenigstens läßt man ihn ganz hülfloß, ohne Nahrung und Erfrischung liegen, wenn ihm nicht etwa in der Angst die Lust ankömmt, sich den Salg, womit er überzogen ist, abzulecken. Innerhalb zween Tagen ist er gemeiniglich wieder hergestellt, und fähig, wieder auszugehen und sich öffentlich zu zeigen. Die Probe seiner vollkommenen Genesung macht er dadurch, daß er, mit der Geschwindigkeit eines flüchtigen Hirschens, vor den Zuschauern herumläufet t).

An allen Zottentotten wird man eine sehr platte, breite Nase gewahr, die sie nicht haben würden, wenn es die Mütter nicht für eine unverletzliche Pflicht hielten, gleich nach der Geburth ihres Kindes die Nase platt einzudrücken. Eine sehr vorstehende Nase ist in ihren Augen eine wahre Unförmlichkeit. Ihre Lippen sind überhaupt, besonders aber die obere, stark aufgequollen. Sonst haben sie weiße Zähne, starke Augenbraunen, einen dicken Kopf, einen sehr mageren Leib, zarte Glieder und bringen selten ihr Alter über vierzig Jahre. Die Unreinlichkeit, in welcher sie ein Vergnügen zu finden scheinen, das stinkende, faule Fleisch, welches ihre vorzügliche Nahrung ausmacht, gehöret ohnstreitig unter die Hauptursachen ihrer kurzen Lebensdauer. Ich könnte von diesem schmutzigen Volk eine viel weitläufigere Beschreibung machen. Weil aber fast alle Reisende schon mehr als zu viel davon erzählt haben, so ist es genug, meine Leser auf die vorzüglichsten zu verweisen u).

Einen

t) S. La Description du Cap. de B. E. par. Mr. Kolbe p. 275. Deutsch. p. 147. &c.

u) S. außer der angeführten Kolbischen Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung, le Recueil des

Einen von Tavernier angeführten merkwürdigen Umstand, darf ich hier doch nicht ganz unberührt lassen. Die Holländer nämlich hatten ein klein Sottentottisches Mädchen, kurz nach ihrer Geburt aufgenommen und unter sich erzogen. Dieses Mädchen hatte völlig die weiße Farbe der Europäer angenommen. Er glaubet aus diesem Grunde, das ganze Volk würde ziemlich weiß aussehen, wenn es nicht gewohnt wäre, sich beständig mit schwarzen Farben zu beschmieren.

Wenn man, jenseit des Vorgebirges der guten Hofnung, längs der afrikanischen Küste herauf gehet, so zeigt sich nun das Land Natal, dessen Einwohner schon merklich von den Sottentotten abweichen, lange nicht so schmutzig und häßlich, als diese, von Natur viel schwärzer, mit einem eyförmigen Gesicht, einer wohlgebauten Nase, mit weißen Zähnen, einer angenehmen Miene, und mit natürlich aufgekraußten Haaren, begabet sind. Indessen scheinen sie ebenfalls ziemliche Liebhaber der Schmiererey zu seyn; denn sie pflegen Mützen, acht bis zehn Zoll hoch, von bloßem Ochsentalg zu tragen, auf deren Verfertigung sie viel Zeit verwenden, weil sie den Talg vorher besonders mühsam reinigen müssen, ehe sie denselben allmählig auftragen, und so mit ihren Haaren zusam-

des Voyages de la Compagnie Hollandoise. Le Voyage de Robert Lade, traduit par Mr. l'Abbé Prevôt T. I. p. 88. Le Voyage de Jean Ovington. Voyage de la Loubère. T. II. p. 134. Le Premier Voyage du P. Tachard p. 95. Voy. de Imigo de Biervillas I. Part. p. 34. Voy. de Tavernier. T. IV. p. 296. Voyages de Franc. Leguat. Tom. II. p. 154. Voyages de Dampier Tom. II. p. 255. &c.

zusammen kneten können, daß er niemals herab zu fallen vermögend ist x).

Nach Kolbens Aussage haben sie von Natur eine platte Nase, ohne daß man sie vorher gewaltsam in diese Form drücken dürfe. Sie unterscheiden sich auch dadurch von den Zortentotten, daß ihre Sprache nicht stotternd ist, und sie nicht, wie diese, mit der Zunge an ihren Gaum stoßen. Ferner, weil sie ordentliche Häuser bewohnen, ihre Felder gehörig bestellen und auf selbigen eine Art Mays oder Türkischen Weizen y) säen, aus welchem sie Bier, ein
den

x) *S. Les Voyages de Dampier, T. II. p. 393.*

y) *Zea. Linn. Sp. Plant. II. p. 1378. Frumentum indicum Mays dictum C. B. Pin. p. 25. Theatr. 490. Cam. Epit. p. 186. Dod. Pempt. 509. Dietr. Pflanzenr. II. 1058. Mays oder Türkisches Korn. Blackw. Tab. 547. a. b. Bled de Turquie, d'Inde ou d'Espagne. Mays, Vallm. de Bomare Dict. Tom. II. p. III. &c. Man hat von diesem Gewächse zwar nur eine Art, aber nach Beschaffenheit der Erdart und des Klima, unterschiedene Abänderungen. Eigentlich theilen die Amerikaner den Mays in zwei Arten, in den großen und kleinen. Der große wird, ohne weitem Zusatz, Mays genennet. Der kleine hat gemeinlich den Namen: drey Monaths Mays, weil er mehrentheils in solcher Zeit reif wird, indessen, da der große wohl sechs Monathe zu seiner völligen Reifung brauchet. Der große pflegt wohl etwas ergiebiger, als der andere zu seyn, dieser aber ein weißeres, feineres und besseres Mehl zu geben. Der erste ist mit dem Stiele,*

Büff. allg. Naturh. VI. B. R vor

den Hottentotten ganz unbekanntes Getränke, verfertigen z).

Aus

vornämlich in Karolina, und weiter nach Süden, öfters achtzehn Fuß lang, da hingegen der letzte bisweilen in der Höhe nicht über vier Fuß beträgt. Am erstern siehet man gemeiniglich kein Zeichen zur männlichen oder weiblichen Blüthe, da hingegen der letzte in völliger Blüthe steht. Je weiter man gegen Norden kommt, desto mehr pflegt der große Mays an Größe abzunehmen und gleichsam in dem kleinen sich zu verlieren. In Ansehung der Farben der Aehren herrscht ebenfalls ein großer Unterschied. Je weiter nach Süden, desto bunter die Farben, je weiter nordwärts, desto einfarbiger. An Ergiebigkeit übertrifft der Mays alle übrige Arten von Getreide. Wenn er auch im Frühjahr wirklich erfriert, so pflegt er doch aus eben der Wurzel wieder aufzukommen.

Die Saamenkörner dieses fruchtbaren Gewächses vertreten in Amerika die Stelle unseres Kornes. Man kann sie aber auch zum Brodbacken mit unserm Roggen oder Weizen vermischen. Die Amerikaner machen daraus Breye, Suppen, auch Getränke, zu welchem Ende der Mays, wie unsere Gerste, gemälzet wird, ob gleich zu Erreichung dieser Absicht mehr Zeit gehöret. Das Malz hiervon schmeckt wie gewöhnliches Gerstenmalz; das gebraute Bier giebt an angenehmen Geschmack und Stärke demjenigen gar nichts nach, das von unserm Gerstenmalz gebrauet ist.

M . . .

z) G. la Description du Cap &c. par Mr. Kolbe Tom. I. p. 136.

Aus der Landschaft Natal kömmt man gleich nach Sofala und Monomotapa. Pigafetta beschreibet uns die Einwohner in Sofala schwarz, aber größer und dicker, als die andern Kaffern, und will, daß in den Gegenden des Königreiches Sofala die Amazonen ihren Sitz gehabt haben sollen a). Aber nichts kann unzuverlässiger seyn, als die Geschichte, welche man von diesen kriegerischen Weibern erzählt hat.

Die Einwohner in Monomotapa sind, nach Anzeige der Holländischen Reisebeschreiber, von ziemlicher Größe und ansehnlicher Leibesgestalt; schwarz und von guter Leibesbeschaffenheit. Ihre junge Mädchen pflegen, bis auf ein Stückchen übergehängtes baumwollnes Zeug, völlig nackend einher zu gehen, bis zu ihrer Verheyrathung, nach welcher sie ordentliche Kleidungen anlegen b). Diese Völker haben zwar ein ziemlich schwarzes Ansehen, sie unterscheiden sich aber dennoch von den Mohren, weil ihre Gesichtszüge weder eben so wild und häßlich, noch die Ausdünstungen ihrer Haut so übelriechend, als an diesen, sind. Außerdem können sie auch weder die Sklaverey, noch die Arbeit ertragen. Nach des Pater Charlevoix Bericht, hat man einige von diesen Mohren aus Monomotapa und Madagaskar in Amerika gehabt, welche niemals Dienste thun konnten und sogar in kurzer Zeit ihr Leben daselbst einbüßen mußten c).

R 2

Die

a) S. Indiz or. Part. I. p. 54.

b) S. Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande T. III. p. 625. und Voy. de l'Amiral Drack 2de Part. p. 993: ingl. Voy. de Jean Mocquet p. 266.

c) S. l'Histoire de St. Domingue p. 499.

Die Madagaskarischen und Mosambikischen Einwohner sind schwarz. Doch pflegen es einige mehr, andere weniger zu seyn. Die Madagaskarischen Einwohner haben auf dem Wirbel des Kopfes nicht so krauses Haar, als die Mosambikischen und beyde sind keine wahre Mohren. Obgleich die Bewohner an der Küste der Portugiesen Herrschaft gern erkennen, so findet man doch mitten im Lande sehr wilde Leute, die für ihre Freyheit ihr Leben aufopfern würden. Männer und Weiber leben daselbst im Stande der Unschuld, ganz von Bedeckungen entblößt. Sie nähren sich vom Elephantenfleisch und treiben mit Elfenbein starken Handel d).

Es giebt in Madagaskar Leute von ganz unterschiedener Art, besonders Mohren und Weiße, die zwar ein sehr braunes Ansehen haben, aber doch zu einem andern Geschlechte zu gehören scheinen. Die ersten sind mit ganz schwarzen und krausen, die andern mit nicht so schwarzen, auch minder krausen und längern Haaren versehen. Die meisten Reisebeschreiber halten dafür, die weißen hätten ihren Ursprung den Chinesern zu danken. Allein Franz Kauche hat mit gutem Grund angemerkt; es wäre glaublicher, daß diese Art von den Europäern abstammete; denn er versichert, alle die er gesehen, hätten weder ein so flaches Gesicht, noch eine so platte Nase gehabt, als die Chineser. Er beschreibt auch diese Leute weißer, als die Kastilianer, ihre Haare länger und die Nasen der schwarzen Bewohner minder platt, auch die
 Leffen

d) S. le Recueil des Voyages Tom. III. p. 623. Le Voyage de Mocquet p. 265. und la Navigation de Jean Hugues Lintscot p. 20.

Leſzen dünner, als an den Bewohnern des veſten Landes. Es finden ſich auch auf dieſer Inſul viel olivenfarbige oder braune Leute, die muthmaſſlich von der Vermischung der Mohren mit den Weißen abſtammen.

Der angeführte Verfaſſer ſaget von den Einwohnern am Meerbuſen St. Auguſtin, ſie hätten eine braune Farbe, keinen Bart, lange glatte Haare, nebst einer hohen Leibesgeſtalt und wohlgebildeten Gliedern; ſie wären auch alle beſchnitten, ob ſie gleich von Mahomets Geſetze wahrſcheinlicher Weiſe nie etwas gehört hätten, weil ſie weder Tempel oder Moſcheen, noch Religion beſitzen e). Die Franzoſen landeten zuerſt auf dieſer Inſel, und ſuchten daſelbſt Kolonien zu errichten, die ſich aber nicht erhalten haben f). Da ſie auf derſelben ankamen, fanden ſie die erwähnten weißen Menſchen, und bemerkten, daß die ſchwarzen, als die muthmaſſlichen urſprünglichen Landesbewohner, den weißen viel Ehrerbietung bezeugten g).

Dieſe Inſel Madagaſkar iſt nicht allein ſtark bevölkert, ſondern auch mit reichlichem Vieh und häufigen Weideplätzen verſehen. Beyde Geſlechter ſind ungemein der Wolluſt ergeben. Den öffentlichen Huren gereicht ihre lüderliche Lebensart im geringſten zu keinem Nachtheil ihrer Ehre. Tanz, Geſang und Vergnügungen lieben ſie außer der Maßen. Ihre natürliche Faulheit hindert ſie nicht, einige Kenntniß

R 3

von

e) S. Le Voyage de François Cauche. Paris 1671, p. 45.

f) S. Le Voyage de Flacour. Paris 1661.

g) S. La Relation d'un voyage fait aux Indes par Mr. Delon, à Amſt. 1699.

von Handwerkern, und also Ackerleute, Schmiede, Zimmerleute, Töpfer, sogar Goldschmiede unter sich zu haben. In ihren Häusern fehlt es ihnen an allen Arten von Bequemlichkeit und an allem Hausgeräthe. Sie schlafen auf Matten, genießen das Fleisch beynahe ganz roh und schlingen sogar das Leder von ihren Ochsen herunter, wenn sie vorher die Haare davon ein wenig abgesetzt haben. Sie verschlucken auch das Wachs zugleich mit dem Honig. Das gemeine Volk siehet man völlig nackt, die Reichen aber mit Hosen oder Wamsen, von Baumwolle oder Seide bedeckt, herumgehen h).

Die Völker des innern Theiles von Afrika sind uns zu wenig bekannt, um sie beschreiben zu können. Die von den Arabern so genannte Zinguer gehören unter die schwarzen, fast wilden Völker. Nach Marmols Bericht geht ihre Vermehrung bis zum Erstaunen, und es würden von ihnen alle benachbarte Länder überschwemmet werden, wosern unter sie nicht oft ein großes Sterben käme, das die heißen Winde zu verursachen pflegen.

Alles, was wir bisher gesagt haben, beweiset, daß man Ursach habe, die eigentlichen Nohren von den Kaffern zu unterscheiden, welche Schwarze von einer andern Art sind. Noch deutlicher zeigen aber diese Beschreibungen, daß die Farbe hauptsächlich vom Himmelsstrich abhängt, die Gesichtszüge hingegen größtentheils ihren Grund in dem Gebrauch unterschiedener Völker haben, sich die Nase zu verkrümmeln oder platt zu drücken, die Augenlieder lang zu

h) S. *Le Voyage de Flacour* p. 90, und de *Struys* T. I. p. 32. ingl. de *Pyrard* p. 38.

zu dehnen, die Ohren zu verlängern, die Lippen dick, das Gesicht platt zu machen u. s. w. Nichts kann den großen Einfluß des Himmelsstriches auf die Farbe nachdrücklicher beweisen, als wenn man unter einerley Himmelsstrich, in einer Weite, so ähnliche Völker, als die Senegaler und Nubier antrifft, und wenn man die Zottentotten, welche doch nothwendig von schwarzen Völkern entstanden seyn müssen, als die weißesten unter allen afrikanischen Völkern siehet, weil sie die kältesten Gegenden dieses Welttheils bewohnen. Wenn man sich darüber wundert, daß man am Senegal auf der einen Seite braune, auf der andern schwarze Menschen antrifft, so darf man sich nur wieder einfallen lassen, was oben bereits von der Wirkung der Speisen gesagt worden, die einen Einfluß auf die Farbe sowohl, als auf die Leibesbeschaffenheit überhaupt, äußern müssen. Verlangt man ein Beispiel, so läßt sich ein von den Thieren hergenommenes angeben, dessen Wahrheit in der ganzen Welt leicht untersucht und bestätigt werden kann. Die Gassen auf dem flachen Feld und in wäßerigen Gegenden, haben ein viel weißeres Wildpret, als die auf den Bergen oder auf dem trocknen Lande. So gar diejenigen, welche sich in einerley Gegend, theils auf Wiesen, theils auf Anhöhen befinden, sind von einander merklich unterschieden. Die Farbe des Fleisches hat ihren Grund in der Beschaffenheit des Blutes und anderer Feuchtigkeiten des Körpers, in welche der Einfluß der Nahrung ganz unstreitig ist.

Den Ursprung der Schwarzen hat man von je her für eine streitige Frage gehalten. Die Alten, welchen bloß die Nubischen Schwarzen bekannt waren, betrachteten ihre Farbe als die dunkelste Schat-

tirung unter den braunen Völkern und verwechselten sie mit den Aethiopiern und andern Völkern dieser afrikanischen Gegenden, die zwar sehr dunkelbraun sind, aber doch viel mehr von der weißen, als von der schwarzen Art Menschen, an sich haben. Sie glaubten daher, die unterschiedene Farben der Menschen wären bloß das Werk der unterschiedenen Himmelsstriche, und die Schwärze dieser Völker wäre bloß der strengen Hitze der Sonnenstralen, welcher sie beständig ausgesetzt seyn mußten, bezumessen. Diese, bey dem ersten Anblick sehr wahrscheinliche Meynung, machte viel Schwierigkeiten, als man erfuhr, daß jenseit Nubiens, in einem noch weit südlichen Erdstrich, sogar unter dem Aequator selbst, als zu Melinda und Monbaza, die meisten Einwohner nicht so schwarz, als die Nubier, sondern vielmehr nur dunkelbraun, ausfähen, und man aus Erfahrungen wüßte, daß die Schwarzen, wenn sie aus ihrem heißen Himmelsstrich in einen gemäßigten versetzt würden, nicht allein von ihrer schwarzen Farbe nichts einbüßten, sondern dieselbe sogar auf ihre Nachkommen erblich machten.

Wenn man indeß auf der einen Seite sein Augenmerk auf die Wanderungen unterschiedener Völker, anderer Seits aber auf die Zeit richtet, welche vielleicht erfordert wird, bevor eine Art Menschen schwarz werden oder eine schwarze wieder ausbleichen kann; so wird sich zeigen, daß dieses alles gar wohl mit der Meynung der Alten sich zusammen reimen läßt. Denn die ursprünglichen Einwohner dieses Theils von Afrika sind eigentlich die Nubier, ein Volk, das von Natur schwarz ist und so lange beständig schwarz bleiben wird, als es eben diesen Erdstrich bewohnet und
sich

sich nicht mit weißen Völkern vermischt. Die Aethiopier hingegen, die Abyssinier, sogar die Einwohner in Melinda, welche von den Weißen abstammen, weil sie mit den Arabern einerley Religion und Gebräuche, auch fast einerley Farbe haben, sind allerdings zwar etwas brauner, als die südlichen Araber; das beweist aber eben am deutlichsten, wie bey eben derselben Art von Menschen die mehrere oder geringere Schwärze vornämlich von der stärkern oder schwächern Hitze des Himmelsstriches abhänget. Es mögen wohl viele Jahrhunderte und eine große Anzahl neuer Zeugungen erfordert werden, bevor ein weißes Geschlecht, nach allmählichen Schattierungen erst in ein braunes, endlich aber in ein ganz schwarzes verwandelt wird. Indessen scheint es gar wohl möglich zu seyn, daß ein weißes, aus Norden unter die Gleichlinie versetztes Volk, durch die Länge der Zeit erst braun, zuletzt aber vollkommen schwarz werden könne; besonders, wenn eben dieses Volk sich nach den Sitten des Landes bequeme, und sich bloß von den gewöhnlichen Produkten des Landes, worinn es nun lebte, nähren wollte i).

K 5

Der

- i) Einen starken Beweis vom Einfluß der Nahrung auf die Farbe der Thiere, giebt uns Hr. D. Günther im Naturforscher 2 St. p. I. &c. in seinen Gedanken über die Entstehungsart der anomalisch-schwarzen Farbe sonst anders gefärbter Vögel. Er hatte nämlich einen hochrothen Gimpel, der, weil er gut abgerichtet war, mit seinem Lieblingsfutter, zerquetschtem Hanssamen, reichlich versehen wurde. Zwey Jahre lang blieb er, was er anfangs gewesen, ein rother

Der Einwurf den man wider diese Meinung machen und aus der Verschiedenheit in den Gesichtszügen,

ther Gimpel. Im dritten Jahr erhielten seine Federn, nach der Mauserzeit, eine schwärzliche Farbe mit rothen und grauen Spitzen. Im vierten Jahre fand sich an allen seinen Kohlenschwarzen Federn keine Spur mehr von einer andern Farbe.

Eben dieses ereignete sich mit einem Sänfing, einer Lerche und einem Stieglitz. Alle waren, durch den Genuß des Haussamens aus bunten, in schwarze Vögel verwandelt worden. Hr. Sallen in seiner Vögelgeschichte, p. 81. sagt ebenfalls, daß die Lerchen von vielem Hanse schwarzbraun werden, und Hr. Frisch versichert, seine schwarze Lerche habe die ungewöhnliche Farbe bloß dem Genuß des Haussamens zu danken. Die Ursache dieser Veränderung erklärt Hr. D. Günther aus physischen erwiesenen Sätzen sehr gründlich. — Sobald ein Hanffressender Vogel durch einen unveränderten und fortgesetzten Genuß des Haussamens, so viel ölichte, fette, leichte Theilchen vermittelst der Nutrition empfangen hat, daß sie in seinem Blut über alle andere beygemischte Theilchen die Oberhand behalten, so muß nummehr sowohl die Nutrition aller übrigen Theile des Körpers, als auch der Federn, mit lauter lockern und leichten Theilchen besorget werden. Von dieser Periode fängt er an, seine natürliche in eine schwarze Farbe zu verändern. Sobald aber nichts als lauter ölichte und fette Theilchen in die Zwischenräumen und Kanälchen der zartesten Federgefäße eindringen, sind auch die Federn vermögend, alle auf sie fallende

gen, hernehmen könnte, hat, meines Erachtens nicht viel zu bedeuten. Denn es läßt sich hier gleich die Antwort entgegen setzen, daß unter den Zügen eines in der Jugend unentstellten Mohren und eines Europäers weniger Unterscheid herrschet, als unter den Gesichtszügen eines Tartaren oder Chinesers und eines Zirkassiers oder Griechen. Die Beschaffenheit der Haare pflegt von der Beschaffenheit der Haut so sehr abzuhängen, daß man unter ihnen keinen andern, als einen bloß zufälligen Unterschied, annehmen darf. Man hat ja schon in einerley Land, sogar in einerley Stadt, Menschen angetroffen, die zwar weiß, aber doch in Ansehung der Haare sehr unterschieden sind; ja man sieht sogar in Frankreich Leute mit eben so kurzen und krausen Haaren, als die Mohren haben. Außerdem wird man aus vielfältigen Beispielen gewahr, daß der Himmelsstrich, daß Frost und Hitze, sowohl bey Menschen als bey Vieh, den stärksten Einfluß auf die Farbe der Haare äußern. Daher giebt es z. B. in den mitternächtlichen Ländern keine schwarze Pferde; daher pflegen in solchen Ländern die Eichhörnchen, die Hasen, die Wiesel und viel

lende Lichtstralen durchzulassen und nun den Vogel ganz schwarz darzustellen. — Leindotter, (*Myagrurn farrivum* Linn.) soll zuweilen an den Vögeln, welche damit gefuttern werden, gleiche Wirkung hervorbringen. Ein mehreres lese man in der angeführten Abhandlung des Naturforschers, eines neuen überaus nützlichen Journales, das, unter der Aufsicht des Hrn. Hofrath Walchs, zu Halle im Gebäuerischen Verlag seit dem Anfange dieses Jahres herauskommt.

viel andere Thiere ganz oder wenigstens beynahе weiß, in minder kalten Ländern aber braun oder grau zu seyn k). Dieser Unterschied vom Einfluß der Kälte oder

k) Bey dieser Gelegenheit wird man vielleicht nicht ungern des allzu frühzeitig verstorbenen Hrn. D. Günthers in Kahla Meynung, von der anomalisch weißen Farbe mancher Vögel und anderer Thiere, lesen. In so fern, sagt er, die Empfindung der weißen Farbe dem Auge, nach einem bekannten Satz aus der Naturlehre, dadurch mitgetheilet wird, wenn von der Oberfläche eines Körpers alle auffallende Lichtstrahlen abprallen, und in einer unzertrennlichen Vermischung zurück ins Auge fallen; (S. Sußows Naturl. Jena 61, p. 313) so muß die Oberfläche eines Körpers, der weiß aussehen soll, eine gehörige Dichtigkeit und Festigkeit besitzen, um den Durchgang der Lichtstrahlen zu verwehren. Alles demnach, was die thierischen Säfte dicht und zähe machen kann, muß eine Hauptursache der Farbe anomalisch weißer Thiere seyn. Es ist nicht zu läugnen, daß eine jählunge Veränderung des Futters, der Lebensart und des Himmelsstriches, die Säfte verdicken könne. Vielleicht ist auch die große Kälte um den Nordpol der Grund, warum es dort so viele weiße Vögel giebt, indem wir aus der Naturlehre wissen, daß die Kälte die Säfte zu verdicken und zähe zu machen fähig sey. Allein alle diese Ursachen können unmöglich für den einzigen Grund anomalisch weißer Thiere angenommen werden. Viel weniger lassen sie sich auf unsern gemäßigten Himmelsstrich anwenden, in welche wir gleichwohl weiße Elstern, Schwalben, Sperlinge, Mäuse u. s. w. zu sehen bekommen.

Der

oder der Hitze ist so augenscheinlich, daß in den meisten mitternächtlichen Ländern, als in Schweden, gewisse Thiere

Der Hauptgrund muß also nicht von außen allein, sondern zum Theil in der innern thierischen Oekonomie zu suchen seyn. Menschen und viele Thiergattungen bekommen vom Alter weiße oder grane Haare. Das Alter kann also bey Vögeln, wie bey andern Thieren, die weiße Farbe da, wo sie vorher nicht war, hervorbringen. Die thierischen Säfte pflegen mit den zunehmenden Jahren immer dichter und zäher zu werden, zuletzt aber die Wände der Pulsadern, so gar oft eine knöcherne Beschaffenheit zu erlangen. Folglich müssen auch alte Vögel aus ihrem nun dichtern und zähern Blut lauter solche Säfte erzeugen, die auch sogar ihren in der Mauserzeit neu erhaltenen Federn eine solche Dichtigkeit und Festigkeit mittheilen, daß sie die auffallende Lichtstrahlen ungetrennt zurückwerfen, und folglich unserm Auge weiß erscheinen müssen. Nehmen wir nun an, daß die zu Zeugung der Nachkommenschaft erforderliche Säfte bey alten Vögeln eine gleiche Beschaffenheit erhalten haben, so ist nichts natürlicher, als daß auch in gemäßigten Himmelsstrichen, weiße Schwalben, Sperlinge, Raben und andere Vögel, aus gleichem Grunde, von bejahrten Aeltern hervorgebracht werden können. Eine dergleichen weiße Schwalbe ist freylich ein eben so seltsames Anomalon, als der junge Sohn eines Greises. Gleichwohl sind sie beyde nicht nur möglich, sondern auch wirklich in der Natur vorhanden. Man lese hiervon im Naturforscher I St. p. 54 — 64.

Thiere, die Hasen zum Beispiel, im Sommer grau, im Winter ganz weiß auszusehen *).

Es läßt sich aber dieser Meinung noch ein weit stärkerer, anfänglich unwiderlegbar scheinender Beweisgrund entgegen setzen. Man hat nämlich ein ganz großes Land, eine ganz neue Welt entdeckt, deren bewohnte Länder größtentheils im hitzigen Erdstrich liegen, und wo dem ohnerachtet kein einziger Schwarzer anzutreffen ist. Denn die Einwohner dieses Welttheils pflegen insgesamt entweder mehr oder weniger roth, oder braun, oder kupferfarbig auszusehen. Man hätte wenigstens auf den antillischen Inseln, in Mexiko, im Königreiche Santa Fe, in Guinea, im Lande der Amazonen und in Peru, entweder Mohren oder doch schwarze Leute finden müssen, weil diese amerikanische Länder unter eben der Breite liegen, wie das Land um Senegal, Guinea und Angola in Afrika. In Brasilien, in Paraguay, und Chili hätte man, wenn der Himmelsstrich oder die Entfernung vom Pole die Ursache der unterschiedenen Farben bey den Menschen wäre, Leute finden müssen, welche den Kaffern und Hottentotten ähnlich wären.

Bevor ich aber dasjenige beybringe, was hierbey noch zu erinnern wäre, muß ich wohl billig erst alle die mancherley amerikanischen Völker auf eben die Art betrachten, wie wir bey den Völkern der andern Welttheile gethan haben. Wir werden hernach desto richtigere Vergleichen anstellen und aus denselbigen allgemeine Folgen ziehen können.

Wenn

*) *Lepus apud Suecos aestate cinereus, hieme semper albus. Linn. Faun. Suec. p. 8.*

Wenn man also von Norden anfängt, so trifft man, wie bereits erinnert worden, in den mitternächtlichen Gegenden von Amerika erst eine Art von Lappen, welche viel Aehnlichkeit mit denen in Europa, oder mit den Samojeden in Asien haben. Sie pflegen, in Vergleichung mit diesen, zwar nicht so zahlreich zu seyn, sie haben sich aber doch in einem ansehnlichen Strich Landes verbreitet. Diejenigen, welche um die Straße Davis wohnen, haben keine sonderliche Leibeslänge, eine olivengrünliche Farbe, kurze und dicke Beine. Sie verstehen sich vortrefflich auf den Fischfang und pflegen ihre Fische, so wie anderes Fleisch, roh zu verspeisen, und statt ihres ordentlichen Getränkes entweder das reine Wasser oder das Blut von Seehunden zu genießen. Bey dieser Lebensart haben sie besondere Leibesstärke, und sich zugleich eines ungemein langen Lebens zu erfreuen ¹⁾. Sieht man in diesem Bilde nicht ordentlich die Gestalt, Farbe und Sitten der Lappländer abgebildet? und ist es nicht sonderbar genug, daß man ohnweit dieser Amerikanischen Lappen eine andere Art großer, wohlgestalteter, ziemlich weißer Menschen von regelmäßigen Gesichtszügen, so wie nahe bey den Europäischen Lappen die weiße, schöne, ziemlich große und wohlgebildete Sinnen, antrifft ^{m)}?

Die Wilden um Hudsons Meerbusen und in den mitternächtlichen Gegenden des Landes Labrador, scheinen zu einer andern Art, als die ersten, zu gehören. Sie sind häßlich, klein, und übelgestaltet, und haben dabey ein fast ganz mit Haaren bewachsen

1) E. l'Hist. natur. des Isles. Rotterd. 1658. p. 189.

m) E. Ebend.

nes Gesicht, gleich den Wilden im Lande Nedsso, nordwärts von Japan. Im Sommer wohnen sie unter Zelttern, die von den Häuten des amerikanschen Klennthieres (Orignal n) und amerikanschen Rennthieres (Karibu o), erbauet sind; im Winter, gleich den Lappen und Samojeden, unter der Erde, und liegen daselbst, eben so wie diese, ohne Unterschied durch einander. Beym bloßen Genuß des rohen Fleisches und roher Fische pflegen sie doch ein hohes Lebensziel zu erreichen p). Die Wilden auf der Insel Neuland haben mit denen um die Straße Davis wohnenden, viel Aehnlichkeit, einen kurzen Leib, einen kleinen oder fast gar keinen Bart, ein breites und plattes Gesicht, große Augen und gemeinlich eine stumpfe Nase. Der Verfasser, welcher sie auf diese Art beschreibet, saget von ihnen zugleich, sie wären den Wilden im nördlichen westen Lande und in den Gegenden von Grönland ziemlich ähnlich q).

Weiter

n) G. Hrn. von Buffons Historie der Natur. Hamb. in 4to. VI Th. 2 B. p. 55. Not. 4. VII Th. 2 B. p. 246. It. desselben Hist. nat. génér. & partic. à Par. 1770. 8vo Vol. X. p. 242. *Vallm. de Bom. Dict. T. IV. p. 198. Orignac.* m . . .

o) G. Hrn. von Buffon l. c. 4to. II Th. 1 B. p. 291. VII Th. 2 B. p. 216. It. Par. 8vo. Vol. X. p. 227. *Vallm. de Bom. l. c. Tom. II. p. 385 Caribou.* m . . .

p) G. Le Voyage de Robert Lade, traduit par l'Abbé Prevôt, Par. 1744. T. II. p. 309. &c.

p) G. Le Recueil des Voyages au Nord. Rouen 1716. T. III. p. 7.

Weiter unterwärts von diesen in den mitternächtlichen Theilen von Amerika verbreiteten Wilden, sieht man wieder andere, von den vorigen ganz unterschiedene wilde Völker in beträchtlicher Anzahl, nämlich die Kanadensischen und diejenigen Wilden, die sich in diesem ganzen Landstrich bis zu den Astiniboils aufhalten. Es sind lauter große, mit starken Gliedern und gesunden Kräften ausgerüstete, ziemlich wohlgebildete Leute mit schwarzen Haaren und Augen, sehr weißen Zähnen, brauner Gesichtsfarbe, einem kleinen Baart und fast gar keinen Haaren an irgend einem andern Theil des Leibes; lauter abgehärtete auf Reisen unermüdete, im Laufen sehr schnelle, zum Hunger und zur Ueberladung gleich stark gewöhnte, kühne, behetzte, stolze, gefestete und in ihren Begierden an sich haltende Leute! Sie kommen mit den orientalischen Tartarn, in Ansehung der Farbe der Haut, der Haare und der Augen, des kleinen Baartes und der wenigen Haare, der Gemüthsneigungen und Sitten so genau überein, daß man sie leicht für Abkömmlinge dieser Nation halten könnte, wenn man sie nicht als Völker betrachtete, welche durch ein großes Meer von einander getrennt sind. Sie wohnen auch unter eben derselben Breite. Zum neuen Beweis, wie stark der Einfluß des Himmelsstriches auf die Farbe, sogar auf die Figur der Menschen seyn müsse. Kurz man findet in der neuen, wie in der alten Welt, gleich Anfangs in Norden Leute, die mit den Lappen überein kommen, hernach weiße Menschen mit gelben Haaren, welche den mitternächtlichen Völkern in Europa, sodann stark mit Haaren bewachsene Leute, welche den Wilden in Nedso, und endlich die Wilden auf Kanada, und auf dem ganzen westen Lande, bis zu dem mexikanischen

Meerbusen, welche den Tartarn in so vielen Stücken gleichen, daß man sie gewiß für wirkliche Tartarn ansehen würde, wenn man wegen der Möglichkeit ihrer Wanderung nicht noch in Zweifel stünde. Betrachtet man indeßen die kleine Zahl von Menschen, die man in den so unermesslich weitläufigen Ländern des nördlichen Amerika, und noch dazu in einer ganzlichen Wildheit angetroffen, so wird man, ohne weiteres Bedenken glauben, daß alle diese wilde Völker neue von einzelnen verlaufenen Personen eines zahlreichen Volkes abstammende Kolonien wären.

Man behauptet freylich, daß in dem nördlichen Amerika, von Norden bis zu den Lufayischen Inseln und bis zum Flusse Mississippi genommen, jezo nicht mehr der zwanzigste Theil derjenigen ursprünglichen Einwohner vorhanden wäre, die man bey der ersten Entdeckung des Landes antraf, und daß diese wilden Völker entweder aufgerieben, oder bis zu einer so kleinen Anzahl herabgesezt worden, daß wir heut zu Tage gar nicht mehr so von ihnen urtheilen dürfen, wie man damals mit Recht gethan haben würde. Wenn aber auch vor Zeiten der nördliche Theil von Amerika zwanzig mal so viel Einwohner, als jezo da sind, gehabt haben sollte, so kann uns dieses doch nicht abhalten, diesen Welttheil von der damaligen Zeit an, als ein müßes und so neu bevölkertes Land anzusehen, worinn die Leute noch nicht genug Zeit gehabt, sich ansehnlich zu vermehren. Herr Sæbry, den ich ehemals anführte ¹⁾, und welcher eine sehr lange Reise tief in den nordwestlichen Ländern

von

1) G. l'Hist. nat. géner. & partic. Paris 1749. T. I.

von Mississippi unternommen hatte, wohin vor ihm noch Niemand gekommen war, und wo also die wilden Völker noch nicht aufgerieben seyn konnten, beschrieb mir diesen Theil von Amerika so wüste, daß er erst einen Weg von hundert bis zweihundert Meilen zurück gelegt hätte, ohne jemals ein Menschengesicht oder nur eine Spur in der Nähe aller durchkreuzten Gegenden angetroffen zu haben, woraus er auf eine menschliche Wohnung schließen können. Wenn er ohngefähr einige solcher Wohnplätze fand, so waren sie allemal außerordentlich weit von einander entfernt, und er fand in jedem nicht mehr als eine, zuweilen auch zwei bis drei Familien, höchst selten aber mehr, als zwanzig Personen zusammen, die aber immer wieder auf hundert Meilen weit von andern zwanzig Menschen getrennet waren. Es ist zwar gewiß, daß man längs den Flüssen und Seen, die man durchschiffete, viel zahlreichere wilde Völker angetroffen, und daß noch einige davon übrig sind, welche ihrer Menge wegen sich stark genug fühlen, die Einwohner unserer Pflanzörter in Unruhe zu setzen. Allein die stärksten unter diesen Völkern bestehen aus nicht mehr, als drei oder viertausend Personen, die öfters noch auf einem größern Strich Landes, als ganz Frankreich ist, vertheilet leben. Man könnte daher, nach meiner Ueberzeugung, ohne sich eines Irrthums schuldig zu machen, behaupten, daß in einer einzigen solchen Stadt, wie Paris, ungleich mehr Leute sich aufhalten, als es in dem ganzen mitternächtlichen Theil von Amerika, der zwischen der Nord- und Südsee liegt, vom Mexikanischen Meerbusen bis in Norden, wilde Menschen angetroffen worden, obgleich dieser Strich Landes an Größe ganz Europa übertrifft.

Die Vermehrung der Menschen pflegt mehr von der Geselligkeit, als von der Natur selbst abzuhängen. Daß die Menschen, in Vergleichung mit den wilden Thieren, so zahlreich sind, kommt hauptsächlich daher, weil sie gesellschaftlich mit einander vereinigt leben, und sich untereinander wechselseitig helfen, beystehen und unterstützen. In dem Theil von Amerika, dessen wir eben gedacht haben, giebt es vielleicht mehr wilde Ochsen (Bisons) s), als Menschen. Gleichwie aber, ohne gesellschaftliche Vereinigung, die Menschen sich nicht sonderlich vermehren, so ist auch zugleich der starke Anwachs ihrer Menge der kräftigste Wink zu einer nothwendigen Geselligkeit. In so fern man also in diesem ganzen amerikanischen Striche keine gesittete Völkerschaft antraf, so war es zu vermuthen, die Anzahl der Menschen sey daselbst noch zu klein, und ihr Aufenthalt in diesen Ländern annoch viel zu neu gewesen, um das Bedürfnis oder die Vortheile der gesellschaftlichen Vereinigung fühlen zu können. Denn obgleich unter diesen wilden Völkern gewisse Sitten und Gebräuche herrschten, die jedem unter ihnen eigenthümlich zukamen, und sich einige derselben wilder, grausamer und beherzter, als andere zeigten, so waren sie doch eines so dumm und unwissend, als das andere, und wußten sämmtlich nichts von Geschicklichkeit und Künsten.

Ich hoffe daher nicht nöthig zu haben, weitläufige Nachrichten von den Sitten dieser Völker zu liefern.

s) C. Hrn. von Buffons Nat. Gesch. Hamb. 4to VI Th. 1 B. p. 169. ingl. VII Th. 2 B. p. 216. Edit. in 8vo &c. à Par. 1770. Vol. X. p. 88 &c. Vallm. de Rom. Dict. Tom. II. p. 76 &c. M . . .

fern. Alle davon handelnde Schriftsteller haben vergessen zu bedenken, daß alles, was ihnen beständige, dauerhafte Gebräuche oder Sitten einer ganzen Gesellschaft von Menschen zu seyn schienen, bloß einzelnen Personen eigne Handlungen waren, wozu diese bald durch Umstände, bald aber durch besondern Eigensinn verleitet wurden. Von einigen Völkern wurde gesagt, sie fräßen, von andern, sie verbrenneten, und noch von andern, sie verstümmelten ihre Feinde. Von einigen, sie lebten in beständigem Kriege, von andern, sie liebten und suchten ein friedsameres Leben. Von einigen, sie ermordeten ihre Väter, sobald sie zu einem gewissen hohen Alter gelangt wären, von andern, die Aeltern pflegten ihre Kinder selbst aufzuziehen. Lauter Geschichten, worauf sich die Reisebeschreiber mit großer Ausführlichkeit sehr viel zu Gute thun, und welche doch nur von einzelnen Menschen erzählt werden sollten! Denn es ist eben so viel, als ob man sagte: Dieser Wilde hat seinen Feind aufgefressen, jener hat ihn verbrennt, und ein dritter hat ihn verstümmelt, oder: dieser hat seinen alten Vater umgebracht, und jener sein eignes Kind verzehret. Dies alles kann so gut bey einem einzigen, als bey mehreren wilden Völkern statt finden. Denn jedes Volk, das weder nach Vorschriften und Gesetzen, noch unter einem Oberhaupt, oder in einer Art von ordentlicher Gesellschaft lebet, ist nicht sowohl eine Nation, als vielmehr ein schwärmerischer Haufe barbarischer, zügelloser Menschen zu nennen, welche sich lediglich ihren eigenen Leidenschaften überlassen, und, weil sie durch kein gemeinschaftliches Anliegen gebildet werden, ganz unfähig sind, ihre Handlungen auf einen gemeinschaftlichen Zweck zu setzen oder sich nach dauerhaften Gebräuchen zu richten; die eine Folge vernünftiger

überlegter und vom größten Haufen gebilligter Absichten, voraussetzen.

Diese Nation besteht aber, wird man sagen, aus Menschen, die sich kennen, die einerley Sprache reden, die sich, wenn es die Noth erfordert, unter einem Anführer vereinigen, sich auf einerley Art bewaffnen, einerley Feldgeschrey haben und sich mit einerley Farbe bemalen. Diese Einwendung würde freylich einiges Gewicht haben, wenn dergleichen Gebräuche von Dauer wären, wenn solche Leute sich nicht oft vereinigten, ohne zu wissen warum? und sich nicht ohne alle angebliche Ursache wieder trenneten; wenn ihr Anführer seine Stelle nicht wieder entledigte, so bald es ihm, oder seinen Untergebenen einfällt, ohne Anführer seyn zu wollen, und wenn selbst ihre Sprache nicht so einfach, und aus diesem Grund ihnen allen gemein wäre.

Bei der gewöhnlichen Einschränkung ihrer Begriffe brauchen sie nur wenig Ausdrücke, die sich überdies nur auf die allgemeinsten und bekanntesten Sachen beziehen. Wärn auch die meisten dieser Ausdrücke wirklich von einander unterschieden, so müßte man sie doch in sehr kurzer Zeit verstehen lernen, weil sie nur auf eine kleine Zahl von Wörtern sich einschränken, und es muß einem Wilden viel leichter seyn, die Sprachen aller andern Wilden, als einem Menschen aus einem gesitteten Volke, die Sprache eines einzigen andern solchen Volkes, verstehen und reden zu lernen.

Ob es also gleich unnöthig seyn würde, mich hier weitläufig auf die Beschreibung der Gewohnheiten und Sitten dieser vermeynten Völker einzulassen, so ist es doch vielleicht nothwendig, die Natur der einzelnen

nen Menschen etwas näher zu betrachten. In der That ist ein wilder Mensch unter allen Thieren das allersonderbarste, das unbekannteste, wovon es schwer ist, eine Beschreibung zu geben. Wir pflegen aber dasjenige, was bloß eine Gabe der Natur ist, so wenig von dem, was Erziehung, Nachahmung, Kunst, und Beispiele wirken, zu unterscheiden, oder wir mischen dieses alles dermaßen unter einander, daß man sich es nicht befremden lassen dürfte, wenn wir uns in dem Bild eines Wilden gänzlich verkenneten, so bald es uns in seinen wahren Farben und in seinen bloß natürlichen Zügen, welche den wesentlichen Charakter desselben ausmachen, vorgehalten würde.

Ein durchaus wilder Mensch, wie z. B. das von Konor ^{t)} angeführte, unter den Bären erzogene Kind, der junge Mensch, welchen man in den Hannöverschen Wäldern, oder das kleine Mädchen, das man in den Gehölzen von Frankreich angetroffen ^{u)}, würde für einen Weltweisen ein sehr merkwürdiger Gegenstand seiner Betrachtungen abgeben. Er würde, bey genauer Beobachtung seines Wilden, die wahre Stärke der natürlichen Begierden kennen lernen; die Seele desselben würde vor ihm gleichsam enthüllet liegen, er würde jede natürliche Bewegung derselben einsehen, und in ihr vielleicht mehr Sanftmuth, mehr Gemüthsruhe, mehr Zufriedenheit, als in seiner eigenen, wahrnehmen, vielleicht auch erken-

L 4

nen

t) S. Evang. med. p. 133 &c.

u) Von diesen und noch mehreren in der Wildniß gefundenen Menschen wollen wir am Ende in einem Abhang ausführlichere Nachricht ertheilen.

nen, daß die Tugend mehr den wilden, als den gesitteten Menschen eigen, das Laster hingegen eine Frucht unserer Geselligkeit sey.

Doch wir müssen unsern Hauptgegenstand nicht zu weit aus den Augen verlieren. Ob man gleich im ganzen mitternächtlichen Amerika lauter Wilden antraf, so fand man doch in Mexiko und Peru gesittete Menschen und nach bürgerlichen Gesetzen eingerichtete, von Königen beherrschte Völker, die fleißig, in den Künsten geschickt und nicht ohne Religion waren. Sie wohnten in Städten, wo, durch die Gewalt ihres Beherrschers, Ordnung und gute Policey aufrecht erhalten wurden. Diese an sich allerdings zahlreiche Völker können indeß doch nicht als neue Völker, oder als Menschen betrachtet werden, die von einzelnen, den europäischen oder asiatischen Völkern entlaufenen Personen abstammen, weil sie von den Völkern dieser beyden Welttheile zu weit entfernt leben. Wenn gleich die Nordamerikanischen Wilden den Tartarn ähnlich sind, weil sie mit ihnen unter einerley Breite wohnen, so pflegen doch die Mexikaner und Peruaner, die, gleich den Mohren, im hitzigen Erdstrich leben, keine Ähnlichkeit mit diesen zu haben. Wo mögen also wohl diese Völker hergekommen, und was mag der wahre Grund vom Unterschiede der Farbe unter den Menschen seyn, weil hier die Wirkungen des Himmelsstriches ganz anders, als gewöhnlich befunden werden?

Bevor ich noch diese Fragen, so weit es mir möglich seyn wird, beantworte, muß ich in unsern Untersuchungen weiter fortgehen und nun diese Menschen beschreiben, die von dem sehr unterschieden zu seyn scheinen, was sie eigentlich seyn mußten, wenn der
Abstand

Abstand vom Pole die Hauptursache der Verschiedenheit im menschlichen Geschlechte wäre. Von den mitternächtlichen und Kanadensischen Wilden *), haben wir schon vorhin geredet, (S. oben S. 161.) Die Wilden in Florida, am Flusse Mississippi und in andern mittäglichen Theilen des besten Landes im nördlichen Amerika, sind schwärzlicher als die Kanadensischen, aber doch nicht braun. Das Oel und die Farben, womit sie den ganzen Leib überstreichen, geben ihnen ein olivenfarbigeres Ansehen, als sie wirklich haben.

Nach Koreals Beschreibung sind in Florida die Weiber groß, stark, und wie die Männer, olivenfarbig. Arme, Leib und Beine werden an ihnen mit unterschiedenen Farben bemalt, die sich nie wieder verwaschen, weil sie mit Hülfe starker und häufiger Aufstrichungen tief in das Fleisch eingedrungen sind, und weil, an beyden Geschlechtern, die Olivenfarbe nicht sowohl von der Sonnenhitze, als von gewissen Oelen herrühret, womit sie die Haut gleichsam überfirnissen.

§ 5

*) Man lese hierüber nach: *Les Voyages du Baron de la Hontan à la Haye* 1702. *La Relation de la Gaspésie par le Pere le Clerq Recolet.* Par. 1691, p. 44 und 392. *La Description de la nouvelle France par le Pere Charlevoix.* Par. 1744. Tom. I. p. 16 &c. Tom. III. pag. 24. 302. 310. 323. *Les Lettres édifiantes* Rec. XXIII. p. 203. 242. *Le Voyage au pais des Hurons par Gabr. Sabard Theodot.* Recolet Par. 1632, p. 128. 178. *Le Voyage de la nouvelle France par Diereville.* Rouen 1708. p. 122 bis p. 191. *Les Decouvertes de Mr. de la Salle publiées par Mr. le Chevalier Tonti.* Par. 1697. p. 24. 58 &c.

firmißen. Ferner beschreibt er diese Weiber sehr behende und eben so geschickt, über die größten Flüsse, sogar mit einem Kind im Arm, zu schwimmen, als auf die höchsten Bäume zu klettern x). Alles dieses haben sie mit den wilden Weibern in Kanada und in den andern amerikanischen Ländern gemein.

Der Verfasser der Natur- und Sittengeschichte der antillischen Inseln sagt von den Apalachiten, einem an Florida grenzenden Volke, die Leute wären daselbst von einer ziemlich wohlgebildeten, großen Leibesgestalt und olivengrünlischen Farbe, auch alle mit langen, schwarzen Haaren versehen; die Kariben oder die Wilden auf den Antillischen Inseln wären Abkömmlinge von den Wilden in Florida, und wüßten sogar, aus mündlich fortgepflanzten Erzählungen, die Zeit ihrer Wanderung anzugeben y).

Die ursprünglichen Einwohner auf den Lukaysischen Inseln haben zwar nicht ein so braunes Ansehen, als die Einwohner auf St. Domingo und auf der Insel Kuba; von beyden aber ist heut zu Tage nur noch ein so geringer Ueberrest vorhanden, daß man die Nachrichten der ersten Reisebeschreiber von diesen Völkern unmöglich nach der Wahrheit genau untersuchen kann. Nach dem Vorgeben dieser Schriftsteller standen diese Bewohner, als ein zahlreiches Volk, unter der Bothmäßigkeit gewisser Befehlshaber, die bey ihnen Kazißen hießen, und hatten unter sich sowohl eine Art von Priestern, als von Aerzten und Wahrsagern.

Alles

x) G. Le Voyage de Coreal. Paris 1722. Tom. I. p. 36.

y) G. L'Histoire naturelle & morale des Antilles. Rotterdam 1658. p. 351. 356.

Alles dieses ist aber noch vielen Zweifeln unterworfen, und in unserer Geschichte von keiner besondern Erheblichkeit.

Die Karaiiben sind, überhaupt betrachtet, nach des P. du Tertre's Bericht, Leute von einer schönen Leibesgestalt und sehr guten Miene, ein mächtiges, an Gliedern und Kräften starkes, munteres und gesundes Volk. An vielen unter ihnen sieht man zwar eine platte Stirn und Nase. Beydes haben sie aber nicht von Natur, sondern durch die Bemühung ihrer Aeltern, welche den Kopf des Kindes, einige Zeit nach der Geburth, in diese platte Form zu drücken pflegen. Fast unter allen wilden Völkern herrschet allgemeyn der wunderliche Eigensinn, die natürliche Figur des Kopfes zu verändern. Fast alle Karaiiben erscheinen mit schwarzen, ziemlich kleinen Augen, die Richtung oder Beschaffenheit ihrer Stirn aber und ihres Gesichtes giebt ihnen ein ziemlich großes Ansehen. Ihre Zähne sind schön, weiß und wohlgeordnet, ihre Haare lang, glatt und an allen so schwarz, wie Kohlen. Etwas unerhörtes ist unter ihnen ein Mensch mit gelblichen Haaren. Ihre Haut siehet braun aus oder ockrenfarbig; sogar das Weiße im Auge hat etwas davon angenommen. Diese braune Farbe ist ihnen ganz natürlich, und nicht einzig und allein, wie einige Schriftsteller behaupten wollen, dem Orlean z) beyzumessen, womit sie beständig ihre Haut bestreichen. Denn

z) *Bixa orellana* Linn Sp. Plant. I. p. 730. Orleana vel Orellana, folliculis lappaceis. Plukn. Almag. 272. 209. f. 4. Commel. Hort. I. p. 95. f. 33. Arbor mexicana, fructu castaneæ, coccifera. C. B. Pin. p.

Denn man hat angemerket, daß die von den Europäern aufgezogete und niemals mit dieser Farbe bemalte Kinder dieser Wilden, eben so braun und olivenfarbig, als ihre Aeltern, wurden.

Alle

419. *Urucu. Sloan. Jam. 150. Hist. II. p. 52. T. 181. f. 1.* Der Orleanbaum, *f. Dietr. Pflanzenr. I. p. 641.* *Orleana offic. Gled. Arzneysgew. p. 255.* Roucouyer, Roucou, Rocou, *Vallm. de Bom. Diet. Tom. X. p. 103 — 108.* Arnotta, Anotta, Bischofsmütze, Roucou. *Onom. Bot. Vol. II. p. 126.* Dieser schöne amerikanische Baum von mittlerer Größe, welchen Tourn. fort *Mitellam americanam tinctoriam maximam* nennet, findet sich in Mexiko, Brasilien u. und wird, um seines Nutzens willen, von den Einwohnern stark um ihre Wohnungen, Gärten und Felder, zu Bezeichnung der Grenzen gebräuchet. Seine Rinde giebt starke und feste Seile, Bänder und Schanren. Die rauhe, stachelichte Frucht hat bey ihrer Reife diejenigen rothen Saamenkörner, die den in Manufaktur gebräuchlichen Orlean zur Färberey geben. Diese Körner werden in eine Masse zusammen gestoßen, die man für einen mittelmäßig getrockneten Teig oder auch für eine sogenannte *Faeculam* ansehen kann. Die rechte Farbe des Orlean ist hoch rothgelb, der Geruch der Violentwurzel gleich, der Geschmack aber herb und zusammen ziehend. Er wird aber mehr in der Färberey zur Pommeranzensfarbe, oder in manchen Landwirthschaften, die Butter zu färben, als in den Apotheken gebräuchet.

m...

Alle diese Wilden haben ein tiefsinniges, nachdenkendes Ansehen, ob sie gleich nichts denken, und ihr trauriges Gesicht scheint bey ihnen eine beständige Schwermuth anzukündigen. Sie sind von Natur liebreich, freundlich und mitleidig. Ihre Grausamkeiten treffen bloß ihre Feinde. Es ist ihnen einerley, Anverwandte oder Fremde zu Weibern zu haben. Ihre leibliche Ruhmen gehören ihnen von Rechts wegen. Man hat aber unter ihnen auch viele gesehen, welche zu gleicher Zeit zwey Schwestern, oder Mutter und Tochter, sogar ihre eigene Töchter zu Frauens hatten. Diejenigen, welche von vielen Frauens umgeben sind, schlafen bey jeder einen Monath lang, oder wenigstens bey der einen so viele Nächte, als bey jeder andern, welches unter ihnen hinreichend ist, aller Eifersucht gänzlich vorzubauen. Den Weibern verzeihen sie leicht einen begangnen Ehebruch, aber nie vergeben sie dem Ehebrecher. Ihre Nahrung besteht in den Bewohnern der Burgauschnecken^{a)}, in Krabben, Schildkröten, Lixiden, Schlangen und Fischen, welche sie mit Guineischem

a) *Turbo Pica* Linn. S. N. XII. p. 1235. n. 622. *Bonn. Mus. Kirch* p. 451. f. 29. 30. *Du Tertre* Hist. des Antill. 239. *Burgau, la Veuve. Argenv. Pl. VIII. G. La Pie. Regenf. VI. f. 66. T. XI. f. 57. Geve. T. X. f. 74. 75. XI. f. 82. Knorr. II. T. 21 f. 3. &c.* Diese Schnecken sind auf den Antillischen Inseln eben so gemein, als bey uns die gewöhnlichsten Erdschnecken. *Oron. H. Nat. II. p. 357 — 359.*

schem Pfeffer b) und Manihotmehl c) zubereiten d),

b) S. oben S. 53. Nota b.

c) *Jatropha Manihot* Linn. Sp. Pl. II. p. 1429. *Ricinus minor* &c. ex cujus radice tuberosa, succo venenato turgida, Americani panem conficiunt. Sloan. Jam. 41. Hist. I. p. 130. T. 85. *Manihot inodorum* f. *Yucca foliis cannabinis* C. B. Pin. p. 90. *Manihot Theveti*, *Yucca* & *Cassavi* Jo. B. bist. 2. p. 794. Merian. Surin. 4. f. 4. 5. Dietr. Pflanzenr. II p. 1123. *Manihot*. Banks's Naturgesch. von Guiana, p. 23. Die Wurzel dieses amerikanischen Stranches ist weiß, mehlich, weich und cylindrisch. Sie wird auf großen kupfernen Reibeisen zu einem klaren Mehl gerieben, von welchem man den Saft durchs Austrocknen absondert. Dieses Mehl wird alsdann auf große eiserne Platten gelegt, welche über ein gelindes Feuer gestellt sind, und in zirkelrunde Kuchen von unterschiedener Größe geformet, jeder zu vier Linien dick. Auf diesen Platten wird es gebacken, bis die Oberfläche anfängt braun zu werden. So läßt sich etliche Monate lang süß und frisch erhalten. Ob aber gleich dieses auf den amerikanischen Küsten fast überall das gewöhnliche Brod ist, so enthält doch jeder Theil der Wurzel, woraus es gemacht wird, ein schnelles und tödtendes Gift von kühler Beschaffenheit, welches, wenn man es einnimmt, häufige Krämpfe, Schwellen des Unterleibes und einen schnellen Stillstand aller Lebenskräfte verursachet. Den wäßrigen Theil drückt man aus, nicht weil er giftiger ist, als die mehlichte Substanz, sondern um das Backen zu erleichtern. Durch die Unachtsamkeit der Sklaven wird

ten d). Weil sie ungemein faul und in der größten Freyheit zu leben gewöhnet sind, so vermünschen sie die Sklaverey, und man hat sich ihrer niemals, wie der Mohren, zur Arbeit bedienen können. Um sich wieder in Freyheit zu setzen, sind sie fähig, alles auf der Welt zu wagen. Im Fall einer vorhergesehenen Unmöglichkeit, lassen sie sich lieber von Hunger und Schwermuth aufreiben, ehe sie sich zu einem arbeitsamen Leben gewöhnen. Zuweilen hat man sich der Arruagen, die eine sanftere Gemüthsart, als die Karaiiben haben, aber bloß zur Jagd und Fischeerey, bedienet, weil sie diese Beschäftigung lieben und in ihrem Lande von Jugend auf dazu gewöhnet sind. Indessen verlangen diese wilde Sklaven, wenn sie bey uns aushalten sollen, wenigstens eben so gelinde, als unser

wird dieser ausgequetschte Saft in den Plantagen öfters den Schafen, Schweinen und Federvieh zu Theile, die allemal vom Genuße desselben sterben. So tödlich aber dieses Gift in seinem rohen Zustand ist, so verliert es gleichwohl durch das Feuer alles Vermögen zu schaden. Daher pflegt auch das Mehl durchs Backen unschädlich und nahrhaft zu werden. Der giftige Saft der Wurzel wird von den Indianern und weißen Einwohnern mit Wildpret, Pfeffer u. s. w. gekocht und giebt auf diese Art eine wohllichmeckende, gesunde Brähe. Die besten Gegengifte wider die Wirkungen dieser Pflanze sind rother Pfeffer und Raam, unmittelbar darauf eingenommen. C. Bankroft l. c.

III . . .

d) G. Hist. generale des Antilles par le Père du Tertre
T. II. pag. 453 — 462.

unser Gefinde in Europa behandelt zu werden. Im widrigen Fall pflegen sie entweder zu entweichen, oder für Schwermuth zu sterben. Fast eben so ist es auch mit den Brasilischen Sklaven beschaffen; ob diesen gleich, unter allen Wilden, die wenigste Dummheit, Schwermuth und Faulheit eigen zu seyn scheint. Durch eine gütige Begegnung können sie aber doch gelockt werden, alles zu thun, wenn man sie nur mit Feldarbeit verschonet; denn ihrer Vorstellung nach, ist der Ackerbau das eigentliche Merkmal der Sklaverey.

Die Weiber sind unter den Wilden alle kleiner, als die Männer. Die Karaibischen haben einen fetten, wohlgebauten Körper, schwarze Augen und Haare, ein rundes Gesicht, einen kleinen Mund, sehr weiße Zähne, dabey auch ein lebhafteres, vergnügteres und feineres Aussehen, als ihre Männer, ohne dabey der Sittsamkeit und Eingezogenheit offenbar entgegen zu handeln. Sie bemalen sich zwar mit Ocleansaft e), aber sie entstellen ihr Gesicht und ihren Leib nicht mit so schwarzen Streifen, worinn die Männer eine Zierde suchen. Sie bedecken sich mit einer kleinen Schürze, acht bis 10 Zoll breit, fünf oder sechs Zoll lang. Mehrentheils werden diese Schürzen aus baumwollenen Zeuge verfertigt und überall mit Glasbügeln ausgeschmückt. Sie erhalten diese Zierrathen von den Europäern gegen andere dafür vertauschte Sachen. Sie pflegen auch ihren Hals mit Schnüren von solchen gläsernen Kugeln, welche bis auf den Busen herabhängen, feyerlich auszuputzen. Das ist aber noch nicht genug. Die Gelenke ihrer Hand und ihrer Ellenbogen müssen auch mit eben dergleichen Zierrathen, die Ohren aber mit aufgezogenen blauen Steinen

e) S. oben S. 171, Anmerkung 2.

Steinen und Glaskügelchen als einem kostbaren Ohrengehänge, prangen. Ein Schmuß endlich, der ihnen ganz eigen und bey den Männern gar nicht gewöhnlich ist, besteht in einer Art baumwollner, mit Glaskugeln besetzter Halbstiefel, welche die Beine vom Knöchel, bis über die Waden umkleiden. Sogleich bey'm Eintritt in das mannbare Alter beschenkt man die Mädchen mit solchen Schürzen und Halbstiefeln, die sie aber nie wieder ausziehen können, weil sie dermaßen fest anschließen, daß man sie weder aufwärts, noch herunterwärts von der Stelle rücken kann. Der untere Theil der Beine wird hierdurch verhindert, in die Dicke zu wachsen, wodurch aber die Waden viel dicker und fester werden, als natürlicher weise geschehen würde f).

Unter den jezigen Einwohnern von Mexiko und Neuspanien herrscht eine so große Vermischung, daß man kaum zwey Gesichter von einerley Farbe zu sehen bekommt. In der Stadt Mexiko findet man europäische Weiße, Indianer aus nördlichen und südlichen Amerikanischen Gegenden, Mohren aus Afrika, Mulatten und Mestizen g), also Menschen von allen

f) S. Les nouveaux Voyages aux Isles. T. II. p. 8. &c.

g) Im Deutschen fehlt es uns noch an einzelnen Wörtern, wodurch wir eben dieses ausdrücken könnten. Mestizen heißen diejenigen Menschen, die von einem Weißen und einer Indianerin geböhren worden. Im ganzen Spanischen Amerika werden sie *Mestizos*, im Französischen *Metis* genennet. Unter den Mulatten (*Mulatos*, *Mulâtres*) versteht man Leute, die von einem Weißen, oder Europäer, und von einer Mohrin erzeugt

allen zwischen weiß und schwarz möglichen Schattierungen h). Die natürlichen Einwohner des Landes haben eine braune und olivenartige Farbe, einen wohlgebauten, behenden Körper, wenig Haare, so wohl am ganzen Leibe, als auch an den Augenbraunen. Auf dem Kopfe pflegen sie aber doch bey allen sehr schwarz und lang zu seyn i).

Die Einwohner auf der amer. Kanischen Ld. enge beschreibt Waser als Leute, die gemeiniglich eine gute Leibesgestalt, einen guten Anstand, feine Arme, schöne Beine und eine breite Brust, auch im Laufen viel behende Geschäftigkeit haben. Die Frauen schildert er klein und unterseht, nicht so lebhaft als die Männer, aber doch in der Jugend gesund und stark von Leibe, aufs artigste gewachsen und mit lebhaften Augen begabet. Männer und Weiber, sagt er, haben runde Gesichter, dicke kurze Nasen, große, mehrentheils graue, funkelnde, feuerreiche Augen, besonders in der Jugend, eine hohe Stirne, weiße und wohlgeordnete Zähne, dünne Lippen, einen Mund von mittlerer Größe, und ziemlich regelmächtige, obwohl etwas starke Gesichtszüge, lange, schwarze, gerade, dicke Haare. Die Männer würden Bärte haben, wenn sie wollten; sie pflegen sie aber sorgfältig

gezeugt worden. Die ersten führen bey den Brasilianern den Namen *Mamelus*. Man lese was hierüber im *Vallm. de Bom. Dict. d'Hist. Nat. Tom. VI. p. 352.* von den unterschiedenen Farben aus unterschiedenen Vermischungen der Menschen gesagt worden.

117 . . .

h) S. Lettres édifiantes. Rec. XI. p. 119.

i) S. Les Voyages de Coréal. Tom. I. p. 116.

sorgfältig auszurupfen. Ihre Haut ist braun, kupfergelb, oder pomeranzfarben, die Augenbraunen aber sind so schwarz, als ein glänzender Gagath k).

Die eben beschriebnen Völker sind nicht die einzigen Eingebornen der amerikanischen Erdenge. Man trifft unter ihnen Menschen von unterschiedenen Arten an. So gering ihre Zahl auch seyn mag, so verdienen sie doch unsere Aufmerksamkeit vollkommen. Diese Leute sind weiß, aber nicht wie die Europäer, sondern ihre Haut pflegt beynahe milchfarbig, oder, wie die Haare weißer Pferde, auszusehen, auch völlig mit einer Art von kurzen und weißlichen Pflaumfedern, doch bald mehr bald weniger, an den Wangen und auf der Stirn, wo die Haut am deutlichsten hervorschimert, am schwächsten besetzt zu seyn. Die Augenbraunen sind milchfarbig, so wie die schöne, sieben bis acht Zoll lange, halb krause Haare des Kopfes. An Größe können diese Indianer, sowohl die Männer, als Weiber, nicht mit andern Indianern verglichen werden. Eine besondre Aufmerksamkeit verdienen ihre länglichten Augenlieder, welche die Gestalt eines halben Mondes, mit abwärts gekehrten Spitzen haben. Mit ihren schwachen Augen können sie am hellen Tage fast nichts erkennen. Sie flie-

M 2

hen

k) Gagates. Succin. nigrum. Ein schwarzes, glänzendes und im Bruche dichtes Erdpech, das eine Politur annimmt, elektrisch ist und auf dem Wasser schwimmt. S. Baumers Miner. I. p. 34. und II Th. p. 27. Kronst. Miner. p. 250. Fr. Jays. Jayet. Ambre noir des boutiques. Agate noir d'Anderfon. *Vallm. de Bom.* Dict. T. VI. p. 77.

M ...

hen daher das Licht der Sonne und wissen sich beim Scheine des Mondes ihrer Augen desto vortheilhafter zu bedienen. Im Vergleich mit andern Indianern haben sie eine sehr zärtliche Leibesbeschaffenheit. Schwere Arbeiten sind ihnen unerträglich. Sie verschlafen den für sie zu hellen Tag, um des Nachts ihren Geschäften obliegen zu können. Bei Mondenschein laufen sie eben so schnell in den dunkelsten Gegenden der Wälder umher, als es andere bei Tage thun würden. Uebrigens fehlt es ihnen an der Munterkeit und an den Kräften anderer Indianer. Man darf sich indeß unter diesen Leuten kein besonderes, von andern unterschiedenes Geschlecht vorstellen. Es geschieht bloß zuweilen, daß kupferfarbige Aelter ein Kind von der beschriebenen Art bekommen. Waser, von dem wir diese Nachricht entliehen, hat selbst eines von solchen Kindern, das noch kein völliges Jahr alt war, gesehen 1).

Bei der vorausgesetzten Zuverlässigkeit dieser Nachricht müßte man von dieser Farbe und sonderbaren Leibesbeschaffenheit bloß auf eine gewisse Krankheit schließen, welche sie von den Aelteru geerbet hätten. Wäre hingegen dieser Umstand noch nicht genug erwiesen, oder machten sie ein eigen Geschlecht aus, und hätten ihren Ursprung nicht gelben Indianern zu danken, so würden sie mit den Chaakrelas in Java und mit den Scylonischen Bedas, von welchen kurz vorher geredet worden, viel Aehnlichkeit haben. Wären diese Weißen aber wirklich Abkömmlinge der gelben Indianer, so könnte man glauben, daß auch die Chaakrelas und Bedas von braunen Aelteru abstammten, und alle diese Weißen, die man in so weit von

1) G. Les Voyages de Dampier. Tom. IV. p. 252.

von einander entfernten Oertern hin und wieder antrifft, bloß einzelne, aus zufälligen Ursachen ausgeartete Menschen wären.

Ich muß bekennen, daß mir die letzte Meynung am glaubwürdigsten vorkommt. Hätten wir durch die Reisebeschreiber von den Chakrelas und Bedas eben so genaue Beschreibungen, als von den Einwohnern in Darien durch Wätern, erhalten, so würden wir vielleicht gefunden haben, daß man jene so wenig, als diese für Europäische Abkömmlinge halten könne. Meine Vermuthung erhält noch ein stärkeres Gewicht, wenn ich bedenke, daß auch unter den Mohren weiße Kinder von schwarzen Aeltern geboren worden. Die Geschichte der Pariser Akademie liefert uns eine Beschreibung von zween dergleichen weißen Mohren. Ich selbst habe von diesen beyden einen gesehen, und in Afrika sollen sich unter den andern Mohren eine Menge weißer befinden m). Ohne Rücksicht auf die Nachrichten der Reisebeschreiber, bin ich durch das, wovon ich selbst Augenzeuge war, schon hinlänglich in Ansehung ihres Ursprunges überführt, und zweifle keinesweges an der Gewißheit, daß alle weiße Neger ausgeartete wirkliche Mohren sind; keine besondere und beständige Gattung von Menschen, sondern einzelne, besondere Menschen, bey denen sich eine bloß zufällige Verschiedenheit äußert; Menschen, die unter den Mohren eben das vorstellen, was, nach Wafers Berichte, die weißen Indianer unter den gelben, vielleicht auch die Chakrelas und Bedas unter den braunen Indianern sind.

Sehr merkwürdig und sonderbar ist es, daß diese Veränderung in der Natur bloß von der schwarzen in

M 3

die

m) E. La Venus physique. Par. 1745.

die weiße Farbe, nicht aber umgekehrt von der weißen in die schwarze statt findet. Sie pflegt sich zwar bey den Mohren, bey den braunsten und gelbsten Indianern, folglich bey allen Menschenarten, deren Farbe von der weißen am weitesten entfernt ist, aber niemals bey den weißen Indianern zu ereignen, unter welchen man kein Beyspiel eines von ihnen erzeugten schwarzen Kindes aufweisen kann. Eben so merkwürdig ist es, daß alle Völker in Ostindien, Afrika und Amerika, unter welchen es einzelne weiße Menschen giebt, insgesamt unter einerley Breite wohnen. Die Erdenge Darien, das Mohrenland und die Insel Zeylon liegen schlechterdings unter eben demselben Parallelzirkel. Sollte daher die weiße Farbe nicht etwa die ursprüngliche der Natur seyn? Sie scheint bloß durch den Himmelsstrich, durch die Nahrung und Lebensart verändert, bloß dadurch bald ins Gelbe, bald ins Braune oder Schwarze verwandelt zu werden, unter gewissen Umständen auch wieder zu erscheinen, aber in einer so großen Veränderung, daß man sie nicht leicht für das ursprünglich Weiße, das aus angeführten Ursachen so weit von seiner Natur abgewichen ist, halten sollte.

Fast allemal pflegen die beyden entgegen gesetzten äußersten Grade sich einander zu nähern. Die vollkommenste Natur brachte weiße Menschen hervor, die auf den höchsten Grad veränderte Natur bildet sie ebenfalls weiß. Allein das natürliche oder einer ganzen Art eigenthümliche Weiß, ist von dem zufälligen oder individuellen Weißen (das man an einzelnen Gegenständen bemerkt), sehr unterschieden. Beyspiele hiervon lassen sich an den Pflanzen sowohl, als bey Menschen und Thieren wahrnehmen. Was für ein Unterschied

schied ist nicht unter natürlich weißen Rosen oder Nelken, in Ansehung der Beschaffenheit ihres Weißen, wenn man sie mit rothen Rosen oder Nelken, wenn diese im Herbst von dem Nachtfrost und von der gewöhnlichen Kälte dieser Jahreszeit weiß geworden!

Einen sehr wahrscheinlichen Beweis, daß diese weiße Menschen in der That nur aus der Art geschlagene einzelne Geschöpfe sind, kann man auch noch daher nehmen, daß alle diese Leute weniger Stärke und Leibeskräfte, als andere, zugleich aber auch überaus schwache Augen haben. Man wird in diesem letzten Umstand weniger Außerordentliches finden, wenn man sich erinnert, daß auch unter uns die gelblicht weißen Leute gemeiniglich mit schwachen Augen sehen, auch, nach meiner eigenen Bemerkung, oft ein hartes Gehör haben. Man pflegt sogar ganz weißen, ungefleckten Hunden das Gehör gänzlich abzusprechen. Allgemein will ich dieses nicht behaupten; soviel kann ich aber versichern, daß ich unterschiedene dergleichen Hunde gesehen, die wirklich taub waren.

Die Peruanischen Indianer sehen eben so kupferfarbig aus, als die auf der amerikanischen Erdenge. Besonders gilt es von denen, welche die niedrig liegende Länder an der Seeküste bewohnen. In erhabnen Gegenden und in den beyden Reichen der Kordillerischen Kettengebirge sind fast alle Bewohner so weiß, als die Europäer. Einige wohnen eine ganze Meile höher, als andere. Dieser Unterschied aber in der Höhe auf der Erdougel beträgt, in Ansehung der Bitterung des Erdstriches, eben so viel, als ein Unterschied von tausend Meilen in der Breite. In der That haben die ursprünglichen Indianer in Terra Firma, die längs des Amazonenflusses und

der Landschaft Guiana wohnen, insgesamt eine braune und röthliche bald hellere, bald aber dunklere Farbe. Die verschiedene Schattirung hat, nach Hrn. de la Rondaminens Muthmaßung, ihren vorzüglichsten Grund wahrscheinlich in der unterschiedenen Beschaffenheit der Luft in den von ihnen bewohnten Ländern. Denn diese pflegt sich von der größten Hitze des heißesten Erdstriches an, bis zu der vom nahen Schnee verursachten Kälte, je mehr und mehr zu verändern n). Einige dieser Wilden zwingen das Gesicht ihrer Kinder, wie z. E. die Omanguas, in eine platte Form, indem sie den Kopf derselben zwischen zwey Brettern zusammen pressen o). Andere schmücken ihre durchbohrte Nasenlöcher, Lippen und Wangen mit Fischgräten, Vogelfedern und andern erborgten Zierrathen. Die meisten finden einen Vorzug darin, ihre durchlöcherzte Ohren unglaublich zu vergrößern, und das Loch in den Ohrlappen mit einem großen Büschel Blumen oder Kräuter, statt aller andern Ohrengehänge, anzufüllen p). Von den allenthalben so berufenen Amazonen will ich nichts weiter sagen. Man mag darüber vielmehr die Geschichtschreiber dieser Heldinnen selbst nachlesen. Wenn man sie alle nach einander zu Rathe gefraget hat, so wird man dennoch keinen entscheidenden Grund für das wirkliche Daseyn

n) S. Voyage de l'Amerique meridionale, en descendant la riviere des Amazonas, par Mr. de la Condamine. Par. 1745. p. 49.

o) S. Ebend. p. 72.

p) S. Ebend. p. 48. u. f. w.

Dafenn dieser merkwürdigen Weiber anzugeben wissen q).

Einige Reisebeschreiber gedenken eines Volkes in Guiana, in welchem die Menschen alle übrigen Indianer an Schwärze weit übertreffen sollen. Die Arrasen beschreibt Raleigh fast eben so schwarz, als die Mohren, zugleich aber als frische, starke Leute, die gewohnt sind, giftiger Pfeile sich zu bedienen r).

M 5

Eben

q) S. Le Voyage de Mr. de la Condamine p. 101 — 113. La Relation de la Guiane, par Walter Raleigh Tom. II. Les Voyages de Corcal p. 25. La Relation du Pere d'Acunna traduite par Gomberville. Paris 1682, Vol. I. p. 237. Les Lettres édifiantes, Rec. X. p. 241, & Rec. XII. p. 213. Le Voyage de Mocquet p. 101 — 105 &c.

r) Ueberhaupt sind unter den Indianern die vergifteten Pfeile sehr im Gebrauche. Die Karaien pflegen ihre Pfeile am Saft des Manchineebaums (*Hippomane mancinella* Linn.) zu vergiften, welche sehr lange diese Eigenschaft behalten. Die Schützen müssen aber, wenn sie die Rinde desselben aufritzen wollen, den Kopf sorgfältig auf die Seite drehen, daß ihnen kein Tropfen vom Saft in die Augen sprühet. S. Mannigfalt. II. B. p. 564 a. Die Giftpfeile der Einwohner in Guiana werden aus Splittern von der harten, dichten äußern Substanz des Kokaribaums geschnitten. Sie sind gemeiniglich zwölf Zoll lang und etwas dicker, als eine starke Stricknadel. Das eine von beyden Enden ist scharf zugespitzt, und mit dem Saft vom *Woorara* vergiftet. Um das andere Ende herum ist eine Rolle

Eben dieser Schriftsteller spricht auch von einem andern indianischen Volke mit kurzem Hals und so hohen

Rolle von Baumwollen gewunden, welche sie nach der Höhlung des Rohres passen, wodurch der Pfeil soll geblasen werden. So bald sie den Pfeil auf solche Weise zum Verderben zugerichtet und bewafnet haben, wird er in ein gerades, hohles Rohr, von etlichen Fuß in der Länge, gesteckt, das Blasrohr nach dem Gegestande gerichtet, und der Pfeil mit einem engen, scharfen Hauch durch die Höhlung des Rohres, herausgetrieben, der alsdann mit größter Schnelligkeit und unfehlbarer Gewisheit bis auf eine Entfernung von dreßzig bis vierzig Ruthen fliehet, wo er dem Thier, welches er bis zum Bluten verwundet, einen plötzlichen und unvermeidlichen Tod bringet. Diese Pfeile zu schießen, ist von der Kindheit an eine Hauptübung der Indianer. Durch langen Gebrauch und Gewohnheit erwerben sie sich einen Grad der Genauigkeit in dieser Übung, die fast unglaublich ist und von keinem Europäer nachgeahmet werden kann. Fast jeder Stamm der Indianer hat auch zu dieser Absicht seine besondere Gifte. Wenn dieses Gift seine tödtende Wirkung äußern soll, so muß es nothwendig von außen unmittelbar in die Blutgefäße kommen. Man weiß, wie unschädlich oder vielmehr wie nützlich an sich das Olivenöl ist, wenn man es verschlinget oder äußerlich auf den Leib streichet; und doch ziehet es den gewissen Tod nach sich, wenn es durchs Einsprützen unmittelbar in die Blutgefäße gebracht wird. Eben so unschuldig ist auch das Gift der Woorara, wenn es eingenommen oder äußerlich aufgelegt wird,

hen Schultern, daß ihre Augen scheinen auf den Schultern, und ihr Mund, in der Brust zu sitzen s).

wird, obgleich nichts tödlicher seyn kann, als eben dieses Gift, wenn man es in die Blut- oder Pulsadern bringet. Die Amazonischen und Guianischen Indianer speisen ohne Bedenken das Fleisch der Thiere, welche sie durch dieses Gift getödtet haben. Die letztern pflegen das ihrige sogar ohne Schaden zu kosten. Wenn das Oberhäutchen des Körpers unverletzt ist, kann man dieses Gift, aufgelöst, ohne Gefahr über den ganzen Körper streichen und sogar auf der Haut trocknen lassen. Das Leben scheint in solchem Fall bloß auf einer heilen Haut zu beruhen.

Eigentlich werden dergleichen giftige Pfeile bloß auf der Jagd, besonders gegen die Meerfagen (*Simia caudata*) gebraucht, welche sonst, nach gewöhnlichen Verwundungen, auf die Gipfel der Bäume laufen, und mit ihren Schwänzen sich so fest an einem Ast anklammern, daß sie auch nach ihrem Tode so leicht nicht herunter fallen. In den Kriegen der Guianischen Indianer, die ohnedies nur selten vorkommen, werden dergleichen giftige Pfeile nie gegen Menschen abgedrückt. Es ist in der That bewundernswürdig, daß ein Volk ohne Geseze, von keinen Grundsätzen der Religion geleitet, also durch keine Furcht gegenwärtiger oder zukünftiger Strafen eingeschränket, und mit einem so tödlichen Gift versehen, doch selbiges nie zu Befriedigung seines Hasses, der Eifersucht und Rache gebraucht. Wer mehr von den unterschiedenen Arten des Pfeilgiftes, von dessen Wirkungen und vom Gebrauch der

sien s). Die Natur ist gewiß an dieser ungeheuren Entstellung vollkommen unschuldig; es hat vielmehr das Ansehen, daß diese Wilden, die so viel Vergnügen darinn finden, der Natur Gewalt anzuthun, indem sie die Köpfe ihrer Kinder bald platter, bald runder, bald länglicher bilden, als die Natur that, auch ein Mittel werden ausgedacht haben, den Hals derselben zwischen die Schultern zu zwängen. Zu allen diesen wunderlichen Einfällen konnte bloß die Einbildung Gelegenheit geben, daß durch dergleichen abscheuliche Verstellung ihres natürlichen Ansehens, ihre Feinde mehr in Furcht und Schrecken gesetzt werden könnten. Vielleicht standen ehemals die Skythen, welche vor Zeiten den jetzigen Amerikanern an Wildheit nichts nachgaben, in eben dem thörichten Wahn, und suchten ihre Grillen auf eben diese Art zur Wirklichkeit zu bringen. Ohnstreitig waren dergleichen Vorfälle die Veranlassung zu dem allen, was die Alten von Menschen ohne Kopf, oder von Hundeköpfen und wer weiß von was für Menschen, geschrieben und ihren Nachkommen für Wahrheiten verkauft haben.

Die Brasilischen Wilden gleichen an Leibeslänge beynahe den Europäern. Sie haben aber stärkere Glieder, mehr Kräfte und eine geschmeidigere Behen-

der-giftigen Pfeile zu lesen wünschet, dem kann ich die Abhandlung von einigen vegetabilischen Giften und vergifteten Pfeilen der Indianer im IVten Jahrg. der hiesigen Mannigfaltigkeiten S. 241 2c. und 257 2c. empfehlen.

III...

3) S. Les Voyages de Coreak. Tom. II. p. 58. 59.

Behendigkeit. Von Krankheiten werden sie nicht sonderlich beunruhiget, und genießen daher gemeinlich eines langen Lebens. Ihre schwarze Haare pflegen im Alter selten grau zu werden. Ihre braune Gesichtsfarbe spielt bey ihnen ein wenig ins Rothe. Sie haben einen dicken Kopf, breite Schultern, und lange Haare. Die lächerliche Gewohnheit, sich den Baart, das Haar auf dem Leibe, die Augenbraunen, sogar die Augenwimpern auszurupfen, giebt ihnen ein wildes, höchst seltsames Ansehen. In ihre durchbohrte Unterleßzen pflegen sie einen kleinen, wie Elfenbein polirten Knochen, oder einen Stein von ziemlicher Größe zu stecken. Die Mütter drücken ihren Kindern, gleich nach der Geburth die Nase breit. Sie gehen alle nackend und bemalen sich den Leib mit unterschiedenen Farben t).

Die Bewohner der an die Seefüste grenzenden Länder haben, bey Gelegenheit eines freywilligen oder gezwungenen Gewerbes mit den Portugiesen, ein wenig Lebensart gelernet. Mitten im Lande sind aber die Einwohner größtentheils ganz wild geblieben. Man hat es zwar versucht, gesittetere Menschen aus ihnen zu machen. Allein man bediente sich der Gewalt, man suchte sie zu Sklaven zu machen, und das waren gerade die verkehrtesten Mittel, diesen Endzweck zu erreichen. Die Missionarien haben unter diesen

t) G. Le Voyage fait au *Bresil* par Jean de Lery. Par. 1578. p. 108. Voyage de Coreal Tom. I. p. 163. Memoires pour servir à l'Hist. des *Indes* 1702. p. 287. Hist. des *Indes de Maffée*. Par. 1665. p. 71. Voy. de *Pyrard*. 2de Part. Tom. II. p. 337. Lettres édifiantes Rec. XV. p. 351. &c.

diesen Barbarischen Völkern mehr Wilde zu wahren Menschen umgeschaffen, als die siegreichsten Armeen der Prinzen, welche sie unter das Joch beugeten. Die Landschaft Paraguay gehört unter die mit Sanftmuth gemachten Eroberungen. Die Missionarien hatten durch anhaltende Gelindigkeit, gute Beispiele, Mildthätigkeit und Ausübung christlicher Tugenden endlich diese Wilden gerühret, und über ihr Mißtrauen und Unbändigkeit gesieget. Sie haben sich oft selbst gemeldet und gebeten, sie das Geseß kennen zu lehren, welches die Menschen so vollkommen machte. Sie haben sich diesem Geseß willig unterworfen und sich zusammen in Gesellschaft vereiniget. Nichts auf der Welt kann der wahren Religion zu einer größern Ehre gereichen, als daß durch ihre Macht diese Völker gesitteter wurden, und bloß die Waffen der Tugend hier den Grund zu einem großen Staate gelegt haben.

Die Einwohner dieser Landschaft Paraguay sind gemeiniglich Leute von einer ziemlich artigen und langen Statur. Ihr Gesicht ist etwas lang und ihre Farbe olivengrünlich u). Bisweilen herrscht unter ihnen eine außerordentliche Krankheit. Sie besteht in einer Art von Ausfaß, welcher den ganzen Leib überziehet, und auf selbigem eine Rinde, so schuppicht, wie eine Fischehaut, bildet. Indessen verursacht ihnen dieser Zufall nicht den geringsten Schmerz, oder sonst irgend eine, der Gesundheit nachtheilige Folge x).

Non

u) S. Les Voyages de Coreal. Tom. I. p. 240 und 259.
Lettres édifiantes Rec. XI. p. 391. Rec. XII. p. 6.

x) S. Lettres édifiantes Recueil XXV. p. 122.

Von den Indianern aus Chili weis man durch Herrn Grezier, daß sie braun, und wie die Peruanischen Indianer, etwas kupferfarbig ansehn. Diese Farbe läßt sich merklich von der Farbe der Mulatten unterscheiden. Weil diese von einem Weißen und einer Mohrin, oder von einem Mohren und einer Weißen erzeugt und gebohren worden, so haben sie eine braune oder aus dem Weißen und Schwarzen gemischte, die Indianer hingegen im ganzen südlichen Amerika, eine gelbe oder vielmehr eine röthliche Farbe. Die Einwohner in Chili haben eine gute Leibesgestalt, starke Glieder, eine breite Brust, ein etwas unangenehmes, unbärtiges Gesicht, kleine Augen, lange Ohren, schwarze, gerade und so dicke Haare, wie Pferdemaähnen. Sie verlängern sich die Ohren und pflegen ihren Baart mit kleinen, aus Muscheln gemachten Zängeln auszureißen. Die meisten leben im Stande der Unschuld. Ob es gleich in diesen Gegenden merklich kalt ist, so hängen sie doch nur einige Thierfelle über die Schultern.

Am äußersten Ende von Chili, gegen das Magellanische Land, ist eigentlich die Gegend, wo sich, wie man vorgiebt, eine Art Menschen von Riesengröße aufhalten soll. Herr Grezier will von unterschiedenen Spaniern erfahren haben, daß einige dieser Menschen, welche sie gesehen, wenigstens vier Spanische Ellen, oder neun bis zehn Fuß hoch gewesen. Seiner Angabe nach wohnen diese Patagonische Riesen auf der östlichen Seite der wüsten Küste, deren die alte Nachrichten gedenken. In der Folge hat man aber diese Nachrichten unter die Märchen gerechnet, weil man bey der Magellanischen Meerenge Indianer von der gewöhnlichen Menschengröße gefunden. Hr.
 Croger,

Groger, fährt Frezier fort, konnte dadurch in seiner Beschreibung von des Herrn de Gennes Reise, wie andere, sehn hintergangen worden; denn einige Schiffe hatten zu gleicher Zeit sowohl die erstern, als die letztern gesehen. Die Leute auf dem Schiffe Jakob und St. Malo erblickten im Jahr 1709 sieben von diesen Patagonischen Riesen im Meerbusen Gregorins, und die Leute vom Schiffe St. Peter de Marseille hatte deren sechs wahrgenommen, denen sie sich auch näherten, um ihnen Brod, Wein und Brandwein anzubieten. Sie hatten aber alles ausgeschlagen, ob sie gleich diesen Bootsleuten ein Geschenk mit einigen Pfeilen gemacht und ihnen treulich bengestanden hatten, da sie eben ihr Boot auf den Strand laufen ließen y). Da indeß Hr. Frezier nicht sagt, er habe selbst einen von diesen Riesen gesehen, auch die von ihnen bekannt gemachte Nachrichten in andern Stücken das Wunderbare zu sehr angehäufet haben; so bleibt es noch immer zweifelhaft, ob man wirklich eine aus lauter Riesen bestehende Art Menschen, besonders zehn Fuß hoher Menschen, annehmen dürfe; denn der Körper eines Menschen dieser Art würde, im Ganzen betrachtet, acht mal stärker, als der Körper eines gewöhnlichen Menschen, seyn. In sofern die ordentliche Höhe der Menschen gemeinlich fünf Schuh beträgt, so pflegen sich die äußersten Grenzen derselben so leicht nicht über einen Fuß mehr oder weniger zu erstrecken. Ein sechsfüßiger Mensch ist in Wahrheit schon sehr groß, und ein viersfüßiger äußerst klein. Beyde, sowohl Riesen als Zwerge *), welche

y) S. le Voyage de Frezier. Paris 1732. p. 75 &c.

*) Von den Riesen sowohl, als von den Zwergen, wollen wir am Ende dieses Bandes etwas ausführlicher sprechen.

welche diese Grenzen der Größe entweder übersteigen oder nicht erreichen, müssen bloß als einzelne zufällige Abweichungen in ihrem Geschlecht und nicht als beständige Arten betrachtet werden, die eine fortdauernde Menschengattung hervorbringen können.

Wenn es übrigens in dem Magellanischen Lande wirklich dergleichen Riesen geben sollte, so müssen sie wenigstens nur in geringer Zahl und einzeln vorhanden seyn. Denn die Einwohner der Meerenge und der angrenzenden Inseln sind größtentheils Wilde von einer mittelmäßigen Leibeslänge, olivenartiger Farbe, breiter Brust, von einem ziemlich vierschrötigen Körper, starken Gliedern, schwarzen und geraden Haaren z). Mit einem Worte, sie gleichen in Ansehung der Leibeslänge allen andern Menschen, in Ansehung der Farbe hingegen und Haare, den übrigen Amerikanern.

Man findet also in der ganzen neuen Welt nur eine Art von Menschen, die alle mehr oder weniger braun sind. Bloß die nördlichsten Amerikaner, unter denen viele den Lappen gleichen, und einige den nördlichen Europäern ähnliche Leute mit gelben Haaren, muß man ausnehmen, sonst wird man in allen übrigen

z) *S. Voyage du Cap. Narbrugh. II Vol. de Coreal p. 231. und 284. L'Histoire de la Conquête des Molucques par Argensola. Tom. I. p. 35. und 255. Le Voyage de Mr. de Gennes par Froger p. 97. Recueil des Voyages qui ont servi à l'Etablissement de la Compagnie d'Hollande. Tom. I. p. 651. Les Voyages du Capitain Wood Vme Vol. de Dampier p. 179. &c.*

übrigen Ländern dieses großen Welttheiles lauter Menschen antreffen, welche sich nicht sonderlich von einander unterscheiden. Wie groß war hingegen die Verschiedenheit unter den mancherley Völkern der alten Welt; von denen wir eben geredet haben! Ich vermuthete nicht unrecht zu schließen, wenn ich die Gleichförmigkeit unter den amerikanischen Einwohnern von der einförmigen Lebensart aller dieser Völker herleite. Alle ursprüngliche Amerikaner waren oder sind noch jezo wilde oder halbwilde Menschen. Die Mexikaner und Peruaner waren erst so neuerlich in eine bürgerliche Verfassung gekommen, daß man von ihnen keine Ausnahme gegen unsern Grundsatz hernehmen kann. Diese Wilden mögen also entsprossen seyn woher sie wollen, so scheinen sie doch insgesamt einen gemeinschaftlichen Ursprung zu haben. Alle Amerikaner gehören zu einerley Stamm, und sie haben die eigentlichen Kennzeichen ihrer Art bis auf den heutigen Tag, ohne merkliche Veränderung, beybehalten; denn sie sind alle wild geblieben, sie haben fast sämmtlich einerley Lebensart geführt, und in ihrem Himmelsstrich herrschet bey weitem kein so großer Unterschied in Ansehung der Hitze und Kälte, als man in der alten Welt bemerket. Ueberdies haben sie erst neuerlich in ihren Ländern sich niedergelassen. Die Ursachen also, welche die Verschiedenheiten bewirken, haben lange noch nicht genug Zeit gehabt, sichtbare Veränderungen hervor zu bringen.

Jeder von den angeführten Gründen verdienet besonders in Erwägung gezogen zu werden. Daß die Amerikaner neue Völker sind, läßt sich wohl nicht in Zweifel ziehen, wenn man bedenket, wie klein ihre Zahl, wie groß ihre Unwissenheit und wie gering

der

der Fortgang der gesittetsten unter ihnen, in Ansehung der Künste, ist. Die erste Nachrichten von Entdeckung und Eroberung dieses Welttheiles schildern uns zwar Mexiko, Peru, St. Domingo u. s. w. als ungemein volkreiche Länder und wollen uns überreden, die Spanier hätten allenthalben wider sehr zahlreiche Kriegesheere streiten müssen. Wer begreift aber nicht, daß hinter diesen Berichten eine Spanische Großsprecheren verborgen ist? Sieht man dieses nicht offenbar an den wenigen Denkmälen, welche von der vorgegebenen Größe dieser Völker noch übrig sind? Sieht man es nicht aus der Beschaffenheit des Landes selbst, welches, ob es gleich von den Europäern, also von geschicktern Einwohnern besetzt worden, als die alten waren, dennoch wüst, ungebaut und mit Holz bedeckt blieb? Ist es wohl überhaupt etwas anders, als eine Kette unzugänglicher Gebirge, die folglich nur sehr kleine Plätze übrig lassen, welche mit Vortheil angebauet und bewohnet werden könnten? Finden wir nicht sogar in den eignen Ueberlieferungen dieses Volkes von der Zeit, wo sie gesellig sich zu vereinigen gesucht, eine neue Bestätigung unserer Meinung? Die Peruaner zählten mehr nicht, als zwölf Könige, wovon der erste sie gesitteter zu machen angefangen a). Sie waren also vor etwa dreihundert Jahren eben so wild, als die andern. Ferner beweiset unsern Satz die geringe Zahl von Menschen, die man zu Eroberung dieser großen Länder brauchte. Ob ihnen gleich das Schießpulver außerordentlich zu statten kam, so würden ihnen doch diese Völker, wenn sie zahlreich gewesen wären, den Sieg ohnfehlbar streitig zu machen gesucht haben. Der Beweis dessen, was ich behaupt-

a) S. l'Histoire de Incas par Garcilasso &c. Par. 1744.

te, liegt in der historischen Erfahrung, daß man doch niemals die Mohren unter das Joch bringen oder ihr Land erobern können, obgleich die Wirkungen des Schießpulvers für sie eben so neu und erschrecklich, als für die Amerikaner waren. Die wenige Schwierigkeiten, die man bey Eroberung des ganzen amerikanischen Welttheiles gefunden, scheinen mir hinlänglich zu beweisen, daß Amerika nur wenig bevölkert und noch gar nicht lange bewohnt gewesen sey.

Daß in den unterschiedenen Zimmelstücken der neuen Welt, ein geringerer Unterschied in der Witterung, als in der alten herrschet, ist ebenfalls unterschiedenen Ursachen beizumessen. Die Wärme im Amerikanischen hitzigen Erdstrich ist bey weitem so groß nicht, als im Afrikanischen. Die Amerikanischen, in diesem Erdstrich liegenden Länder sind Mexiko, Neuspanien, Peru, das Land der Amazonen, Brasilien und Guiana. Die Hitze steigt in Mexiko, Neuspanien und Peru nie zu einem sehr hohen Grade, weil diese Länder über die gewöhnliche Fläche des Erdbodens ungemein weit erhaben sind. In Peru steigt, bey der stärksten Hitze, das Wetterglas nicht so hoch als in Frankreich. Der Schnee, welcher hier beständig die Gipfel der Berge bedeckt, verursacht in der Luft eine merkliche Kälte. Und dieser Grund, welcher eine Wirkung der vorigen Ursach ist, hat einen großen Einfluß auf die Witterung dieses Erdstriches. Daher pflegen auch die Einwohner dieses Reiches weder schwarz noch sehr braun, sondern von der Sonne bloß braungelb gefärbet zu seyn. Da sich im Lande der Amazonen eine ungeheure Menge von Wasser, Flüssen und Wäldern befindet, so muß in selbigem nothwendig

wendig eine außerordentlich feuchte und weit kühlere Luft, als in einem trocknern Lande, herrschen. Außerdem hat man zu bemerken, daß der zwischen den Wendekreisen beständig wehende Ostwind erst alsdann in Brasilien, im Lande der Amazonen und in Guiana gespüret wird, wenn er vorher über ein großes Meer gestrichen und eine Kühlung angenommen hat, die er sodann über alle östliche Länder verbreitet, welche unter der Mittellinie liegen. Dieser Umstand so wohl, als die Menge von Wasser und Wäldern, ingleichen der häufige anhaltende Regen, geben uns den wahren Grund an, warum diese amerikanische Gegenden, in Ansehung der Witterung, viel gemäßigter sind, als sie ausserdem wirklich seyn würden. Wenn der Ostwind aber vorher die niedrigen amerikanischen Länder durchstrichen hat und nun Peru erreicht, so ist seine Wärme natürlicher Weise um einen beträchtlichen Grad erhöht. Er würde so gar in Peru wärmer, als in Brasilien und in Guiana seyn, wenn die Luft nicht sowohl durch die hohe Lage des Landes, als durch den häufigen Schnee eine merkliche Abkühlung erhielte, und alle Hitze verlösche, welche der Ostwind bey Durchstreichung des flachen Landes angenommen haben könnte. Indessen ist er immer noch warm genug, um einen Einfluß auf die Farbe der Wilden zu haben. Denn alle diejenigen Einwohner, die vermöge ihrer Lage diesem Wind am stärksten bloß gestellet sind, haben die gelbeste, diejenigen aber, welche zwischen den Bergen in Thälern wohnen, und folglich wider die Wirkungen desselben geschützt bleiben, eine viel weiffere Farbe, als die andern. Ueberdies muß auch eben dieser Wind, indem er auf die hohen Cordillerischen Gebirge stößet, weit in die angrenzende Länder zurückprallen und ih-

nen die Kühlung zuführen; die er von dem Schnee angenommen, womit ihre Gipfel bedeckt sind. Dieser Schnee selbst muß zu seiner Abschmelzungszeit kalte Winde hervorbringen.

Wie viel Ursachen vereinigen sich nicht, um die Wärme des hitzigen Erdstriches in Amerika zu mäßigen? Ist es also wohl zu bewundern, wenn man hier weder schwarze noch braune Menschen, wie unter eben dem hitzigen afrikanischen und asiatischen Erdstrich antrifft, wo die Umstände, wie gleich soll gezeigt werden, sehr verschieden sind? Man mag also die Amerikaner entweder als uralte Bewohner dieser Länder, oder als Menschen betrachten, die sich erst in viel neuern Zeiten daselbst niedergelassen haben, so darf man doch, weil ihr hitzigster Himmelsstrich noch immer sehr gemäßiget ist, daselbst keinen Schwarzen anzutreffen hoffen.

Die Gleichförmigkeit in der Lebensart macht den letzten Beweisgrund von den Ursachen des geringen Unterschiedes bey den Amerikanern aus. Sie waren alle wild, oder erst sehr neuerlich, etwas gesittet worden. Sie lebten jetzt und hatten vorher immer auf einerley Weise gelebet. Wären sie auch alle von einem gemeinschaftlichen Stammvater entstanden, so hatten sich doch die einzelnen Geschlechter, ohne sich einander in den Weg zu kommen, allenthalben zerstreuet. Jede Familie machte gleichsam ein eignes Volk aus, das unter sich selbst eine vollkommene, mit andern aber eine große Aehnlichkeit hatte. Wodurch hätten sie auch wohl ausarten oder sich verbessern sollen, da sie fast allenthalben einerley Nahrung und Witterung genossen? Sie mußten daher,
wie

wie man auch allenthalben fand, sich immer ähnlich bleiben.

Ohne so gar auf die Gründe der Gottesgelehrten hierbey Rücksicht zu nehmen, kommt es mir sehr natürlich vor zu glauben, diese Wilden müßten mit uns vom Anfange her einenley Ursprung haben. Aus der Ähnlichkeit der nordamerikanischen Wilden mit den östlichen Tartarn läßt sich schon die Abstammung der ersten von diesen letztern schließen. Die neuen Entdeckungen der Russen jenseit Kamtschatka, wo sie unterschiedene Länder und eine Menge von Inseln gesehen haben, die sich bis an den westlichen Theil des vester Landes von Amerika verbreiten, würden die Möglichkeit einer Gemeinschaft dieser Völker außer Zweifel setzen, wenn diese Entdeckungen hinlänglich bestätigt, und diese Länder bey nahe zusammenhängend wären. Sollten aber auch wirklich beträchtliche Strecken des Meeres dazwischen liegen, was bewegt uns denn an der Möglichkeit zu zweifeln, daß einige Menschen diese Zwischenräume zu durchschiffen, und selbst aufzusuchen sich bemühet haben oder durch Stürme dahin verschlagen seyn könnten? Der Zwischenraum des Meeres zwischen den marianischen Inseln und Japan ist vielleicht viel größer, als zwischen irgend einem von den Ländern um Amerika, die jenseit Kamtschatka liegen; dennoch fand man die marianischen Inseln mit Menschen besetzt, welche nirgends anders woher, als vom östlichen vester Lande gekommen seyn könnten. Ich hätte daher große Neigung zu glauben, daß die ersten Ankömmlinge in Amerika in den Ländern angelanget sind, we che nordwestwärts von Kalifornien liegen. Die ungemein große Kälte dieses Erdstriches mag sie dann

wohl genöthiget haben, sich nach den mehr südwärts gelegenen Gegenden ihres neuen Aufenthaltes zu begeben. Sie mögen sich also anfänglich in Mexiko und Peru vestgesehet, hernach aber von da in allen Theilen des nord. und südlichen Amerika verbreitet haben; denn man hat Mexiko und Peru für die ältesten, am ersten bewohnten Länder dieses Welttheiles zu halten. Sie liegen am höchsten und sind unter allen die einzigen, wo man gesellschaftlich vereinigte Menschen angetroffen. Aller wahrscheinlichen Vermuthung nach sind auch die Einwohner des nördlichen Theiles von Amerika, bey der Strasse Davis und in den nördlichen Gegenden des Landes Labrador aus Grönland, welches von Amerika bloß durch diese nicht sonderlich breite Meerenge getrennt ist, gekommen. Wir haben auch schon oben erinnert, daß unter den Wilden der Strasse Davis und Grönländern eine vollkommne Aehnlichkeit herrschet. Von der Bevölkerungsart Grönlandes läßt sich aber mit eben so viel Grunde vermuthen, daß die Lappen vom Nordkap, welches nur ohngefähr hundert und funfzig Meilen davon entfernt lieget, sich dahin begeben haben. In so fern aber Island mit Grönland beynahe zusammen hänget, und nicht weit von den nordischen ortadischen Inseln entfernt lieget, in so fern auch Island von alten Zeiten her bewohnet und von den europäischen Völkern besucht worden ist; ja, in so fern so gar die Dänen sich in Grönland vestgesehet und Kolonien darinn angeleget haben, würde man sich nicht wundern dürfen, in diesem Lande weisse, von den Dänen entsprossene Leute mit gelben Haaren anzutreffen. Es ist so gar wahrscheinlich, daß die weisse Menschen bey der Strasse Davis von den europäischen weissen her-

herstammen, die sich in Grönland niedergelassen haben. Von da war es ihnen leicht, über die kleine Meerenge, welche die Strasse Davis bildet, nach Amerika zu kommen.

So groß die Gleichförmigkeit der ursprünglichen Amerikaner in Ansehung der Farbe und Gestalt befunden wird, so groß pfleget hingegen die Verschiedenheit unter den afrikanischen Völkern zu seyn. Dieser Welttheil war von alten Zeiten her und sehr häufig bevölkert. Er liegt unter einem sehr brennenden Himmelsstrich, unter welchem aber dennoch in den unterschiedenen Ländern eine sehr ungleiche Witterung bemerkt wird. Auch in den Sitten hat man bey den mancherley afrikanischen Völkern eine große Verschiedenheit wahrgenommen, wie man aus den von uns gegebenen Beschreibungen sehen kann.

Von allen diesen Ursachen hat jede das Ihrige beygetragen, die Verschiedenheit unter den afrikanischen Menschen beträchtlicher, als in irgend einem andern Welttheile zu machen. Man darf nur zuvor, derst den Unterschied der Witterung in den afrikanischen Ländern erwägen, so wird man gleich finden, daß in der Barbarey und im ganzen Strich Landes an der mittelländischen See, wo die Hitze nicht übermäßig stark ist, alle Menschen entweder ganz weiß oder nur bräunlich aussehen. Die ganze Barbarey wird auf der einen Seite durch die Luft aus der mittelländischen See, auf der andern durch den Schnee des Berges Atlas abgekühlet; ausserdem liegt sie noch in dem gemäßigten Erdstrich disseit des Wendezirkels, daher auch alle Völker, von Aegypten an bis zu den Kanarischen Inseln bloß eine bald hellere, bald etwas dunklere braune Farbe haben. Jenseit des

Wendekreises und an der andern Seite des Berges Atlas, wo die Hitze schon viel stärker ist, findet man zwar sehr braune doch keine ganz schwarze Bewohner. Unter dem 17ten und 18ten Grade nördlicher Breite liegt endlich Senegal und Nubien, wo die Einwohner wegen der übermäßigen Hitze dieser Länder völlig schwarz aussehen. In Senegal ist sie bekanntermaßen so heftig, daß der Weingeist im Wetterglasse daselbst bis zum 38ten Grade steigt, da er hingegen in Frankreich nur höchst selten den dreißigsten Grad berührt, und in Peru, das doch im hitzigen Erdstriche lieget, fast immer auf eben demselben Grade stehet und fast niemals über 25 Grade sich erhebet. In Nubien sind noch keine Beobachtungen mit dem Wetterglas angestellt worden; alle Reisebeschreiber aber versichern einstimmig, daß daselbst überaus starke Hitze bemerkt werde. Die Sandwüsten zwischen Oberägypten und Nubien können die Luft auf einen solchen Grad erhizen, daß man den Nordwind bey den Nubiern für einen brennenden Wind erkennen muß. Auf der andern Seite kömmt auch der zwischen den Wendekreisen gemeinlich herrschende Ostwind ehe nicht nach Nubien, bis er das Land von Arabien durchstrichen hat, wo er einen Grad von Hitze bekömmt, welchen der kleine Strich desselben über das rothe Meer unmöglich zu mäßigen fähig ist. Man darf sich also in diesen Ländern keinesweges über den Anblick ganz schwarzer Menschen wundern. Doch muß es in Senegal *), noch schwärzere

*) Von der Hitze auf Senegal, saget Herr Adanson in seiner Reise dahin, Brandenb. 1773. p. 39. Ich hatte meinen Weg auf einem Sandboden fortzusetzen, der mit

zere Leute geben, weil der Ostwind auf dieser Insel nicht eher ankommen kann, bis er alle Länder in Afrika

mit allem Rechte brennender Sand genennet werden konnte, weil man daselbst gewöhnlicher maßen eine Hitze von 60 Graden und noch drüber ausstehen mußte. — Meine Schuhe waren so hart, als Horn, sie sprangen in Stücken und waren zuletzt gänzlich in Staub zerfallen. So gar die Füße meiner Negersingen an aufzuspringen. Das bloße Zurückprallen der Hitze des glühenden Sandes machte, daß die Haut in meinem ganzen Gesicht sich abschälte und mir ein Brennen verursachte, welches zuweilen 5 oder 6 Tage lang dauerte. — p. 76. — Die Hitze, welche die Sonne im August bey der Zurückkunft aus dem Wendekreis des Krebses nach dem Aequator verursachte, war viel heftiger als diejenige, welche sie bey dem ersten Durchgang im May veranlasset hatte. Denn das Wetterglas zeigte im May des Nachts auf 22, des Tages aber auf 6 bis 28 Grade, da hingegen die Nächte im August eine Hitze von 26, die Tage, von 32 Graden hatten. — p. 195. Bey andern Beobachtungen mit 2 gleichen Wettergläsern fand Herr Adanson im Julius, daß der eine Luftmesser in der kühlfsten Gegend der Insel in der freyen Luft auf den 30ten Grad von Hitze wies, da hingegen die Hitze des verbrennten Sandes das andere bis auf den 60ten und $\frac{1}{2}$ Grad getrieben hatte. Drey im Sande verscharrte Hühnereyer, die nur drey Stunden darinn gelegen, hatten sich nicht verhärtet, sondern das Weiße hatte sich nur leicht an die Schale angesetzt und waren stark genug gekocht, um gegessen werden zu können. Wäre die

Afrika nach ihrer größten Breite durchstrichen und folglich eine ganz unerträgliche Hitze angenommen hat.

Wann man also den ganzen Theil von Afrika überhaupt zusammen betrachtet, welcher zwischen den Wendezirkeln enthalten ist, wo der Ostwind beständig, als irgend ein anderer wehet; so wird man leicht begreifen, daß alle westliche Küsten dieses Welttheiles eine weit grössere Hitze, als die östlichen dulden müssen und wirklich dulden, weil der Wind auf den östlichen Küsten mit der Kühlung ankömmt, die er während seines Striches über ein großes Meer angenommen hat. Da er hingegen, wenn er über die afrikanischen Länder streichet, eine brennende Hitze annimmt, bevor er zu den westlichen Küsten dieses Welttheiles gelangen kann. Daher pflegen auch die Küsten von Senegal, Sierra Liona, Guinea, kurz aller westlichen Länder in Afrika, die unter dem hizi-

gen

die Röhre des Luftmessers höher und also zum Steigen für den Weingeist mehr Raum gewesen, so würde die Hitze denselben gewiß noch weit über den 60ten Grad getrieben haben. — p. 118. „Auf Podor war das Thermometer Mittag vom 40ten bis zum 45ten Grade gestiegen, und von der Sonnenhitze dermaßen durchdrungen worden, daß es auch in der Nacht noch auf eine Hitze von 30 bis 32 Graden zeigte. Die Schifskammer war so heiß, als eine Badestube. Sie glich einem von Ofenhitze durchglühten Zimmer, in welchem das Pech und Schiftheer, von übermäßiger Hitze geschmolzen, tropfenweise, in der flüßigsten Gestalt herabsiel.

gen Himmelsstriche liegen, die heissesten Gegenden auf dem ganzen Erdboden, die östlichen Küsten aber von Afrika, Mosambika z. B. Mombaza u. s. w. langemicht so heiß zu seyn.

Unstreitig ist also dieses der Grund, warum die wahren Mohren oder die schwärzesten unter allen Schwärzen in den westlichen afrikanischen Ländern, die Kaffern hingegen oder die minder schwarzen, in den östlichen Ländern dieses Welttheiles angetroffen werden. Der sichtbare Unterschied, welcher zwischen diesen beiden Arten von Schwarzen herrscht, kommt von den unterschiedenen Graden der Hitze ihres Himmelsstriches, welche zwar sehr groß in den östlichen, aber ganz übermäßig heftig in den westlichen Theilen von Afrika befunden wird. Jenseit des Wendezirkels nach Mittag hin, erhält sie nicht allein durch die Größe der Breite, sondern auch dadurch eine beträchtliche Verminderung, weil die Spitze von Afrika enger zusammen läuft und auf allen Seiten mit der See umgeben ist. Aus diesem Grunde muß hier die Luft weit gemäßiger, als mitten im westen Lande seyn. In der That sungen auch die Menschen hier schon an weiß zu werden, und, wie bereits erinnert worden, von Natur mehr weiß, als schwarz auszusehen.

Den deutlichsten Beweis, daß der Himmelsstrich die vornehmste Ursach der Verschiedenheiten unter den Menschen sey, findet man, wie mich dünket, in der Farbe der Hottentotten, deren Schwärze bloß durch die gemäßigte Bitterung des Erdstriches vermindert werden konnte. Fügt man diesem Beweis noch die andern Gründe hinzu, die man aus den von uns angestellten Vergleichen hernehmen kann, so werden

werden hoffentlich alle fernere Zweifel hierüber auf einmal verschwinden.

Noch mehr Bestätigung dieser Meinung findet man in der nähern Betrachtung aller andern Völker, die jenseit Afrika unter dem hitzigen Himmelsstriche wohnen. Auf den maldivischen Inseln, auf Zeylon, auf der Landspitze der indianischen Halbinsel, auf Sumatra, Malacka, Borneo, Zelebes und auf den philippinischen Inseln giebt es lauter überaus braune, doch nicht völlig schwarze Menschen, weil alle diese Länder entweder Inseln oder Halbinseln sind. In allen diesen Gegenden wird natürlicher Weise die Hitze der Luft durchs Meer abgefühlet. Sie kann auch ausserdem niemals zu dem hohen Grade gelangen, als mitten im Land und auf den wettlichen afrikanischen Küsten, weil der in diesen Gegenden der Erdkugel abwechselnd herrschende Ost oder Westwind erst alsdann in diesen Ländern des indianischen Archipelagus ankömmt, wenn er vorher seinen Strich über ungemein grosse Meere genommen hat.

Alle diese Inseln also sind, wegen der nicht bis zu Uebermasse steigenden Hitze, bloß mit braunen Menschen bevölkert; hingegen werden auf Neuguinea oder auf dem Lande der Papuas wiederschwarze Menschen, oder, nach der Aussage der Reisebeschreiber, wahre Mohren angetroffen. Mai weis, daß diese Länder auf der östlichen Seite ein festes Land ausmachen, auch der Wind, welcher sie durchstreicht, viel heisser als derjenige sey, welcher im indianischen Meere wehet. Auch Neu Holland, wo die Hitze des Himmelsstriches, wegen der etwas entfernten Lage dieses Landes von der Mittellinie, minder heftig ist, pflegen sich nicht so schwarze, sondern den Hottentoten

ten ziemlich ähnliche Leute zu finden. Liegt nicht in diesen Mohren und Hottentotten die unter einerley Breite, so weit von den andern Mohren und Hottentotten angetroffen werden, ein offener Beweis des Sages, daß der Grund ihrer Farbe hauptsächlich in der Hitze des Himmelsstriches zu suchen sey? Und läßt sich wohl vermuthen, daß zwischen Afrika und diesem südlichen westen Lande jemals eine Gemeinschaft statt gefunden habe? Dennoch erscheinen daselbst eben die Arten von Menschen wieder, bloß weil sich hier alle die Umstände vereinigen, die eben denselben Grad von Hitze verursachen können.

Ein von den Thieren hergenommenes Beispiel mag zur Befräftigung alles dessen dienen, was ich bisher zu behaupten gesucht. In Dauphine pflegen, wie man bemerkt hat, alle Schweine schwarz, auf der andern Seite der Rhone hingegen, in der Landschaft Vivarais, wo eine stärkere Kälte, als in Dauphine verspüre wird, ganz weiß zu seyn. Unmöglich können es die Einwohner dieser beyden Provinzen mit einander verabredet haben, in der einen bloß schwarze, in der andern bloß weiße Schweine zu erziehen; es kommt mir daher sehr wahrscheinlich vor, daß dieser Unterschied bloß von der unterschiedenen Witterung des Landes, vielleicht auch von der unterschiedlichen Nahrung dieser Thiere, herzuleiten sey.

Die Schwarzen, die man, ob wohl in geringer Anzahl, auf den Philippinischen und einigen andern Inseln des indianischen Meeres gefunden hat, scheinen von diesen Nopus oder Mohren in Neu-Guinea, welche die Europäer erst seit ohngefähr siebenzig Jahren kennen lernten, ursprünglich abzustammen. Dampier entdeckte zuerst 1700 den östli-

östlichen Theil dieses Landes, den er Neu-Brittanien nannte, man weis aber noch nicht, wie weit ohngefähr dessen GröÙe sich erstrecket; so viel aber weis man, daß er in den Gegenden, die man gesehen hat, nicht sonderlich bevölkert ist.

Die Mohren hat man also bloß in den Erdstrichen zu suchen, wo alle zu Hervorbringung einer beständigen und übermäßigen Hitze nothwendigen Umstände sich mit einander vereinigen. Diese Hitze wird nicht allein zur Zeugung, sondern auch zu Erhaltung der Mohren unentbehrlich befunden; denn man hat auf den französischen Inseln, wo die Hitze zwar sehr stark, aber nicht mit der Senegalischen zu vergleichen ist, bey neugebohrnen Mohrenkindern ein so starkes Gefühl der Wirkungen der Luft wahrgenommen, daß man genöthigt ist, in den ersten neun Tagen nach ihrer Geburth, diese Kinder in wohl verschlossnen und sehr heißen Zimmern zu lassen, weil sie, bey Vernachlässigung dieser Voricht, oder wenn man sie nach der Geburth gleich in die Luft bringet, am Kinnladen Zuckungen bekommen, wodurch sie am Saugen gehindert und ihrem Tode mit schnellen Schritten entgegen geführt werden.

Herr LITTLE, der im Jahr 1702 einen Mohren zergliederte, hat an demselben die mit der Vorhaut nicht bedeckte Spitze der Eichel so schwarz, als die ganze Haut, den übrigen bedeckten Theil aber vollkommen weiß gefunden *). Ein sicherer Beweis, daß zu Hervorbringung der Schwärze in der Mohrenhaut

*) E. L'Hist. de l'Académie des Sciences de Paris, Année 1702 p. 32.

renhaut die Wirkung der Luft unentbehrlich sey. Ihre Kinder werden auch wirklich, wie anderer Leute Kinder, weiß, oder deutlicher zu sprechen, roth gebohren. Zween oder drey Tage nach ihrer Geburth verändert sich aber die Farbe aus dem Gelbbraunen ins Dunkelbraune und gegen den 7 oder achten Tag immer mehr und mehr ins Schwarze. Es ist bekannt, daß alle Kinder, zween oder drey Tage nach der Geburth, eine Art von Gelbsucht haben, die bey den Weissen eine sehr vergängliche Wirkung ist und in der Haut keine Merkmale von ihrem Eindruck zurücke läßt, bey den Mohren aber der Haut eine unausslöschliche, immer schwärzer werdende Farbe mittheilet. Herr Kolbe will bemerkt haben, daß die Kinder der Zottentotten, die, gleich den Kindern der Europäer, weiß zur Welt kommen, durch Hülfe dieser Gelbsucht, welche sich, drey oder vier Tage nach der Geburth, auf der ganzen Haut des Kindes verbreitet, hernach aber nicht wieder vergehet, eine Olivenfarbe bekämen. Indessen können so wohl diese Gelbsucht, als die wirklichen Eindrücke der Luft, meines Erachtens, bloß für eine zufällige, keinesweges aber für die Hauptursache der Schwärze gehalten werden. Denn man hat wahrgenommen, daß die Mohrenkinder schon im Augenblick ihrer Geburth, an den Wurzeln der Nägel und an den Geburthstheilen schwarz gezeichnet sind. Die Wirkung der Luft und die Gelbsucht mögen zu Ausbreitung dieser Farbe wohl etwas mit beytragen, es ist aber wohl unstreitig, daß der Grundstoff der Schwärze durch die Nektarn auf die Kinder übergetragen, daß ein Mohr, wo er auch immer gebohren werden mag, so schwarz, als ob er in seinem eignen Vaterlande gebohren worden, zur Welt kommen wird, und daß der Unterschied, wenn ja

Vösf. allg. Naturh. VI. B. D nach

nach der ersten Fortpflanzung bereits ein solcher Statt fände, kaum wahrzunehmen seyn könne. Das ist aber doch nicht genug, um zuverlässig behaupten zu können, daß nach einer gewissen Anzahl von Zeugungen diese Farbe sich nicht merklich zu verändern vermögte. Vielmehr läßt sich mit Grunde vermuthen, daß die ursprünglich bloß von der Hitze des Erdkreises und der anhaltenden Wirkung der Wärme herrührende schwarze Farbe in der gemäßigten Witterung eines kalten Erdstriches allmählig vergehen, und daß folglich die Abkömmlinge der in eine nördliche Landschaft versetzten Mohren im achten, zehnten oder zwölften Grade lange nicht so schwarz, als ihre Vorfahren, sondern vielleicht eben so weiß aussehen würden, als die ursprünglichen Völker des kalten Landes, worinn sie nunmehr wohnen.

Erfahrene Zergliederer haben sich die Mühe genommen, emsig nachzuforschen, in welchem Theile der Haut sich die schwarze Farbe der Mohren eigentlich befände? Unterschiedene glaubten dieselbe weder im Felle, noch im äußersten Häutchen, sondern in der netzförmigen Haut anzutreffen, welche man zwischen beyden wahrgenommen *). Wenn diese Netzhaut, sagen sie, gewaschen und lange in laulichem Wasser gehalten wird, pflegt sie von ihrer Farbe nichts zu ändern, sondern beständig schwarz zu bleiben. Das Fell aber, und das äußere Häutchen scheint bey den Mohren fast eben so weiß, als bey andern Menschen zu seyn. Der Doctor Towns und einige andere Zergliederer sagen, das Blut sey in den Mohren viel schwärzer, als bey andern Menschen. Mir hat es an

*) G. L'HIST. de l'Académie Royale des Sciences de Paris 1702. p. 32.

an Gelegenheit gefehlet, Untersuchungen über die Zuverlässigkeit dieses Umstandes anzustellen, dem ich ausserdem gern Glauben beymessen möchte. Denn ich habe die Bemerkung gemacht, daß bey uns Leute von gelblichter oder brauner Gesichtsfarbe schwärzeres Blut, als andere haben; und die angeführten Schriftsteller behaupten, daß die Farbe der Mohren von der Farbe ihres Blutes abhängt a). Herr Barrere, welcher die Sache näher, als irgend ein anderer Gelehrter, untersucht zu haben scheint b), und Herr Winslow c), sagen, das äussere Häutchen der Mohren sey schwarz, und wenn es denen, die es näher betrachtet haben, weiß vorgekommen wäre, so könne dieses bloß von der ungemeinen Dünneheit und Durchsichtigkeit hergeleitet werden, übrigens aber sey es eben so schwarz, als ein schwarzes Horn, das man eben so dünn, als dieses Häutchen zubereitet hätte. Von eben diesen Schriftstellern hat man auch die Versicherung erhalten, das Fell der Mohren habe durchaus eine rothbraune, ins Schwarze fallende Farbe, die, nach des Herrn Barrere Bemerkung, von der Galle herzuleiten ist, welche bey den Mohren nicht gelb, sondern allemal so schwarz ist, wie Dinte. Hiervon glaubt er durch viel in Cayenne zergliederte Mohrenkörper völlig überzeugt zu seyn.

D 2

In

a) *S. L'Ecrit du Docteur Towns adressé à la Société Royale de Londres.*

b) *S. Diff. sur la couleur des Negres par Mr. Barrere Par. 1741.*

c) *S. Exposit. anatom. du Corps humain par Mr. Winslow; p. 489.*

In der That pflegt eine sich ergießende Galle die Haut weisser Menschen gelb zu färben. Von einer schwarzen Galle müßte sie also wahrscheinlicher Weise schwarz gefärbet werden. Weil aber die Haut, so bald nur die Ergießung der Galle nachläßet, ihre natürliche Weiße wieder annimmt; so müßte man voraussetzen, die Galle habe sich allemal bey den Mohren ergossen, oder sie wäre bey ihnen, wie Barrere saget, so häufig anzutreffen, daß sie von Natur in dem äuffern Häutchen sich in genugsamer Menge verbreiten könne, um demselben diese schwarze Farbe mitzutheilen. Uebrigens ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß bey den Mohren das Blut und die Galle, gleich ihrer Haut, brauner, als bey den Weissen, ist. Allein durch den ersten dieser Umstände läßt sich darum noch nicht die Ursache des letzten erklären. Denn bey der Voraussetzung, daß entweder das Blut oder die Galle durch ihre Schwärze die Haut eben so dunkel färbeten, bleibt alsdann, statt der Frage: Warum die Mohren eine schwarze Haut haben? immer noch ein Verlangen übrig zu wissen, warum sie mit einer schwarzen Galle und eben solchem Blute begabet wären? Das heißt aber die Frage nur weitläufiger ausdehnen, an statt sie aufzulösen. Mir scheint eben die Ursache, die uns braun färbet, wenn wir uns der freyen Luft und Sonnenhitze bloßstellen, eben die Ursache, welche die Spanier brauner, als die Franzosen, die Mauren aber brauner, als die Spanier machet, auch den Grund in sich zu fassen, warum die Mohren schwärzer, als die Mauren sind. Inzwischen wollen wir uns hier nicht so wohl um die Wirkungsart dieser Ursache bekümmern, als vielmehr uns überzeugen, daß diese Ursach in der That, und zwar desto stärker und merklicher wir-

fe

ke, je mehr und je länger sie sich thätig beweiset *).

D 3

Die

*) Es wird nicht undienlich seyn, über die Entstehung und über den Sitz der schwarzen Farbe hier noch die Meynung einiger neuern und sehr grossen Aerzte zu lesen. In dieser Absicht will ich kürzlich anführen, was der Herr Professor Schreber zu Erlangen in seiner allgemeinen Geschichte der Menschen S. 15. 16. davon sagt: Der Sitz der schwarzen Farbe der Negger, ingleichen der braunen und röthlichen anderer Völker, ist in dem Schleime zu suchen, welcher die Haut unter dem Oberhäutchen überziehet. (v. Hallers Elem. Physiol.) Die Haut selbst ist bey allen Völkern weiß, das beynahe durchsichtige Oberhäutchen aber bey den Weissen weißlich, bey den Mohren grau, oder, wie andere wollen, schwarz oder weißfleckig, auch wohl an den Stellen, wo es am dicksten ist, schwärzlichem Horne gleich. (Ebend.) Dagegen sieht erwähnter Schleim dunkelbraun, und fällt desto mehr ins Schwarze, je schwärzer der Mensch aussiehet. (Ebend. Tom. V. p. 17.) Was ist aber die Ursache dieser Schwärze? Es ist ganz natürlich, zuerst auf die Sonne zu verfallen, welche die Haut eines Weissen desto bräunere färbet, je heftiger sie darans wirket, oder je näher sein Aufenthalt der Linie und zugleich der Oberfläche des Meeres liegt. Allein diese Ursache wirket nur auf einzelne Personen, und es ist schwerlich zu erweisen, daß sie eine erbliche Schwärze zuwege bringe. Man hat an den Mohren schwarzes Blut, eine noch schwärzere Galle, und einen bräunlichen Schweiß wahrgenommen. (Ebend. S. 21. 22.) Sollte sich ihre Farbe nicht auch eben

eben der Quelle, woraus die Gelbsucht der Weissen entsteht, herleiten lassen? Sollte nicht die Wärme der Himmelsgegend fähig seyn, eine immerwährende so feine Auflösung der Galle zu bewirken, wodurch sie geschickt würde, ins Geblüte zurück geföhret zu werden, und sodann die Haut zu färben? Daß die mit dem Geblüt vermischte Galle sich an den Schleim unter dem Oberhäutchen vorzüglich anleget und ihn färbet, lehret uns die Gelbsucht, wie sie an den Weissen sich zeigt. Dennoch ist aber die Farbe dieser Krankheit, selbst bey den Schwarzen, eine ganz andere, als diejenige, welche die braunen und schwarzen Völker von Natur zu haben pflegen. Und sollte wohl die Galle vermögend seyn, auch die feinsten und am besten ausgearbeiteten Säfte des Körpers zu färben? Im Gehirn der Mohren hat man deutliche Spuren der Schwärze gefunden. (S. Mem. de l'Acad. des Scienc. de Berlin 1757. p. 69.) Selbst in ihrer Samenfeuchtigkeit soll eben diese Farbe herrschen. (S. Le Cat traité sur la couleur de la peau.) Aus diesem Umstand sucht man die Fortpflanzung der Farbe begreiflich zu machen, (S. Recherches sur les américains Tom. II. p. 27), welche in gemäßigten Gegenden, so gar nach mehreren Fortpflanzungen, kaum sichtbar abzunehmen pfleget. Welche Ursache hat aber zuerst das Blut, die Galle und Samenfeuchtigkeiten der Mohren gefärbet? Hat etwa die Sonne durch die Länge der Zeit an den entblößten Körpern der Eingebornen sehr heisser Länder eine Wirkung hervorbringen können, die sie an den weissen Kolonisten in den wenigen Jahren, welche seit ihrer Niederlassung daselbst verflossen sind, nicht zu leisten im Stande gewesen? — (Daß die-

ses

Die Hitze des Erdstriches hat man als die vornehmste Ursache der schwarzen Farbe anzusehen**). Ist nun

D 4

diese

ses in Nigritien, und wie es bey den Papus, bey den Einwohnern der philippinischen Inseln und Neu-Hollandes möglich sey, ist im vorhergehenden durch den Herrn von Buffon erwiesen worden — Wäre es aber nicht auch möglich, fragt der Herr Professor Schreber weiter, daß ein uns verborgner Zufall in ganz kurzer Zeit aus weissen Menschen schwarze gemacht haben könnte? Die schwarze Flecken, die zuweilen an Europäern gesehen worden sind, ohne daß man eine färbende Ursach zu entdecken vermögend gewesen wäre (S. des Herrn von Haller Elem. Physiol. Tom V. p. 18.), scheinen es dem Herrn Professor Schreber glaublich zu machen; Wir sind aber hier mehr für die allmähliche Entstehung der schwarzen Farbe, bey den ersten Mohren eingenommen, weil dergleichen einzelne schwarze Flecken ehe von einer besondern und ungewöhnlichen, als von einer so allgemeinen Ursache scheinen entstanden zu seyn. Uebrigens nimmt man viel Aehnlichkeit zwischen der Farbe der Neger und zwischen derjenigen wahr, die dem Schleim auf dem Alderhäutchen des Auges (Choroides) jederzeit, bey allen Farben unterschiedener Körper eigen ist. Wäre die Entdeckung der Ursache von dieser zu hoffen, die noch niemand anzugeben gewußt, so würde man in Ansehung jener ebenfalls die beträchtlichsten Aufklärungen zu erwarten haben.

M . . .

***) Besonders merkwürdig sind unter den bisher beschriebnen weissen, gelblichen, braunen und schwarzen,
die

diese Hitze, wie auf Senegal und Guinea, übermäßig heftig, so findet man in solchen völlig schwarze Men-

die schäckichten oder gefleckte Menschen. Unter den Negern sind unterschiedene derselben bemerkt worden. In den philosophischen Transakt. vom Jahr 1697 n. 235. Art. 2. wird ein junger, an unterschiedenen Stellen weißer Neger beschrieben. Ebendasselbst im 54 Theil 1765 Art. 6. wird eines Negerkinds mit weißen Streifen gedacht. Ein ähnliches ist, nach dem Zeugnisse des Guinilla 1738 in Neu-Granada gehöhren worden, das überdem einen Busch weißer Haare zwischen den schwarzen auf dem Kopfe gehabt. In Afrika sollen die Mulatten, wie Barbot in der allgemeinen Hist. der Reisen IV Th. S. 121 angemerket, bisweilen weiß, braun und gelb gefleckt seyn. Unter den braunen Völkern siehet man zuweilen Leute, die auf braunem Grunde mit weißen Flecken getieget sind, mithin dem äußerlichen Ansehen nach zu jenen gehören. In diesen erkennet man die wahren Raskerlacken, welchen die Aehnlichkeit der Farbe, mit dem gleichnamigen Insekte diese Benennung gegeben hat. Doch sind ihre Flecke, wie der Hr. Pr. Rudolffs versichert, welcher in Ostindien dergleichen Personen gesehen hat, etwas tiefer und rauher, als das Uebrige der Haut, und scheinen vielmehr eine Art von Ausfag vorzustellen. Strahlenberg redet in seiner Beschreibung des nord- und östlichen Theiles von Europa und Asien, auch von gefleckten Tartarn in Sibirien, von denen wir aber noch nicht genug zuverlässige Nachrichten haben. S. Hr. Prof. Schreber l. c. p. 15.

Menschen. Auf den östlichen Küsten von Afrika, wo sich eine minder starke Hitze spüren läßt, giebt es auch minder schwarze Menschen. Wenn diese, wie in der Barbarey, in Mogol, in Arabien u. s. w. anfängt, ein wenig mäßiger zu werden, so sind allda nur braune Menschen, die endlich, bey so gemäßigter Hitze, wie man in Europa und Asien empfindet, ganz weiß aussehen, und keine andere Verschiedenheit an sich wahrnehmen lassen, als die vom Unterschied ihrer Lebensart herrühret. So pflegen zum B. alle Tartarn braun, die europäischen Völker aber, die doch unter eben derselben Breite leben, weiß zu seyn. Dieser Unterschied rühret, meines Erachtens, daher, weil die Tartarn sich beständig den Wirkungen der freyen Luft aussetzen, weder Städte noch beständige Wohnungen haben, auf der Erde schlafen, und überhaupt ein hartes, rohes oder wildes Leben führen. Das wäre schon allein ein hinlänglicher Grund, warum sie nicht so weiß, als die europäischen Völker seyn können, denen es an keiner Unmuth und Bequemlichkeit des Lebens zu fehlen pfleget. Warum haben die Chineser eine weisere Farbe, als die Tartarn, mit welchen sie ausserdem in den Gesichtszügen so viel Aehnlichkeit beweisen? Bloß weil jene in Städten wohnen, eine bürgerliche Verfassung, und alle Mittel in ihrer Gewalt haben, wodurch sie sich gegen die Ungemächlichkeiten der Luft und der Erde, welchen die Tartarn beständig ausgesetzt sind, verwahren können.

Allzu große Kälte pflegt eben solche Wirkungen, als übermäßige Hitze zu verursachen. Die Samoeden, Lappen und Grönländer haben ein braunes, ja einige von den letztern ein eben so schwarzes Ansehen als die Afrikaner, wie einige versichern

wollen, und wir schon oben beyläufig erinnert haben. Die beyden äußersten Grade von Hitze und Kälte be-
 gegnen sich hier gleichsam einander, und man siehet
 aus Erfahrung, daß eine sehr heftige Kälte und bren-
 nende Hitze, weil beyde durch eine ihnen gemeinschaft-
 lich zukommende Eigenschaft wirken, auf der Haut
 einerley Wirkung hervorbringen. Diese Eigenschaft
 ist eigentlich die Trockenheit, welche in einer kalten
 Luft eben so groß, als in einer heißen, seyn kann.
 Die Kälte sowohl, als die Hitze, muß die Haut aus-
 trocknen, verändern und ihr diejenige braune Farbe
 mittheilen, welche man bey den Lappen gemeinlich
 zu finden pflegt. Die Kälte macht alle Werke
 der Natur kleiner, enger und vermindert ihre Aus-
 dehnung. Daher sind auch die Lappen, welche be-
 ständig in der strengsten Kälte leben, unter allen an-
 dern Menschen die kleinsten. Der Einfluß der Wit-
 terung erhellet am deutlichsten aus diesem Lappen-
 geschlecht, welches längs dem ganzen Polarzirkel in
 einem sehr langen Landstriche wohnet, dessen Breite
 sich so weit, als der kälteste Himmelsstrich erstreckt,
 und erst an den Grenzen eines gemäßigtorn Landes
 aufhöret.

Der gemäßigtste Himmelsstrich erstreckt sich vom
 40sten bis zum funfzigsten Grade. In diesen Gegen-
 den findet man die schönsten und wohlgebildetsen Leu-
 te. Hier ist auch die Gelegenheit, sich von der wahren
 und natürlichsten Farbe der Menschen einen Be-
 grif zu machen. Hier muß man das Muster nehmen,
 wornach man alle andere Schattirungen der Farbe
 und Schönheit beurtheilen sollte; denn die beyden
 äußersten Grade sind von dem Wahren und Schönen
 gleich weit entfernt. Die gesitteten Länder in diesem
 Erd-

Erdsiriche sind Geortien, Sirkasien, die Ukräne, die europäische Türkei, Ungarn, das südliche Deutschland, Italien, die Schweiz, Frankreich und der nordliche Theil von Spanien. Alle diese Völker machen den schönsten und am besten gebildeten Theil des menschlichen Geschlechtes aus, der sich auf dem ganzen Erdboden befindet. Der Himmelsstrich ist also wohl unstreitig die vornemste und beynahe die einzige Ursache der Farbe bey den Menschen.

Die Nahrung hingegen, welche viel weniger, als der Himmelsstrich zur Farbe beyträgt, pflegt in die Gestalt ihren größten Einfluß zu äußern. Grobe, ungesunde, übel zubereitete Speisen, können zu einer merklichen Ausartung der Menschen Gelegenheit geben. Man siehet dieses an der ungestalteten Häßlichkeit aller sehr armselig lebenden Völker. So gar bey uns finden wir auf dem Lande mehr häßliche Menschen, als unter den Bewohnern der Städte. Ich selbst habe in den Dörfern, wo nicht so viel Armuth, als in andern benachbarten herrschte, besser gebildete Menschen und nicht so häßlich aussehende Gesichter angetroffen.

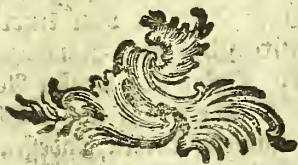
Auch Luft und Erde haben einen großen Einfluß in die Gestalt der Menschen, Thiere und Pflanzen. Man darf nur, in einerley Gegend, die Menschen, die an hohen Orten, als an den Seiten der Berge oder auf Anhöhen, wohnen, genau betrachten, und mit denenjenigen vergleichen, welche in den daran grenzenden Thälern leben, so wird man die erstern munter, hurtig, wohlgebildet, geistreich, und ihre Weiber insgemein artig, unter den letztern aber auf dem platten Lande, wo die Luft mehrentheils dick, das Erd-

Erdreich rauh, und das Wasser nicht so rein ist, die Bauern grob, ungestaltet, plump, dumm u. s. w. die Bäuerinnen aber fast alle häßlich finden. Nun bringe man einmal spanische oder barbarische Pferde nach Frankreich. Unmöglich wird man sich von den Bemühungen, ihre Rassen zu erhalten, hier einen gewünschten Erfolg versprechen können. Gleich bey der ersten Zeugung fangen sie schon an auszuarten. Nach der dritten oder vierten Zeugung werden aus den Spanischen oder Barbarischen, ohne Vermischung mit andern Arten, lauter französische Pferde zum Vorschein kommen. Um also diese Ausartung zu verhüten und so schöne Arten wirklich fortzupflanzen, ist es nothwendig, solches durch neue, aus Spanien oder aus der Barbaren verschriebene Hengste zu bewerkstelligen. Der Einfluß des Himmelsstriches und der Nahrung in die Bildung der Thiere ist viel größer, als daß man dessen Wirkungen in Zweifel ziehen könnte. Obgleich diese Wirkungen bey den Menschen weder so schnell, noch so augenscheinlich zu seyn pflegen, so müssen wir doch aus der Ähnlichkeit schließen, daß dieselben bey dem Geschlechte der Menschen ebenfalls Statt finden, und sich durch die Verschiedenheit, welche man unter den Menschen wahrnimmt, deutlich offenbahren.

Es vereinigen sich demnach alle Umstände zu dem Beweis, daß nicht wesentlich unterschiedene Gattungen das Geschlecht der Menschen ausmachen, sondern daß es vielmehr ursprünglich aus einer einzigen Art besteht, die, nach ihrer Vervielfältigung und mehrern Ausbreitung auf der Erdfugel, durch den Einfluß des Himmelsstriches, durch den Unterschied in der Nahrung und Lebensart, durch ansteckende Krankheiten,

inglei

ungleichen durch ungemein vielfältige Vermischung einzelner Menschen, die einander bald mehr, bald weniger ähnlich waren, unterschiedene Veränderungen erlitten hat. Es ist ferner klar, daß diese Veränderungen anfänglich nicht so merklich waren und nur eine Verschiedenheit einzelner Personen verursachten, die hernach einen Unterschied in den Gattungen hervorbrachte, weil sie durch die bestgesetzte Wirkungen eben derselben Ursachen allgemeiner, merklicher und beständiger wurde. Diese Gattungen haben sich hernach beständig und mit der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes von einer Zeugung zur andern so erhalten, wie sich Ungestaltlichkeiten oder Krankheiten von den Aeltern auf die Kinder fortpflanzen. Da sie nun ursprünglich bloß durch die Vereinigung äußerlicher und zufälliger Ursachen hervorgebracht, da sie endlich bloß durch die Zeit und fortgesetzte Wirkung eben derselben Ursachen bestätigt und beständiger gemacht worden, so ist es überaus wahrscheinlich, daß alle diese verschiedene Arten mit der Zeit und allmählig wieder vergehen oder eine andere Beschaffenheit annehmen würden, so bald entweder diese Ursachen gar nicht mehr vorhanden wären, oder sich unter andern Umständen und in einer Vereinigung mit andern Ursachen wirksam beweisen sollten.



Anhang

zur Beschreibung der unterschiedenen Arten von Menschen.

Da der scharfsinnige Herr Verfasser bereits alles gesagt und mit einer hinlänglichen Deutlichkeit erkläret hat, was von den Spielarten des menschlichen Geschlechtes in Ansehung der unterschiedenen Größe, Gestalt und Farbe zu der Zeit, als er sein kostbares Werk geschrieben, sagen konnte, so ist uns in diesem Anhang nur ein kleiner Beytrag einzelner Merkwürdigkeiten übrig geblieben, wodurch wir unsern Lesern theils aus den neuern und prächtigen Schreberschen Werke mit illuminirten Kupfern, worinn er die Linneischen Thiergeschlechter und Gattungen kürzlich zu beschreiben und in richtigen Abbildungen vorzustellen suchet, theils aus andern Werken, noch eine nützliche Unterhaltung zu verschaffen gedenken.

Nach dem, was Herr von Buffon schon vom Unterschiede der Farben an den Menschen, im Werke selbst angeführet, bleibt noch die Frage übrig: ob es möglich sey, daß Aeltern von einerley Farbe Kinder von unterschiedener Farbe zeugen können? Schwarze Kinder von weissen Aeltern, sagt Herr Professor Schreber a) sind wohl noch nicht ganz zuverlässig entdeckt worden, indessen ist, so viel man

a) Im angeführten Buche S. 10.

man weiß, der Vorstige Engelländer b) ein Bey-
spiel davon gewesen. Er war zu Brandon in Suff-
folk ohngefähr 1710 geboren. Auf seiner ganzen
Haut sproßeten überall unzählige dünne, warzenarti-
ge Stacheln, so dick, als ein Bindfaden, hervor, die an
der Spitze theils hohl, theils platt, entweder konisch
oder unregelmäßig erschienen. Bloß das Gesicht, der
Kopf, die flache Hand, die innere Fläche und Spitzen
der Finger, wie auch die Fußsohlen blieben davon be-
freyet. Die Farbe dieser Stacheln fiel theils ins Dun-
kelbraune oder ins röthlich Schwarze. Sie waren so
steif und elastisch, daß man, beym Ueberstreichen mit
der Hand, ein deutliches Geräusche hören konnte.
An einigen Stellen fand sich, daß ihre Länge mehr
als einen halben Zoll betrug. Dennoch schien die
Haut nicht ungleich, weil sie gegen die kahlen Stellen
hin stufenweise abnahmen. Als dieser Mann gebo-
ren war, sah er aus wie andere Kinder. Erst fünf
oder sechs Wochen nach seiner Geburth entdeckte man
auf seinem Leibe unzählige kleine Ausschläge, die
man sogleich für eine Krankheit der Haut erklärte.
Unvermuthet aber zeigte sich, daß es eine Art kleiner
Vorsten war, deren Wachsthum nichts aufzuhalten
vermogte. Sie glichen, wenn sie anfiengen zu trei-
ben, den Stoppeln des noch kahlen Federviehes.
Herr Askanius (im Journ. Encycl.) beschreibt sie
7. 6. Pinien

- b) Das menschliche Stachelschwein, der stachelichte
Mensch, Berl. Samml. III B. p. 266. L'homme
Porc-epic. Journ. Encycl. 1756. Tom. II. Part. 3.
p. 119. Edwards Glean. of Nat. Hist. Vol. I. Pl. 212.
ingl Philos. Transact. 1731 n. 424. a. 1755. Vol. 49.
p. 21. Seel. Vogel. VII Band. Porcupine man.

6 Linien lang, 2 bis 3 Linien dick und, wie bey den Igeln die Stacheln, senkrecht gleichsam in die Haut eingepflanzt. Ihr Ansehn war bleifarbig, und, gegen das Licht gehalten, durchsichtig. Wenn man die Haut faltete und alsdann die Borsten wagerecht zu liegen kamen, so sahe die Haut an einer solchen Stelle weiß aus, die sonst an allen übrigen Theilen des Körpers schwärzlich zu seyn schien. Angezogen und mit Handschuhen bekleidet, glich dieser Mensch andern vollkommen. Die Haare auf dem Kopf und der Baart waren schwarz, sein Bau regelmäßig und seine Figur einnehmend. Sonderbar ist es, daß die Borsten im Herbst allemal ausfielen, hernach aber neues Wachsthum erhielten. Man kann von ihm sagen, daß er in diesem Stücke den Thieren glich, welche zu gewissen Zeiten sich mausern oder hären, alsdann aber neue Federn oder Haare bekommen. Einst ist ihm ein Stück Fleisch am Bein abgenommen worden, und diese Stelle hernach kahl geblieben. Im 20ten Jahre bekam er die zusammenfließende Pocken. In kurzem verlohr er die Borsten am ganzen Leibe. Nach seiner Genesung kamen sie aber, in voriger Gestalt, alle wieder zum Vorschein. Ausserdem hat er sich fast beständig sehr wohl befunden. Er hat zweymal sehr grosse Kuren, sogar den Speichelfluß, ohne Erfolg, versuchet. Hätte wohl jemand glauben sollen, daß ein solcher stachelichter Mensch ein junges Mädchen für sich empfindlich machen, oder daß dieses ihn heirathen würde? Dennoch ist es geschehen, und er hat in seiner Ehe sechs Kinder von beyderley Geschlecht erzeugt. Sie waren alle, wie er, mit Hornartigen Borsten bedeckt. Gegenwärtig (1756) ist von ihm noch ein einziger, ihm völlig ähnlicher Sohn übrig, der mit gleichem Erfolg, wie der Vater, die Pocken

Pocken ausgestanden. Herr Edwards hat im Jahr 1756 dessen Hand abgemahlet, wie sie hier unsern Lesern in einer genauen Kopie vorgeleget wird. In den philosophischen Transaktionen ist die Hand des Vaters von einer andern Seite gezeichnet.

Häufiger werden von rothen, braunen oder schwarzen Aestern c) in Amerika, Ostindien, Afrika, Madagaskar, und den Südländern, weisse Kinder, aber von einer eigenen Beschaffenheit, erzeugt. In Afrika nennet man sie Albinos, Dondos, weisse Neger, in Ostindien, obschon uneigentlich, Kakerlacken. Ihre Farbe ist nicht, wie der andern Weissen, sondern milchfarbig und Leichenhaft d), wie man sie auch zuweilen bey den Weissen unter den dunkelbraunen Völkern antrifft. Ihre Haut ist runzlich, die Augen sind graugelb oder auch röthlich. Weil ihnen das Tageslicht beschwerlich ist und ein beständiges Blinzen verursacht, so pflegen sie nur des Nachts, oder bey Mondenschein ihre Geschäfte zu verrichten und werden daher Nachtmenschen genennet. An den beyden weissen Mohrenkindern, deren in den Schriften der Pariser Akademie gedacht worden, hatte der Regenbogen ein feuerrothes, mit einigen weissen

c) S. *Marcgravii tr. topogr. & meteorol. Brasiliae.* p. 12. Vidi etiam albißimum juvenem octodecim annorum, pilis crispis albißimis & superciliis albis, cute albißima; naso pleno, more Æthiopum, qui natus in Brasilia è patre & matre Nigritis. Cf. *Hist. de l'Acad. Royal. des Scienc. de Paris.* 1734. p. 15. und 1744. p. 12.

d) S. oben S. 42. besond. S. 179. von den Chakrelas. Büß. allg. Naturh. VI. B. P

weissen ins blauliche fallenden Strichen marmorirtes, auch der Stern selbst ein ungemein rothes Ansehen. Die Röthe des letztern hat ihren Grund in dem durchscheinenden Aderhäutchen, (Choroidea) dem es hier an seinem gewöhnlichen schwarzen Schleime fehlet. Die Röthe des Regenbogens ist theils in den Flocken desselben, die sonst allerley Farben, hier aber eine rothe oder gelbliche haben, theils in der Abwesenheit des schwarzen Schleimes auf der Traubenhaut (Uvea) oder des dadurch hervorscheinenden rothen Aderhäutchens zu suchen e). Der Mangel des erwähnten Schleimes, um dessentwillen die Strahlen der Sonne zu häufig oder auch zu frey ins Auge fallen können, ist eigentlich die Ursach von der Empfindlichkeit dieser Milchweissen Menschen gegen das Tageslicht und des daher entstehenden Blinzens. Herr von Haller hat auch unter den Europäern ein Beispiel von eben so gefärbten Augen, angeführt, aber nicht gesagt, ob damit auch die andern Eigenschaften eines Dondo verbunden gewesen f). Die Schwäche der Albinos an Leibeskräften und ihre Armuth an Gemüthsfähigkeiten hat schon Herr von Buffon g), nebst andern Umständen, berührt. — Diese Leute haben das Schicksal gehabt, von Reisenden und Naturforschern bald für eigne Nationen, bald gar für eine besondere Gattung von Menschen angesehen zu werden. Sie haben aber zuverlässig ächte Menschen zu Altern, doch sind sie nur wenig zu Vermehrung

e) S. des Herrn von Hallers Elem. Physiol. Tom. V. p. 365.

f) S. Hrn. Prof. Schreber l. c. p. 12. Not. v.

g) S. oben S. 42. und 179.

mehrung ihrer Art geschieht; am wenigsten sind es die weissen Neger, die meistens für unfruchtbar gehalten h) und von welcher Spielart viel seltner Frauens- als Mannspersonen angetroffen werden i). Wenn sich die Albinos wirklich vermehren, so pflegen ihre Kinder gemeiniglich in die Hauptfarbe, aus welcher die Aeltern selbst ausgeartet gewesen, wieder über zu gehen; aber selten die gewöhnliche Statur der Völker, von welchen sie entsprossen sind, zu erreichen k).

Man hat noch vielerley Erzählungen von diesen Milchweissen Leuten, die aber einer nähern Bestätigung bedürfen. Røping, ein Schwede, der Ostindien zwischen den Jahren 1644 und 56. bereiset hat, und eine unvollkommne, doch nicht unebene Nachricht von den Kakerlacken auf Amboina und Ternate giebt, schreibt ihnen eine pfeiffende Aussprache zu l). Der Herr von Dalin, der ihrer in einer Rede gedenket, setzt ihr gewöhnliches Alter nur auf fünf und zwanzig Jahre, giebt ihnen lange Ohren und ein Blinzhäutchen unter den Augenliedern, wie die Vögel haben. Seine Gewährleute sind aber unbekannt, und gewissere Nachrichten verbiethen besonders, die Blinzhaut hier als wirklich anzunehmen.

Ein ungenannter Holländer, der in Ostindien gewesen war, hat dem Herrn Archiater von Linné erzäh-

P 2

erzäh-

h) S. allgemeine Hist. der Reisen, IV Th. p. 567.

i) Ebend. XVIII Th. p. 97.

k) S. Schreber. l. c.

l) S. das 86ste Kap. seiner Beskrifning om' en resa genom Asia, Africa, och andra hedna länder. Stockh. 1734. S. 159.

erzählet, das weibliche Geschlecht wäre mit einer über das Schambein herunter hängenden Haut, wie die Hottentotten m) versehen. Herr Brad, ein Schwede, füget hinzu, die Arme der Kakerlacken wären länger, als die menschlichen und pflegten bis an die Knie zu reichen n). Wenn er sie nur nicht, sagt Herr Schreber l.c. mit dem Orang Utang verwechselt, dessen Arme ohngefähr diese Länge haben, und welcher schon mehrmalen mit den Milchweissen Menschen in Ostindien verwechselt worden. Bon-tius hat im Gegentheil das Bild einer wirklichen Kakerlacke fälschlich für das Weibchen des Orang Utang ausgegeben o).

Ohne Zweifel gehören zu den Dondos die gelben oder die rothen Neger, mit eben solchen Haaren, die auch nur selten vorkommen. Von jener Art sind einige von glänzend gelber Farbe in Afrika und Madagaskar p), von dieser eine Frauensperson in Brasilien q) gesehen worden. Alle diese Ausartungen lassen sich mit nichts süglicher vergleichen, als mit den weissen und aschgrauen oder aus beyden Farben gefleckten Kaninchen, oder mit den weissen Ratten und Mäusen, welche insgesammt zarter und schwächer sind, als es ihre Art mit sich bringet und sich von derselben durch rothe Augen unterscheiden. Die Ursache dieser sonderbaren Verfärbungen ist noch ein unentdecktes Geheimniß.

Niemand

m) S. oben 140.

n) S. Car. à Linné Amoen. acad. Vol. VI. p. 72.

o) S. dessen Hist. nat. Ind. Orient. S. 84.

p) S. allg. Hist. der Reisen III Th. S. 480.

q) S. Marcgravii Brasil. p. 12.

Niemand hat bemerkt, daß die Dondos oder milchweiße Menschen ihre Farbe mit der Zeit verändern und schwarz oder braun werden, es ist auch so wenig zu vermuthen, als eine solche Verwandlung bey erwähnten Thieren statt findet. Dagegen haben wir ein Beispiel von einer weiß gewordenen Mohrin. Diese war bis in ihr fünf und zwanzigstes Jahr völlig schwarz geblieben. Um diese Zeit fieng die weiße Farbe an, sich um den Mund, um die Nägel an Händen und Füßen zu zeigen, und verbreitete sich so über die Haut, daß im Jahr 1758, da sie vierzig Jahr alt war, über vier Fünftel der ganzen Oberfläche so weiß und glatt, als an den Europäerinnen, aussahen. Das Uebrige der Haut hatte zwar noch eine schwarze, aber nicht mehr so dunkle Farbe, als vorher. An den gebleichten Theilen, so weit, als die Kleider darüber hingen, waren auch sogar die Haare weiß geworden. Diese Veränderung war weder die Folge von einer Krankheit, noch mit einigen Unpäßlichkeiten begleitet r). Sonst pflegen die Mohren bey gewissen Krankheiten gelb oder blaß, und fast weiß, nach dem Tode hingegen desto schwarzer zu werden s). Die Brandblasen und Narben bleiben an ihnen lange weißlich; die von den Blattern aber sind im Anfang gelb, und scheinen erst spät wieder eine so schwarze Farbe, wie die andre Haut, anzunehmen. Im Alter verlieren die Mohren einen Theil ihrer Schwärze, und werden blaß oder gelblich, ihre Haare und Bärte hingegen grau t).

P 3

Nachtrag

r) *G. Philosoph. Transact.* 1759. S. 175.

s) *G. allg. Gesch. der Reisen III Th.* p. 189.

t) *G. Ebend.* S. 459. IV Th. S. 114. *Marcgravii Bras.* l. c. Cf. *Schreber l. cit.* p. 14. 15.

Nachtrag

von der

unterschiedenen Größe der Menschen.

Die Größe ist unter den Menschen am wenigsten wesentlich und beständig. Die gewöhnliche Höhe des menschlichen Körpers fällt, bekanntermaßen, zwischen fünf und sechs Fuß, in gerader Stellung. Kleiner als fünf Fuß sind einige Völker, die am Eismeere wohnen, und die Einwohner der Eisgebirge in den nordischen Ländern; als die Grönländer, die Esquimeaux oder Eskimos u), die Lappen x) Samojeden y) Ostiaken z), Wogulen a), ein Theil der Tungusen und vielleicht noch mehrere Nationen des nördlichen Sibiriens *). Die Bewohner der Alpen sind kleiner, als ihre Nachbarn in den niedrigeren Ländern, welches auch Herr von Zaller b) von den Bewohnern Helvetiens versichert.

Das kleinste unter allen Völkern, welches nur erst seit kurzem bekannt worden ist, wohnet auf den höchsten

u) S. Kranzens Grönl. I Th. S. 178. III Th. S. 319.

Wlg. Zist. der Reisen XVII Th. S. 206.

x) S. allg. Zist. der Reisen I B. S. 311.

y) Diese finden sich nie unter vier, bisweilen 6 Fuß hoch.
Ebend. XIX Th. S. 492.

z) Ebend. S. 503.

a) S. D. Büschings Erdbeschr. I Th. S. 929.

*) S. oben S. 7.

b) S. Elem. Physiol. Tom. VIII. P. II. p. 40.

sten Gebirgen des Innern von Madagaskar. Es hat eine Größe, die kaum vier Fuß betragen soll. Diese kleinen Madagaskarer, die von den andern Einwohnern der Insel Kimos genennet werden, sind Schwarze, aber von hellerer Farbe, als alle Neger, von denen wir einige Kenntniß haben. Ihre Haare sind kurz und wollicht. Ihre Gesichtsbildung kömmt der Europäischen näher, als derjenigen, die an den übrigen Insulanern bemerkt wird. Ihre Arme reichen ihnen bis an die Knie und scheinen daher verhältnißmäßig länger, als bey andern Menschen, zu seyn. Vermuthlich weil sie, wie alle Nationen von kleiner Statur, kürzere Beine haben, welches die Arme verlängert c). Sie sind ausserdem untersezt, breit von Schultern und Leibe, fleischig, und, in Ansehung ihrer Gemüthsbeschaffenheit, freundlich, lebhaft, geschäftig und herzlich. Ihre Waffen sind Wurfspieße und Pfeile, welche sie so geschickt zu brauchen wissen, daß man sie noch nie hat bezwingen können. Sie nähren sich von Erdfrüchten und von der Viehzucht. Ihr gewöhnlichstes Vieh sind afrikanische Buckelochsen d) und das breitschwänzige Schaf e). Herr von Kommerfon, ein Gefährte des Herrn von Bougainville auf dessen Reise um die Welt, hat im Fort St. Dauphin eine solche Frauensperson gesehen f). Ein ähnliches Volk soll auf dem besten Lande von

P. 4

Africa,

c) S. Hrn. Prof. Schreber l. c. p. 26. not. n.

d) *Bos indicus* Linn. Müllers Linn. Syst. 1 B. p. 442.e) *Ovis arabica platyura* Linn. Müller l. c. p. 423.

f) S. Lettre de Commerfon á Mr. de la Lande in dem Supplem. au Voyage de Mr. Bougainville. Neuchatel 1773. p. 177.

Afrika, dem Kapo Negro gegen Nordosten, wohnen. Dieses Volk soll von Statur dick, aber nicht grösser, als ein zwölfjähriger Knabe seyn g). Beide sind werth genauer untersucht zu werden.

Verschiedene unter diesen Zwergvölkern sind Abkömmlinge solcher Nationen, die eine ordentliche Leibeslänge haben. Die Ursach ihrer verminderten Grösze ist also wohl hauptsächlich in der Beschaffenheit der Gegenden zu suchen, welche ihnen zum Aufenthalte dienen. Da wir nun wissen, daß in denselben die Kälte, welche den größten Theil des Jahres hindurch mit grosser Strenge herrschet, vermögend ist, die Statur der Gewächse h), und Thiere i) kleiner zu machen, warum sollte sie dieses nicht ebenfalls an den Menschen thun können? Doch ist hierbei die Mitwirkung mancher Nebenursachen wohl nicht zu leugnen, als bey einigen von den angezeigten Völkern die frühzeitige Ansträngung des Körpers zur Arbeit, ingleichen der bisweilen sich ereignende langwierige Mangel der Nahrung, wodurch der Wuchs in die Länge sehr gehindert wird.

Eine

g) S. allg. Hist. der Reisen IV Th. p. 656.

h) Je näher diese der Grenze des ewigen Eises auf den Alpen, oder je näher gegen Norden in Hudsonsbay, wachsen, desto kleiner sind sie. S. Halleri Hist. Plant. Helv. Präf. p. VIII. Linn. Amoen. Acad. Vol. IV. p. 423. Ellis Reise nach Hudsonsbay S. 279. Allgem. Hist. der Reisen XVII Th. p. 206. Krantz versichert im I Th. p. 79, daß eben dieses auch von Grönland gelte.

i) S. Ellis am anführten Ort. Dieses kann aber nicht ohne Ausnahme gelten.

Eine ganz andre Bewandniß hat es mit den Zwergen k), die unter allen Völkern einzeln gefunden werden, und das Maaß des gedachten kleinen Volkes noch lange nicht erreichen, auch dabey oft einfältig, allezeit aber zur Zeugung ungeschickt sind. Einer der berühmtesten davon war der sogenannte Bebe des Königs Stanislaus in Pohlen l). Er war ein Bauerssohn und am 11ten November 1749 im Dorf Plaine gebohren. Bey der Geburth hat er kaum ein Pfund und ein Viertel gewogen. Er war auf einem Teller überreicht worden, um getauft zu werden, und hatte lange Zeit hindurch in einem Holzschuhe gelegen. Da es ihm nicht möglich war, Milch aus der Mutter Brust heraus zu ziehen, so gab man ihm eine Ziege zur Amme, die auch ihr Amt sehr treulich verrichtete, und allemal von selbst auf die Stimme des Kindes zulief. Die Pocken überstand er nach sechs Monathen, bloß durch die Wartung der Mutter und seiner Ziege. In einem Alter von achtzehn Monathen sieng er an zu lallen, nach zwey Jahren stand er auf seinen Beinen und konnte fast ohne Hülfe gehen. Die ersten Schuhe dieses Zwergen hatten die Länge von achtzehn Linien. Im sechsten Jahre war er ohngefähr funfzehn Zoll hoch, und hatte nicht mehr, als dreyzehn Pfund, am Gewichte. Er war von einer guten Gestalt und alle Theile seines Leibes

P 5

hatten

k) S. oben S. 192.

- l) Ausführliche Nachricht von ihm findet man in des Herrn von Buffon Hist. der Natur, 4to. VIII B. 1 Th. p. 118. Cf. Gaz. Litt. de Berlin 1764. p. 293. Müllers Linn. Natursyst. 1 B. p. 102. Schreber 1. cit. p. 27.

hatten ein richtig Verhältniß. Er genoß einer guten Gesundheit, sein Verstand gieng aber nicht über die Grenzen des Naturtriebes. Um diese Zeit lies ihn der König von Pohlen nach Linneville kommen, gab ihm den Namen Zebe und behielt ihn in seinem Pallaſte.

Bis in ein Alter von funfzehn oder ſechzehn Jahren blieb er, ohnerachtet ſeiner veränderten Lebensart, bey guter Geſundheit. Die Unterweiſungen ſeiner Lehrmeiſter waren ihm ganz unnütz. Er gab niemals einen Beweis, daß er einigen Begriff von der Religion, oder einige Beurtheilungskraft beſäße. Seine Leidenschaften waren eine heſtige Begierde, Zorn und Eifersucht.

Im funfzehnten oder ſechzehnten Jahre war Zebe nur neun und zwanzig Zoll hoch, und bis zu dieſer Zeit war im Wachſthum der unterſchiedenen Theile ſeines Leibes keine Unordnung vorgegangen. Jeho ſchien die Mannbarkeit an den Zeugungsgliedern auf einmal eine gar zu groſſe Wirkung hervorzubringen, welche das Verderben des übrigen Leibes verurſachte. Die Kräfte ſiegen bald an, abzunehmen, das Rückgrad krümmte ſich, der Kopf ſenkte ſich, die Beine wurden ſchwach, ein Schulterblatt wuchs ſchief und die Naſe bekam eine beträchtliche Vergrößerung. Zebe verlor nun alle Munterkeit und wurde kränklich, dennoch aber in den vier ſolgenden Jahren faſt noch vier Zoll größer.

Man hatte voraus geſehen, daß dieſer Zwerg noch vor dem dreyßigſten Jahre vor Alter ſterben würde.

In

In der That war er auch vom ein und zwanzigsten Jahr an schwach und hinfällig. In zwey und zwanzigsten, als dem letzten seiner Lebensjahre, konnte er kaum hundert Schritte hintereinander gehen. Im Maymonath 1764 bekam er einen Schnupfen mit einem kleinen Fieber, und fiel in eine Art von periodischer Schlassucht. Indessen versichert man, daß er in den fünf letzten Tagen seines Lebens deutlichere Begriffe gehabt, als im Zustande seiner vollkommensten Gesundheit. Sein Todeskampf dauerte sehr lange. Er starb am 9ten des Brachmonaths 1764 in einem Alter von bey nahe 23 Jahren, und seine ganze Höhe betrug damals drey und dreyßig Zolle m).

Diesem Bebe können wir einen andern Zwerg entgegen setzen, welcher 1760 in Paris gesehen worden. Er war ein Pohlischer Edelmann, der in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren nur acht und zwanzig Pariser Zoll in der Länge, dabey aber einen wohlgebildeten Körper, einen sehr fähigen Kopf und viel Kenntniß in unterschiedenen Sprachen besaß. Er hatte aber noch einen ältern Bruder von vier und dreyßig, und eine sechsjährige Schwester von ein und zwanzig Zollen, welches ohngefähr die Größe von einem neugebohrnen Kinde ausmacht n).

Ein

m) Cf. *Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. nat. Tom. VII.*
p. 317 - 319.

n) G. Müller l. c. p. 102. Schreber l. cit. p. 27.
Journ. de Med. Tom. XII. p. 167. Comment. Lips.
Vol. XI. p. 264.

Ein anderer Zwerg zu Bristol, der 1751 in seinem funfzehnten Jahr eine Länge von 31 Zoll hatte, war mit allen Zufällen des hohen Alters behaftet, und von neunzehn Pfunden, die er im siebenten Jahr gewogen, auf dreizehn herunter gekommen o). Alle diese Beispiele werden von einem Friesländischen Bauer, Namens Wiebe Lolkkes übertroffen, der sich in dem bekannten Hause Blau Jan zu Amsterdam sehen lies und am 2ten May 1751 sechs und zwanzig Jahr alt, aber nicht länger, als 29 Amsterdammer Zolle war p).

Ein Zwerg aus Norfolk, den man zu London in eben diesem Jahr zeigte, als er zwey und zwanzig Jahr alt war, hatte einen wohlgebildeten Körper von 38 englischen Zollen und nur 27½ Pfund am Gewichte q). Ja man hat Beispiele von solchen Zwergen, (wie Herr Prof. Schreber zeigt,) die nur zweyen Fuß r), auch wohl nur ein und zwanzig s) oder gar nur achtzehn Zolle t) gemessen haben. Der kleinste war

o) *G. Philosoph. Transact.* Tom. XLVII. p. 278.
Schreber l. c. p. 27.

p) *G. Houttuyn's Naturl. Hist.* I Deel. I St. p. 148.
Müllers *Linncisch. Naturf.* I. p. 102. Schreber l. cit.

q) *G. Philos. Transact.* n. 495. Schreber l. cit.

r) *G. Cardanus de Subtil.* p. 357.

s) *G. Journ. de Medecine* Tom. XII. p. 167. &c.

t) *Tellamed.* Tom. II. p. 194.

war ohnstreitig derjenige, welcher im 37ten Jahre nur 16 Zolle lang gewesen u). Ein ganzes Volk von einer dieser kleinen Staturen ist, wie leicht zu erachten, noch nirgends gefunden worden. Es würde auch, wie Herr von Haller sehr wohl anmerket, den Absichten des Schöpfers entgegen gewesen seyn, ein Geschlecht von Menschen entstehen zu lassen, welches zur Oberherrschaft über die Thiere so wenig Fähigkeiten besäße. Unter den Pygmäen der Alten hat man sich ohnstreitig bloß eine Art von Affen zu denken.



Von

u) S. Birch. Hist. of the Royal Society T. IV. p. 500.

Von den Riesenartigen Menschen x).

Das Alterthum gedenket vieler Menschen von außerordentlicher Größe, die man zu verschiedenen Zeiten will gesehen haben. So wohl die heiligen als weltlichen Geschichtschreiber, so gar die Reisenden melden von Riesen die erstaunenswürdigsten Sachen. Einige der neuern Schriftsteller bezogen sich, um dieser Meynung, daß es ungeheuer große Menschen gebe, noch ein stärkeres Gewicht ertheilen zu können, auf die Entdeckung so ungeheurer Knochen, daß die Menschen, denen sie angehört hätten, wahre Riesen gewesen seyn müßten. Wenn man aber die Nachrichten der Alten mit einiger Aufmerksamkeit liest und mit einander vergleicht, so findet man bald das Uebertriebne und Irrige in ihren Erzählungen. Der Ritter von Jaucourt hat sich viel Mühe gegeben, im Encyclopädischen grossen Wörterbuch diese

Mate.

- x) Von den Riesen und Riesenknochen, von den Meynungen und wunderbaren Erzählungen, welche die Alten davon aufbehalten, lese man hier besonders *Anton. Sanguitelli novam disquisit. hist. & criticam de Gigantibus, edente Godofr. Schlütze, Altonae 1756. 5¼ B. 8vo. Cf. Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. nat. Tom.V. p. 54. Die physische Gigantologie des Ritters Hans Sloane in den Philos. Transact. n. 404. und die Gigantologie des Paters Jos. Torrubia. 1756.*

Materie in ein helleres Licht zu setzen und zu zeigen, daß alle diese häufigen und wunderbaren Erzählungen mit Widersprüchen und Zeitirungen angefüllt, ja so gar durch die Umstände selbst vernichtet worden sind, welche die Verfasser als Beweisgründe gebraucht hatten. Die entdeckte große Zähne, Wirbelbeine, Ribben, Röhrenknochen, Schulterblätter u. s. w. die man ihrer außerordentlichen Größe wegen für lauter Knochen von ehemaligen Riesen ausgab y), und wovon in so vielen Städten grosse Stücke als eben so große Merkwürdigkeiten aufbehalten werden, die man fremden Reisenden als Riesenknochen zeigt, sind nach der einstimmigen Aussage der Naturforscher wirkliche Knochen von Elephanten oder andern grossen Landthieren, von Wallrossen oder Nilpferden, Wallfischen u. s. w. Es ist also gar nicht wahrscheinlich, daß es in der Welt eine zahlreiche Art Menschen von so ungeheurer Größe, wie die Riesen der Alten beschrieben werden, gebe. Man hat überhaupt im ganzen Geschlechte der Menschen die Riesen, wie die Zwerge, bloß als ungemein seltne, zufällige und einzelne Abänderungen zu betrachten.

Ganze Völker, die gewöhnlich eine Höhe von sechs Fuß und drüber haben, sind von den Reisenden in der südlichen Hälfte der Erdfugel angetroffen worden. Auf der Insel Formosa z), den marianischen

y) Man lese von ausgegrabnen Skeletten sehr anschaulicher Riesen die *Gaz. litt. de l'Europe* 1764. Juill. p. 139 und 1767 Juin p. 449. *Celle de Berlin*, 1764. p. 126. 128.

z) S. Mandelslo's Reise. Anhang S. 161.

schen Eyländern a) und auf den Inseln des stillen Meeres b), hat man Völker von grösserer Statur, als die Europäer, gesehen. Am berühmtesten sind ohnstreitig die Patagonische Riesen c), in der Nachbarschaft der Magellanischen Meerenge. Man giebt ihnen eine Länge von sieben Fuß d), acht Fuß e), acht bis neun Fuß f), neun bis zehn Fuß g), zehn bis zwölf Fuß h), elf Fuß i), zwölf Fuß k), oder über

a) S. allgem. Hist. der Reisen XI Th. S. 381. Dampier Voy. Tom. I. p. 378.

b) Z. B. auf der Hornsinsel. Le Maire. Allg. Hist. der Reisen XI Th. p. 354 Auf der Insel Anton Kava. Dampier. S. Ebend. XII Th. S. 243. und auf andern Inseln. Koggewein. S. Ebend. XVIII Th. p. 557. 560. 562. 569.

c) Von diesen hat Herr von Buffon schon oben S. 191 u. seine Meynung gesagt. Man lese von denselben die Frankf. neue Ausz. aus den besten Wochen- und Monatsch. V Th. p. 81 u. Berl. Samml. IV B. p. 180. Recherches philos. sur les americains par Mr. de P. . . à Berl. 1768. Tom. I. p. 281 - 309. Schreber l. cit. p. 28.

d) So schätzte sie ohngefähr Moore, der 1618 einige von ihnen sah.

e) Pigafetta im Jahr 1519.

f) Byron 1764 und Reinaud 1712.

g) Frezier 1711 und Gyraudais 1766.

h) De Wehrt und de Kordes 1599.

i) Le Maire und Schouten 1615.

k) Sarimento 1579.

überhaupt eine Riesenmäßige Größe 1). Ihre Wirklichkeit wird noch von vielen in Zweifel gezogen, welche der Meynung sind, die Furcht oder die Liebe zum Wunderbaren habe diese Ungeheuer allein erzeugt. Die Verschiedenheit des ihnen zugeschriebnen Maaßes erregt allerdings starke Zweifel wider ihre Wirklichkeit. Der Herr Abt, Don Pernety, ein eifriger Vertheidiger derselben, leitet diese Verschiedenheit vornämlich daher, weil sie von allen denen, welche sie gesehen zu haben versichern, keiner genau zu messen Gelegenheit gefunden. Allerdings scheinen sie durch die Einbildung der Freunde des Wunderbaren ungemein vergrößert worden zu seyn. Daß indessen ein Volk, dessen Größe die unter den Europäern gewöhnliche um ein Merkliches überträfe, nicht unmöglich sey, beweisen, ausser den Spuren, die man in den glaubwürdigen Denkmalen des Alterthums findet, unterschiedene Beyspiele solcher Personen, die bey einer Länge von siebenthalb Fuß und noch drüber, dennoch wohlgebildet, gesund und zu allerley Verrichtungen, welche Leibeskräfte nothwendig erfordern, aufgelegt gewesen sind m). Wir wollen in der Folge die merkwürdigsten Beyspiele solcher ungewöhnlichen großen Menschen, so wohl unter den Europäischen, als andern Völkern anführen, wenn wir vorher unsern Lesern eine kurze Geschichte der Patagonen werden vorgelegt haben.

Patago.

- 1) De Noort 1599. Spilberg 1614. Sarington und Karman 1704. Cf. Die Untersuchung der Frage: Ob es in den Südländern Riesen gebe? in der allg. Hist. der Reisen XVIII Th. S. 575.

m) S. Schreber l. cit.

Büff. allgem. Naturhist. VI. B. D

Patagonien n) ist, bekanntermaßen, derjenige freye, noch keinem Europäischen Joch unterwürfige Theil des mittäglichen Amerika, welcher sich von den südlichen Grenzen von Chili und Brasilien bis an die Magellanische Straße, oder ohngefähr vom 38sten bis zum 53sten Grade südlicher Breite ausdehnet, in Osten an die Nord- in Westen an die Südseite grenzet, und sonst auch, nach dem Magellan, seinem ersten Erfinder, Terra Magellanica genannt wird. Die rauhe Bitterung, der unfruchtbare Boden, und der gänzliche Mangel an allen den eingebildeten Schätzen, welche dem Europäischen Geiz allein zu einer Lockspeise dienen; haben dieses Land bisher, zu seinem Glücke, noch für der Tyraney aller gesitteten Völker bewahret.

Hernand Magaglians, oder, wie er gemelmiglich heißet, Ferdinand Magellan, war der erste Europäer, der, so viel man weiß, diese Küsten beschiffet hat. Nach Pigafetta Bericht, welchem wir die Nachricht von seinen Reisen zu danken haben, sahen seine Leute 1519 am Rio de la Plata, also noch im heutigen Brasilien, aber nicht weit von der Patagonischen Grenze, einen Wilden von riesenförmiger Größe, der aber sogleich die Flucht ergriff, und ein Gebrülle, wie ein Ochse hören ließ. Nicht lange hernach, da sich Magellan den Winter über im Hafen St. Julian aufhielt, welcher im 57½ Grad an der Patagonischen Küste lieget, kam ein anderer dergleichen Riese tanzend und singend auf die Spanier loß, wobey er beständig Staub über seinen Kopf streuete. Die Spanier thaten ein gleiches. Hierauf

n) S. Frankf. neue Ausz. 1. cit.

Hierauf bekam der Wilde Muth, sich ihrer, voller Verwunderung, zu nähern. Kaum reichten ihm die Spanier bis an den Gürtel. Er war sehr aufgeräumt, und hatte ein langes, um die Augen gelbes, auf den Backen mit Herzgestalteten bemaltes Gesicht und weiß gefärbte Haare. Seine Kleidung bestand aus einer über seine Schultern hangenden Thierhaut. An seinen Füßen sahe man einige Stücke Fell, bey nahe wie Pantoffeln, welche ihnen das Ansehen der Thierpfoten oder Patten gaben, daher ihn auch Magellan Patagone nannte, welches hernach die allgemeine Benennung der dasigen Wilden geworden ist. Da ihn Magellan mit einigen seiner Leute wieder ans Land schickte, kamen bald mehrere von seinen Landsleuten zum Vorschein, welche, nach dem Piga-fetta 10 Palmen oder etwa 7 Fuß, nach dem Argensola hingegen, über 15 Spannen oder 12 Schuh hoch waren.

Ein andermal erhielt Magellan einen Besuch von sechsen dieser Wilden, die einen Kessel voll Fleisch verzehrten, woran sich zwanzig Matrosen hätten sättigen können. Da er gern ein Paar dieser Leute mit nach Spanien bringen wollte, lockte er einige derselben auf ein Schiff, legte zweenen mit List Fesseln an, welche, so bald sie die Fesseln merkten, fürchterlich zu brüllen anfiengen. Den einen lies man wieder laufen, den andern aber behielt man auf dem Schiffe, wo er dann einen ganzen Korb voll Zwiebak auf einmal aufzufressen und einen halben Eimer Wasser in einem Zuge zu trinken pflegte. Bald hernach starb er in der Meerenge am Scharbock.

Garcie de Loaíse, der im Jahr 1525 durch Magellans Strasse segelte, ward in derselben, bey

der Bay St. Georg zween Rähne mit Wilden von hoher Statur gewahr, die von einigen seiner Leute Riesen genannt wurden. Sie blieben aber zu weit entfernt, als daß man sie hinlänglich unterscheiden können. Zween andere Spanier, Simon di Alkazora und Alfonso de Romarzo, welche in den Jahren 1535 und 1539 diese Gegenden besiegelten, sagen kein Wort von der Leibeslänge der Einwohner, obgleich die Leute des ersten, an dem Flusse Guadalupe in der Meerenge, viel mit den dasigen Wilden zu thun hatten.

Eben so wenig erkläret sich hierüber der Verfasser der Reisebeschreibung des Admirals Drake, ob er gleich die Bewohner der nördlichen Küste der Meerenge als starke, flüchtige und verschlagne Leute beschreibet. Joh. Winter aber, der ein Schiff von Drakens Flotte kommandirte, und eine besondre Beschreibung dieser Reise hinterlassen hat, behauptet ausdrücklich, daß die Bewohner vom Port St. Julian an der östlichen Küste von Patagonien bloß eine mittelmäßige Größe hätten und bey weitem nicht so hoch wären, als die Spanier vorgäben. Unterschiedene Engelländer hätten den größten Patagonen an Länge übertroffen.

Pietro Sarmiento, welcher 1579 den Drake aufsuchen sollte, hatte vielen Verkehr mit den Wilden an der östlichen Küste von Patagonien, sagt aber nichts von ihrer Größe; daher er auch wohl nichts außerordentliches daran muß bemerkt haben. Allein in der Meerenge sah er einen ganzen Haufen Riesen, bemächtigte sich auch eines der größten unter ihnen, der einem Zyklopen gleich sahe. Die andern hat er
über

über drey Ellen lang und nach Verhältniß dick und stark beschrieben.

Anton Knivet, der des Thomas Randisch oder Ravendisch 6mote Reise vom Jahr 1592 beschrieben, macht noch ein fürchterlicheres Bild von diesen Riesen. Die Küsten um den Port Desire, sagt er, (im 48ten Grade der östlichen Küste von Patagonien) wird von Riesen, funfzehn oder sechzehn Spannen hoch, bewohnet. Ich habe die Fußstapfen eines derselben am Ufer gemessen, welche viermal so lang, als die unsrigen waren. Ich habe auch zweien vor kurzem begrabne Wilden gemessen, deren todte Körper 14 Spannen in der Länge hatten. Diese Leute gehen völlig nackend, sie tragen lange Haare u. s. w. Richard Sawkins, welcher 1593 eben diese Gegend besuchte, schildert die Patagonen als grausame, treulose und so grosse Leute, daß einige sie auch Riesen zu nennen pflegten.

Sebald de Wert, ein berühmter Holländischer Seefahrer, sahe im Jahr 1599 in der Meerenge bey der grünen Bay, sieben Rähne mit Wilden, die, so viel man bemerken konnte, zehn bis eilf Schuhe hoch waren, aber sogleich ans Land flohen und mit Steinen die Holländer abhielten, hernach aber mit Händen Bäume ausrissen, welche von Fern eine Spanne dick zu seyn schienen, und sich hinter dieselben verschanzten.

Olivier van Noort, ein anderer Holländischer Admiral, der in eben demselben Jahre in die Südsee segelte, hatte mit den Patagonen im Port Desire Handel bekommen, er beschrieb sie als Leute von grossem und fürchterlichem Ansehen. In der Meerenge

bey dem Kap Nassau oder Forland wurde er von einem Haufen Wilden von mittlerer Größe angegriffen, von denen er sechs gefangen bekam; einer davon, welcher nachmals die Holländische Sprache lernte, sagte ihm, daß es in dem Lande verschiedene Völkerschaften gebe, worunter viere von gewöhnlicher Größe wären; daß aber im Innern des Landes ein Riesen-volk, Namens Tiremenen, wohne, das in der Länge zehn bis elf Schuh hätte, und beständig die andern vier Nationen bekriegte.

George Spilberg, ebenfalls ein Holländischer Admiral, sah im Jahr 1615 auf dem Feuerland einen Wilden von sehr großer Länge. Unterschiedene begrabne todte Körper waren aber von gewöhnlicher Größe.

Aris Klaffon, Kommiss auf des Le Maire Flotte, ein sehr glaubwürdiger Mann, versichert, er habe im Jahr 1616 unterschiedene, an der Patagonischen Küste begrabne Leichen untersucht und gefunden, daß gar wohl dasjenige, was die vorigen Seefahrer berichtet, wahr seyn könnte, weil diese Leichen fast alle 10 bis elf Fuß lang gewesen. Wenigstens muß man von dieser Untersuchung sagen, daß die Furcht, weil sie mit kaltem Blute geschehen, hier die Gegenstände nicht habe vergrößern können.

Garcie de Nodal, ein Spanier, welcher zwey Jahre hernach durch die Meerenge schiffete, sagte nur, daß die Einwohner an der Patagonischen Küste die Europäer um einen ganzen Kopf überträfen.

Die folgende Seefahrer, als Narborough und Wood, Barthelemy, Sharp, Rowley, Dampier, Lionel, Wafer und Herr de Gennes haben

ben an diesen Küsten entweder gar keine Einwohner, oder doch nur lauter Menschen von gewöhnlicher Größe, gesehen. Der letztere, der im Jahr 1696 die Meerenge besegelte, saget, die Bewohner derselben wären zwar von ansehnlicher Größe, beyweilen aber nicht acht bis 10 Fuß hoch, wie von einigen auf eine übertriebene Art vorgegeben worden. Allein im Jahr 1704 sahen Harrington und Torman, zween französische Schiffkapitäns, einmal sieben dieser Riesen in der Baye de Possession, ein andermal erblickten sie deren sechs, zum drittenmal über 200 Mann, theils Riesen, theils Leute von gewöhnlicher Größe.

Frezier, ein zuverlässiger Seefahrer, der 1712 sich an der Küste aufhielt, giebt uns eine umständliche Nachricht von den Einwohnern Patagoniens, „die westliche Küste desselben, sagt er, wird von der magellanischen Meerenge bis zur Insel Chilon von einem Volke bewohnt, welches Chanons genant wird. Sie gehen, ohnerachtet sie zwischen Bergen in einem überaus kalten Lande wohnen, dennoch ganz nackt. Bisweilen bedecken sie sich mit einer Thierhaut, welche bloß viereckicht geschnitten ist und um ihre Schultern gehangen wird. Etwas tiefer im Lande wohnet ein Riesenvolk, welches Rauhues heißt, und weil diese mit den Chanons in Freundschaft stehen, kommen sie mit ihnen oft bis an die Spanischen Wohnungen auf der Insel Chilon“. Frezier hat wohl dieses Riesenvolk nicht selbst gesehen; allein Don Pedro Molina, Gouverneur der Insel Chilon und andere Augenzengen haben ihn versichert, man habe sie wenigstens neun oder zehn Fuß lang befunden. Dieses sind eigentlich diejenigen Patagonen, die an der nächsten östlichen Kü-

ste sich aufhalten und in den alten Berichten der Seefahrer gemeynet werden. Die Spanier, welche die Küsten der Südsee in dem mittägigen Amerika bewohnen, sagt Raveneau de Buffon in den Reisen der Slibustirs, haben gewisse weisse Indianer zu Feinden, die einen Theil von Chili bewohnen und Leute von einer erstaunlichen Größe und Dicke sind. Sie werden beständig von ihnen bekrieget, und wenn sie einige Spanier erwischen, pflegen sie denselben den Leib aufzureissen und das Herz heraus zu nehmen.

Zu allen diesen so wohl ältern, als neuern Zeugnissen nehme man hier noch dasjenige, welches der Kommodore Byron und seine Leute von diesen Riesen erzählt haben, so wird man wenigstens das Daseyn derselben unmöglich in Zweifel ziehen können, ob man gleich auch diejenige nicht verwerfen darf, die uns die Patagonen als Leute von gewöhnlicher Größe beschrieben haben. Daraus folget weiter nichts, als daß jeder die Sache so erzählt, wie er sie gesehen hat. Man muß also den Schluß machen, daß diese Art Leute wirklich vorhanden sey, und man sie deswegen gar nicht für erdichtet ausgeben könne, weil einige Seefahrer sie entweder gar nicht, oder doch keine andere Patagonen, als die von gewöhnlicher Größe, gesehen haben.

Grezier, dieser scharfsinnige Schriftsteller, ist ebenfalls der Meinung, und füget seiner vorhin angezeigten Stelle noch hinzu: „Was ich, nach dem Zeugniß glaubwürdiger Leute, hier angeführt habe, ist mit dem, was wir in den Berichten der berühmtesten Seefahrer lesen, so übereinstimmend, daß man, meines Erachtens, ohne Leichtsinngkeit glauben kann, es gebe in diesem Theile von Amerika eine
„ Art

„ Art Menschen, deren Größe die unsrige weit über-
 „ trift. Ihr seltner Anblick hat vielleicht eine Ver-
 „ grösserung in dem ihnen bengelegten Maaße verur-
 „ sacht. Man muß aber auch erwägen, daß die
 „ meisten die Größe nur von ohngefähr, nicht aber
 „ nach der strengsten Schärfe bestimmt haben, und
 „ alsdann wird sich finden, daß ihre Zeugnisse, nach
 „ allen Umständen der Zeit und des Orts, genau mit
 „ einander überein kommen“.

Es ist unstreitig, daß die heutigen Bewohner der
 beyden Ufer der magellanischen Meerenge von ge-
 wöhnlicher Größe sind. Eben so gewiß scheint es zu
 seyn, daß diese besondere große Art vor 200 Jahren
 ihren ordentlichen Aufenthalt an den wüsten Küsten
 der Nord- und Südsee gehabt, wo sie entweder in
 elenden Kabanen oder in Höhlen fast unzugänglicher
 Felsen gewohnt, wie es Olivier von Noort berich-
 tet. Aus dem Berichte dieses berühmten Seefahrers
 erhellet, daß von der Zeit an, wo die Europäischen
 Schiffe in diesen Gegenden anzulangen pflegten, diese
 Leute sich verborgen halten, so lange sie Schiffe ge-
 wahr werden; daher man sie auch nicht entdecken kön-
 nen, ob man gleich fast alle Augenblicke Merkmale
 von ihrem Daseyn an der Küste gefunden. Zu dieser
 Schüchternheit hat sie vermuthlich das Betragen der
 ersten Europäer bewogen, die an diese Küste gelan-
 det sind, und sich immer bemühet, sich einiger dieser
 Leute zu bemächtigen und sie mit nach Europa zu
 nehmen.

Wenn man weiß, wie hoch alle im Stande der
 Natur lebende Wilden ihre Freyheit schätzen, so wird
 man sich über die schüchterne Zurückhaltung dieses un-
 gemein wild und furchtsam beschriebnen Volkes gar

nicht verwundern können. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie die allzu öftere Landung europäischer Schiffe an dieser Küste bewogen, selbige zu verlassen und sich tiefer in das Land hinein zu ziehen, von wannen sie jetzt nur zu gewissen Zeiten an das Ufer des Meeres kommen.

Anson vermuthet, daß sie unter den Cordilleras an der westlichen Küste wohnen, und sich nur selten an der östlichen zeigen. Wenn also diejenige Schiffe, die seit 100 Jahren an die Patagonische Küste gekommen, diese große Leute nur selten gesehen, so rührt es vermuthlich daher, weil sich dieses wilde, furchtsame Volk von dem Meere, das nun ihrer Freyheit so gefährlich ist, weit entfernt, und sich, nach dem Beyspiel so viel anderer Indianischer Nationen, in die Gebirge zurück gezogen hat, um den Europäern so leicht nicht in den Wurf zu kommen o).

Unter

- o) Um sich von der Wirklichkeit eines Patagonischen Riesengeschlechtes vollkommen überzeugen zu können, lese man in dem prächtigen Werke, das allhier kürzlich in der Hande und Spenerischen Buchhandlung in drey Quartbänden unter folgendem Titel erschienen: Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer, auf Befehl Sr. Großbrit. Majest. unternommen von Kommodore Byron, Kapit. Wallis, Barteret und Koock, aus den Tagebüchern der verschiedenen Befehlshaber und den Handschriften Jos. Banks, Esqu. in 3 Bänden verfaßt von Dr. Jo. Sawkesworth, aus dem Engl. übersetzt von Jo. Fr. Schiller. Mit viel saubern Charten und Kupfern. — Besonders a) die allgemeine Einleitung von S. 9: 18. b) Im

I Theil.

Unter den einzelnen Beispielen solcher Personen die zu einer außerordentlichen Größe und folglich zu riesenartigen Menschen erwachsen waren, sind folgende merkwürdig:

1.) Keißler fand auf dem kaiserlichen Schloß Ambras, ohnweit Inspruck in Tyrol, das Gemälde von einem gewissen Hans Brav, der im Jahre 1550, nach dem Leben, da er ins 48te Jahr gieng, gezeichnet war. Er hatte über 12 rheinländische Fuß, also eine wirkliche Goliaths Länge.

2.) In Hannover befand sich am Hofe des Herzogs Johann Friedrich, ein Trabant aus dem Amte Münden, der, nach der annoch da zu lesenden Grabchrift, eine Höhe von vier Ellen und 6 Zoll hatte. Im Jahr 1676 starb er in einem Alter von 44 Jahren und 2 Monathen

3.) Der Erzherzog Ferdinand hatte, außer einem Zwerg von 3 Spannen in der Länge, zugleich einen Heiducken, der elf Schuhe hoch war.

4.) Im Jahr 1749, den 27. Febr. starb in Harlem der berühmte Rajanus, dessen Höhe 8 Schuh 9 Zoll Amsterdanner Maaß oder fast 8 rheinländische Fuß betrug. Er würde noch länger gewesen seyn, wenn er nicht verwachsene Knie gehabt hätte p).

5.) Zu

I Theil das 3. Kap. S. 28: 32. und in Ravitain Wallis Reise I Kap. S. 147 u. 154. 164 u. Man wird nach Durchlesung der angezeigten Stellen schwerlich einige Zweifel wegen der Wirklichkeit solcher Menschen übrig behalten.

p) S. Lond. Chron. 1760. p. 507. (Nach Schwedischen Maaße. 8 F. 4 Z. Tuneld Geogr. Stockh. 1762. p. 516.) Schreber l. c. p. 29.

5.) Zu Anfang des 14ten Jahrhunderts ist in dem Holländischen Dorf Spaarwoude ein Mann, Namens Klaas von Wyten begraben worden, der $8\frac{1}{2}$ rheinländischen Fuß gemessen. Sein Maaß ist bis iezo noch an der dasigen Kirchmauer zu sehen.

6.) Noch vor wenigen Jahren ließ in Amsterdamm sich ein Frauenszimmer sehen, welche sieben rheinländische Fuß lang, dabey aber wohl gewachsen und schön gebildet war q).

Ferner gehören hieher

7.) Der Gortentotte von 6 Fuß 7 Zoll, dessen der Abt de La Caille (in seinem Journ. S. 143.) gedenket.

8.) Der Engelländer von 7 engländischen Fuß und 5 Zoll, beyrn Thoresby r).

9.) Der Riese von 7 Fuß 6 Zoll, der in England zu sehen gewesen s).

10.) Ein anderer Engelländer von 7 Fuß 7 Zoll t).

11.) Ein Schweizer u) und 12) ein Sriesländer x), beyde von 8 Fuß, vermuthlich rheinländisch Maaß.

13.) Ein

q) G. Müllers Linn. Naturf. 1 B. p. 103. Cf. Houttuyn l. c. p. 145. und Browne's Reyzzen. p. 4.

r) G. Thoresby Nat. Hist. of Leeds p. 611.

s) G. Philos. Transact. n. 240. Plozt Nat. history of Staffordsh. p. 295.

t) Philos. Transact. n. 264.

u) G. Stöller vom Wachsthum des menschlichen Geschlechts. S. 22.

x) Von der Linden Physiol. reform. p. 242.

13.) Ein Schwedischer Bauer von 8 Fuß, beym Rudbeck y).

14.) Ein Schwede unter der ehemaligen hiesigen Garde von 8 Fuß, 6 Zoll z), von welcher Länge noch einige Beispiele vorkommen a). Der bekannteste ist wohl in den neuern Zeiten

15) der große Riese Bernhard Gili, den man so wohl hier, als in Dresden und an mehrern Orten im Jahr 1764 sehen konnte. Dieser war zehn Schuhe lang b) und versicherte, daß er noch im 9ten Jahre seines Alters die gewöhnliche Höhe anderer Knaben gehabt, von dieser Zeit aber angefangen habe, zu dieser außerordentlichen Höhe aufzuschießen. Ein Beweis, daß die Regel des Plinius und Aristoteles ihre Ausnahme leide, wenn ersterer behauptet, der Mensch erreiche schon in seinem dritten oder nach diesem in seinem fünften Jahre die Hälfte seiner Größe. Im Schreber wird das Tridentinische Gebieth, im Alton. gel. Mer. für Tyrol zum Vaterlande des berühmten Gili angegeben.

Von

y) In seiner Atlantica Tom. III. p. 245. Abhandl. der Schwed. Akad. 28 B. p. 340.

z) G. Stöller l. c. S. 18.

a) G. des Herrn von Haller Elem. Physiol. Tom. VIII. P. II. p. 41. Cf. Schreber l. cit. p. 30.

b) G. Gaz. litt. de l'Eur. 64. Août p. 325. Celle de Berlin 1764. p. 44. 1766. p. 295. und 307. Alton. gel. Merc. 1764. p. 308. Im Schreber l. cit. werden ihm nur 8 Fuß 2 Zoll Schwed. Maas gegeben.

Von den hin und wieder gefundenen einzelnen vermeynten Riesenknochen c), welche, nach den Verhältnissen des menschlichen Körpers, Personen von wenigstens 12, 13 und mehr Schuhen anzuzeigen scheinen, haben wir schon oben gesagt, daß es größtentheils Knochen grosser Thiere sind d). Am wenigsten ist von den ungeheuren Geribben zu halten, welche 17, 18 bis 25 Fuß lang gewesen seyn sollen e). Diese gehören ohnstreitig in das Reich der Fabeln. Wie stark müßten die Knochen solcher Riesen, im Verhältniß gegen ihre Länge, und wie stark müßten die Muskeln gewesen seyn, welche dergleichen ungeheure Knochen hätten bewegen sollen? f)

Von

c) S. Samb. Journ. 1 B. p. 76-79. Rollinsons Beschreibung eines ohnlängst gefundenen Riesengeribbes von 9 Fuß 6 Zoll 10. Journ. des Scav. 64. Sept. p. 501.

d) Cf. Abhandl. der Schwedischen Akad. 28 B. p. 335. und 338.

e) Als die Knochen des Riesen von 15 Fuß in den Gräbern der kanarischen Könige. S. allg. Hist. der Reif. II Th. p. 30. Des Teütobachs von 25 Fuß u. a. m. in des Herrn von Haller Elem. Physf. I. cit.

f) S. Schreber I. c. p. 30.

Von einigen unförmlich dicken und schweren Menschen.

Wie die Natur in der gewöhnlichen Größe der Menschen sehr merkwürdige Abweichungen hat, so findet man auch einzelne Beispiele von außerordentlicher Schwere und Dichtigkeit menschlicher Körper, wovon wir aus des Herrn Professor Müllers Linn. Natursystem I B. S. 104 einige anführen wollen.

Vor etlichen Jahren, sagt er oder Herr Houtcuyt, reiste ein Engelländer über den Berg Senis in Piemont, dessen Gewicht 550 Pfund ausmachte.

Ein anderer Engelländer aus Linkoln starb im Jahr 1724 im 29ten Jahre seines Alters. Er war 6 Schuh, 4 Zoll lang, 10 Schuh im Umfang, und hatte 580 Pfund an Gewichte. Er war ein Ochsenhändler und verzehrte täglich 18 Pfund Rindfleisch.

Im Jahr 1565 starb der Stadteinnehmer in Durlach, dessen Körper 600 Pfund wog. Die Möglichkeit solcher ungeheuer dicken Massen menschlicher Körper wird im angeführten Werke durch ein ziemlich neues Beispiel eines Engelländers bestätigt und auf der 2ten Kupferplatte die Abbildung desselben geliefert. Dieser Engelländer hieß Eduard Bright. Er hatte in Malder in Essex einen Kaufmannsaladen, und wog in seinem 29ten Jahre 609 Englische oder 557 Nürnberger Pfunde. Seine Dicke

256 Von ein. unförmli. dick. u. schwer. Mensch.

cke war sehr auffserordentlich, denn es konnten sich wohl sieben erwachsene Personen in seine Weste einfnöpfen.

Inzwischen sind Menschen von solcher unförmlichen Dicke, wie die vorher beschriebne Menschen mit allzu kleinen oder ungeheuer grossen Körpern, fast lauter einzelne Abweichungen von dem gewöhnlichen Wege der Natur, die man für keine besondere Gattungen im Geschlechte der Menschen, sondern gröstantheils für merkwürdige und seltne Ausnahmen halten muß.



Durch Kunst entstellte Menschen.

Nachdem wir von einigen seltenen Abweichungen der bildenden Natur in Ansehung der Größe, der Dicke u. s. w. geredet, so werden vielleicht einige durch Kunst bewirkte und entweder durch die Verschiedenheit im Begriff des Schönen, oder durch gewisse Bedürfnisse veranlassete Mißbildungen hier nicht am unrechten Orte stehen. Herr von Linné rechnet unter die mißgebildeten Menschen auch diejenigen, die einen Mangel an irgend einem Theile haben, wie zum Beispiel die Sottentotten, an denen man immer nur Eine Hode findet. Allein dieser Mangel ist nicht so wohl das Werk der Natur, als vielmehr einer unzeitigen Vorsorge der Ältern, welche ihre Knäblein, bald nach der Geburth, eines dieser Theile berauben, um sie desto geschickter zum Laufen auf der Jagd zu machen. Hieher könnte man auch, wie Herr Müller g) sagt, die berufenen Amazonen zählen, die nur eine Brust haben sollten, weil ihnen die andere gemeiniglich abgenommen wurde, damit sie an der platten Seite den Bogen desto besser halten und auf der Jagd so wohl, als im Kriege, die Pfeile desto besser abdrücken konnten. Merkwürdig ist es, daß der Archiater auch diejenigen europäischen Frauenzimmer in die Klasse der monströsen Menschen setzet, welche durch enge Schnürbrüste sich eine allzuschlanke Gestalt verschaffen.

Wenn übrigens, die Chineser, wie Herr von Buffon in diesem Band erzählt, ein erhabnes Hinterhaupt

g) Im Linn. Syst. der Natur 12h. p. 105.

Buff. allgem. Naturhist. VI. B. R

258 Durch Kunst entstellte Menschen.

terhaupt und ihre Weibspersonen kleine Füße; wenn die Einwohner von Astrakan h) sehr breite Stirnen haben; wenn diese an einigen Stämmen von Wilden in Amerika, wie z. B. an den Karaiben, ungewöhnlich niedergedrückt, oder, wie an einigen Canadischen Stämmen, kugelförmig, oder, wie an andern Wilden, zugespitzt, oder, wie bey den Wilden am Marahon viereckicht erschienen; wenn den Neuholländern oben und unten zween Vorderzähne fehlen; so hat man dieses als Verunstaltungen anzusehen, woran die Natur so wenig Antheil hat, als an den Malereyen, welche die Reisenden auf den nackten Leibern unterschiedener Völker bemerkt haben, oder an den Farben, die manche Neger in den Südländern ihren Haaren geben i).

Von der Art, wie unterschiedene wilde Völker ihre Haut aufzuritzen und auf derselben allerley Figuren einzubeißen pflegen, ist schon oben S. 58. 73. 74. 76. 80. 118. 124. 169 und 176 geredet, auch S. 124 eine Vorstellung eines dergleichen durch Kunst entstellten Gesichtes gegeben worden. Hier will ich nur noch eine kurze Nachricht und etliche getreue Abbildungen von den alten gemalten Britanniern oder Pikten aus einem alten, vielleicht seltenen Werke k) beysügen,

die,

h) S. allg. Hist. der Reisen X Th. p. 67.

i) S. Schreber l. cit. p. 25.

k) Hier ist der vollständige Titel des Werkes: *Admiranda narratio, fida tamen, de commodis & incolarum. ritibus Virginiae, nuper admodum ab Anglis, qui à Dno. Richardo Greinville, Equestris Ord. viro, eo in coloniam Anno 1585 deducti sunt, inventae, sumtus faciente Dno. Waltero Raleigh, Equestris Ord. viro, Fodinarum*

Durch Kunst entstellte Menschen. 259.

die, meines Erachtens, einigen unserer Leser nicht ganz überflüssig scheinen mögten.

„Die gemalten Menschen, heißt es daselbst, welche vor alten Zeiten denjenigen Theil von Britannien bewohnten, der iezo Engelland heißet, sind lauter Wilden gewesen 1). Sie giengen völlig ent-
K 2 „blöset

dinarum Stanni Præfecto; ex Auctoritate Serenissimæ Reginæ Angliæ Anglico scripta sermone à Thomâ Harriot, ejusdem Walteri domestico, in eam Coloniam misso, ut regionis situm diligenter observaret, nunc autem primum Latio donata à C. C. A. Francof. ad Moen. 1590, fol. mit vielen saubern Kupfern: Als ein Anhang zu dieser Beschreibung von Virginien finden sich am Ende noch fünf schöne Kupferplatten von gemalten Britanniern und einigen ihrer Nachbarn, die aus einer alten Engl. Geschichte genommen worden, um zu beweisen, daß die Britanniern vor Zeiten eben so wilde Menschen, als die alten Einwohner Virginiens, gewesen.

- 1) Die Pikten, (Picti, les Pictes,) waren mitternächtlische Völker, die auch *Agathyrsi* genennet wurden, und in gerader Linie vom großen Herkules in Lybien abstammen sollten. Da sie durch innere Unruhen sich entkräftet und unterdrückt fühlten, verließen sie die Skythischen Länder, begaben sich nach Groß Britannien und wohnten zum Theil unter den Schottländern. Die Benennung der Pikten erhielten sie, weil sie die Haare, das Gesicht und ihren ganzen Leib mit allerley Farben bemahlten. Sie hatten unter sich, ohne Geiz und Neid, eine vollkommene Gemeinschaft der Güter

260 Durch Kunst entstellte Menschen.

„blößet und bemalten den ganzen Leib auf die Art,
 „wie es in der Abbildung zu sehen ist. Die Haare
 „ließen

und Weiber. Plinius sagt von ihm im IV B. 12 Kap. Sie malten sich die Haare und das Gesicht mit blauen Farben und Figuren. S. Cellarii Notit. orbis antiqui p. 438. Percelebre nomen *Pictorum* est, populi Britanniae, sed nescio quam antiquum, quia Tacitus & Ptolomaeus nusquam memorarunt, frequens tamen posterioribus. Videtur omnes Septentrionales Britannos, saltem plurimos, significatu suo comprehendisse. Claudianus de III Consulatu Honorii vers. 54 inquit:

Ille leves Mauros, nec falso nomine *Pictos*,

Edomuit, Scorumque vago mucrone securus.

Nec falso nomine: quia solita gens *pictis* animalium figuris corpus decorare, unde tamen putat inditum. Camdenus non contemnendis rationibus probat, *Pictos* indigenas Britanniae Septentrionalis fuisse.

In Car. Stephani Dict. hist. geograph. poetico sthet von den Agathyrsen: *Agathyrsi*, Pop. Scytis vicini a scriptoribus etiam plurimis *Picti* dicuntur, quoniam versicoloribus vestibus induuntur, quamquam alii de nativo colore intelligant. Virgil *Aen.* IV.

Cretesque Dryopesque tremunt, *pictique* *Agathyrsi*.

Solinus c. 20. Gelonis *Agathyrsi* collimitantur, caeruleo *picti*, fucatis in caeruleum crinibus, nec hoc sine discrimine, nam quanto quis alteri praestat, tanto propensiore nota tingitur, ut sit iudicium humilitatis, minus pingi.

„ließen sie frey auf die Schultern herabhängen und
 „beschnitten bloß diejenigen, welche sich über die Stirn
 „herablegten. Den Bart konnten sie nirgends, als
 „nur über die Oberlippe, dulden. Die Brust war in
 „der Mitte mit dem Kopf eines Vogels, die beyden
 „Brüste mit Sonnenartigen Stralen, der Hintere
 „mit einem scheußlichen Gesicht, beyde Knie mit Lö-
 „wenköpfen, die Schienbeine und Baden mit schup-
 „penartigen Figuren, die Schultern mit Greifsköpfen
 „bemalet, die Arme mit Figuren von Schlangen um-
 „wunden. Um den Hals und um die Hüften trugen
 „sie einen starken eisernen Ring, an deren unterstem,
 „vermitteltst einer Kette, der Säbel befestigt war.
 „Der linke Arm war mit einem starken Schilde, die
 „rechte Hand mit einem großen Siefß bewafnet, des-
 „sen Stiel unten in einer Kugel fest saß. Die Köpfe
 „der überwundenen Feinde pflegten sie als rühmliche
 „Siegeszeichen bey sich zu tragen.

„Ihre Weiber bewiesen sich im Kriege nicht min-
 „der tapfer und grausam, als die Männer. Sie lies-
 „sen ihre langen Haare zerstreut bis an die Mitte der
 „Oberschenkel herabhängen und bemalten sich die
 „Schultern mit Greifsköpfen, die Ellenbogen und
 „Knie mit Rachen eines Löwen oder eines andern
 „wilden Thieres, welches ihnen am ersten einfiel, den
 „obern Theil der Brust mit einem halben Monde,
 „zwischen dessen aufwärts stehenden Seitenkeln ein
 „großer Stern, an beyden Seiten aber vier kleine be-
 „findlich waren, beyde Brüste mit Sonnen, die Herz-
 „grube und den Bauch mit großen flammenden Ster-
 „nen, die Seiten des Leibes mit Ribbenförmigen
 „Streifen, den Hintern mit einer Sonnenscheibe, die
 „allenthalben ihre Stralen verbreitete, die Arme,
 „Hül.

262 Durch Kunst entstellte Menschen.

„Hüften und Schenkel mit allerley Streifen, Bändern, Blumen u. s. w. Sie trugen, gleich den Männern, am Hals einen eisernen Ring, um die Lenden einen dergleichen Gürtel, an welchem das Schwert ebenfalls mit einer Kette befestigt ist, in der einen Hand eine Lanze, in der andern lange Wurffpieße.

„Die unberheyratheten Weibspersonen waren ebenfalls, wie die Weiber, bemalt und bewasnet, außer daß ihre Malerey auf der Haut nicht so furchtbar, als bey den Männern und Weibern ausgedacht war, sondern aus lauter Figuren der schönsten und auserlesensten Blumen bestand, welche sie jemals zu Gesichte bekommen; wie man aus der beygefügeten Kupferplatte sehen kann“.

Die Figuren in diesem angeführten Werke zeugen genugsam, daß diese alte gemalte Brittanier nicht nur sehr große, furchtbare und grausame Leute gewesen seyn müssen, sondern daß auch, wenn man die Mädchen unter ihnen ausnimmt, alle Malereyen auf ihrer Haut vornämlich die Absicht gehabt, sich durch die Wahl ihrer Sinnbilder ihren Feinden immer furchtbarer zu machen.

m...



Beispiele einiger in der Wildniß aufgewachsenen Menschen m).

Vierfüßig, mit Haaren bedeckt, ohne Sprache und Vernunft, an Schärfe der Sinnen, an Stärke des Leibes, an fertigem Gebrauch der Glieder den Thieren gleich, doch nicht gesellig, wie diese; das ist das traurige Bild, welches einige Weltweisen vom Menschen, wie man sich ihn in seiner ursprünglichen Beschaffenheit vorstellt, entworfen haben. Es ist, wie man leicht erkennet, hauptsächlich nach einigen in der Kindheit verlohrnen Menschen gezeichnet, welche in Wildnissen, fern von aller menschlichen Gesellschaft, unter den Thieren wieder gefunden worden. Ihre Geschichte scheint hier in mancher Absicht einen Platz zu verdienen. Nach Durchlesung der wesentlichsten Umstände derselben wird es nicht schwer seyn zu entscheiden, ob sie zur Kenntniß des ersten Zustandes der Menschheit etwas beitragen könne?

Die bekanntesten Unglücklichen dieser Art sind

1) Ein Knabe, der in Hessen 1544 gefunden und am Hofe des Landgrafen Heinrichs gezeigt worden n). Er war, als ein dreijähriges Kind von den Wölfen geraubt und erzogen worden, welche ihn mit den besten Stücken ihrer Beute genähret und angeführt

R. 4

ret

m) S. Hrn. Prof. Schrebers angef. Werk p. 31.

n) *Juvenis lupinus Hessesis 1544.* Linn. S. N. Edit.

XII. p. 28. Müllers Linneisches Natursyst. I B. p. 86.

Schreber l. cit. p. 31.

264 In der Wildniß aufgew. Menschen.

ret hatten, auf allen vieren erst zu kriechen, dann zu laufen, bis er es ihnen im Trabe gleich thun und die größten Sprünge machen können. Ihre Fürsorge für diesen Knaben ist so weit gegangen, daß ihm die Wölfe in einer Grube eine Streu von Blättern gemacht, sich um ihn herum gelegt und ihn so wider die Kälte vertheidigt haben. Die Lebensart seiner Pfleger hat ihm daher so wohl gefallen, daß er, seinem Geständnisse nach, lieber unter ihnen, als unter den Menschen, seyn wollen. Er ist auch schwer zum Aufrechtgehen zu gewöhnen gewesen, und hat es nicht anders lernen wollen, als da man Stücken Holz um ihn herum gebunden. Alle Umstände dieser Erzählung verrathen ein offenkundiges Märchen des funfzehnten Jahrhunderts, dessen Urheber nicht einmal recht bekannt geworden o).

2.) Ein Knabe von 12 Jahren, der ebenfalls 1544 in der Gardt, einem Walde bey dem Guthe Echzel in der Wetterau, von einigen Edelleuten auf der Jagd unter den Wölfen soll angetroffen und eingebracht worden seyn. Auch diese Nachricht ist von dem vorigen unsichern Gewährsmann entliehen.

3.) Ein Knabe, der 1661, in einem Alter von etwa 9 Jahren, in einem Walde in Litthauen von den

o) Phil. Kamberarius erzählt dasselbe (nach des Herrn Professor Schrebers Anmerk.) in den *Horis subsecivis* Cent. I. p. 345. aus den *Additionibus* zu *Lamberti* Buche *de rebus gestis germanorum*, deren Verfasser angewiß ist, und macht dabey die Anmerkung: *mirum, si verum est*.

In der Wildniß aufgew. Menschen. 265

den Jägern unter den Bären gefunden worden p). Man sagt, er habe sich mit seinen Zähnen und Nägeln tapfer gewehret, als man ihn fangen wollen. Ein anderer aber, der bey ihm gewesen, sey den Jägern entwischet. Er soll übrigens wohl proportioniret, weiß, blondhaarig und von angenehmer Gesichtsbildung, aber gar nicht zu bändigen, viel weniger zur Kleidung und menschlichen Nahrung zu gewöhnen gewesen seyn q). Hr. Prof. Müller füget noch hinzu, er wäre dennoch gleich anfangs getauft, und mit dem Namen Joseph Ursinus belegt worden.

4) Ein anderer r), der 1694 ebenfalls in Litthauen, an der russischen Grenze, ohngefähr 20 Jahr alt, unter einer Heerde Bären entdeckt und gefangen worden, ist, als ein überall haariges Geschöpf, auf Händen und Füßen gegangen. Er hat wenig Merkmale der Vernunft, keine Sprache, auch nicht einmal eine menschliche Stimme gehabt und ist schwer zu zähmen gewesen, hat aber doch an einer Mauer nach und nach gerade stehen, ordentliche Speisen genießen, auch endlich, wiewohl mit heiserer und nicht sehr menschlicher Stimme, reden gelernt. Von seinem Zustand in der Wildheit aber hat er sich nichts erinnern können.

5) Ein Knabe, der im vorigen Jahrhundert in Irland in der Wildniß gefangen worden s). Er

R 5.

hat

p) *Juvenis ursinus Lithuanus* 1661. Linn. Müller l. c. p. 86. Schreber l. c. p. 32. Vallm. de Bom. Dict. d'Hist. Nat. Tom. V. p. 587.

q) Connor Evangel. medici. p. 133.

r) S. Schreber l. cir.

s) *Juvenis ovinus hibernus* Linn. Müller l. c. p. 87. Schreber l. c.

266 In der Wildniß aufgew. Menschen.

hat Gras und Heu, welches er vorher nach dem Geruch ausgesucht, gefressen, gar nicht geredet, sondern wie die Schafe geblocket, ist sehr gelenksam und geschwind auf den Füßen, hager, von der Sonne verbrannt, wild von Ansehen, auch überaus schwer und langsam zu zähmen gewesen. Tulpinus hat ihn zu Amsterdam, in einem Alter von 16 Jahren gesehen^{t)} und an ihm eine flache Stirn und erhabnes Hinterhaupt, eine weite Kehle, dicke, an den Gaumen gleichsam angewachsene Zunge, und eine stark einwärts gezogene Herzgrube bemerkt, die er von der Gewohnheit, auf Händen und Füßen zu gehen, herleitet; so wie die besonders gebildete Kehle die Hauptursache des Geblockes u) gewesen zu seyn scheint.

6.) Diesem füget Herr von Linné noch einen andern wilderwachsenen Menschen aus dem Bambergischen bey x). Es ist nämlich ein Mensch gewesen, den Philipp Kammerer zu Ende des 16ten Jahrhunderts öfters am Bambergischen Hofe gesehen zu haben bezeuget, welcher, seinem eigenen Berichte nach, ohnweit Bamberg unter dem Rindvieh aufgewachsen und wegen einer besondern Gelenksamkeit seiner Glieder, ingleichen seiner Geschwindigkeit im Springen und Laufen, insonderheit auf allen vieren, bemerkenswerth

t) *Tulpii* *Observ. med.* p. 311.

u) Tulpinus vermuthet, er sey unter den wilden Schafen in Irland, wo es aber unsers Wissens keine giebet, aufgewachsen.

x) *Juvenis bovinus Bambergensis Camerar.* Linn. *Müller* l. c. p. 87. *Schreber.* l. cit.

zenswerth gewesen ist. In vierfüßiger Stellung hat er sich mit den größten Hunden herum gebissen, daß sie endlich die Flucht nehmen mußten, woben er ihren Lauf sehr deutlich nachmachte y). — Man findet aber nicht, daß ihm einige Wildheit zugeschrieben wird. Auch läßt sich diese aus seiner Erziehung keinesweges schlüssen; denn im Stifte Bamberg hat es damals eben so wenig, als iezo, wildes Rindvieh gegeben. Folglich scheint auch dieser Mensch, wie der Herr Professor Schreber sehr wohl anmerket, in keiner Absicht unter die Wilden zu gehören.

7.) Ein Mädchen, welches in einem gebirgigen Walde bey Kranenburg, ohnweit Zwolla in Ober-ryssel 1717 im August gefangen worden z). Sie war ihren Aeltern in einem Alter von 16 Monathen entwendet worden; man weis aber nicht, wenn sie eigentlich ihren Aufenthalt im Walde genommen habe. Bey ihrer Gefangennehmung war sie 19 Jahr alt. Ihre Haut war sehr braun, hart, rauch, ihr Haar lang und dicke, ihre Sprache ein unordentliches Stammeln, ihre Nahrung grüne Kräuter und Baumblätter gewesen. Sie war aber dabey aufrecht, wie andere Menschen gegangen, und hatte um den Leib eine selbst gemachte Schürze von Stroh getragen. Vor Menschen ist sie zwar scheu und überaus schwer zu fangen aber doch nicht wild gewesen, hat sich auch bald zur menschlichen Gesellschaft gewöhnet. Ein halb Jahr nach ihrer Gefangennehmung hat sie so

y) *S. Camerarii* hor. fufec. Cent. I. p. 343.

z) *Puella Transilvana* 1717. *Linn.* l. c. p. 18. *Müller.* l. c. p. 87. *Schreber* l. c. p. 34.

268 In der Wildniß aufgew. Menschen.

so gar eine vorzügliche Zufriedenheit mit ihrer neuen Lebensart und eine starke Abneigung gegen ihren ehemaligen Aufenthalt an den Tag gelegt. Die Zeichen die man ihr gegeben, hat sie verstanden, den Grüßenden gedanket, sich Mühe gegeben zu reden, sich auch zur Arbeit gewöhnet, und sehr gut spinnen gelernet a).

8.) Zween Knaben, die auf den Pyrenäen 1719 gefangen worden b). Man hat sie daselbst, wie die Genssen, auf den Klippen herum springen sehen.

9.) Ein Knabe von ohngefähr 13 Jahren, der bey Sameln 1724 auf dem Feld ergriffen worden c). Als man ihn fand, war er nackend, nur mit einigen Ueberbleibseln eines Hemdes behangen. Seine Haut war glatt und weiß, nachdem er gewaschen worden. Sie zeigte die Narben unterschiedener Wunden. Sein Betragen war sehr wild und unbändig; er fürchtete sich aber doch für der Ruthe und ließ dadurch sich einigermaßen zähmen. Er bezeigte sich auch nicht sonderlich Leutescheu, sondern ließ gar leicht sich fangen, und begegnete nachher den Leuten, welche ihn besuchten, meistens freundlich. Nur Weibspersonen waren ihm unausstehlich. Er gieng aufrecht und war im Laufen sehr schnell und flüchtig, keinesweges

a) Ihre Geschichte ist in den Breslauer Sammlungen von Natur- und Kunstgeschichten im XXten Vers. S. 437 u. ausführlicher nachzulesen.

b) Pueri 2 pyrenaici 1719 Linn. l. c. Müller l. cit. Schreber l. c.

c) Juvenis Hannoveranus. 1724. Linn. l. cit. Müller. l. cit.

In der Wildniß aufgew. Menschen. 269

weges aber so geschickt, auf den Bäumen herum zu klettern. Seine Zunge war unförmlich dick, und schien, wie die Nachricht saget, an beyden Seiten angewachsen zu seyn. Das ist ohnstreitig die Ursache, warum er Sprachlos geblieben. Er wählte zu seiner Nahrung allerley rohe Erdfrüchte, bis er sich, nach einigen Wochen, zur ordentlichen Speise gewöhnte. Seine Fressbegierde war so stark, daß er es darinn auf einmal zwey Personen zuvor that. Er machte viel seltsame Sprünge und Geberden; besonders pflegte er oftmals die Erde zu küssen und Leuten Küsse zu zuwerfen. Uebrigens war er klein von Person, mit kurzem, krausem Haar und gedrückter Nase versehen. Nach zwey Jahren war von der Erziehung, welche der König in Engelland ihm zu London geben ließ, noch keine Wirkung zu spüren d). Er lernte dennoch so viel, daß er die nöthigsten Sachen in englischer Sprache fordern konnte. Sein Gedächtniß aber war und blieb so unvermögend, daß alle Hofnung verschwand, ihm viel mehr beybringen zu können. Er starb daselbst im Jahr 1727.

10.) Ein Mädchen, welches 1731 zu Songgi in Chalons in Champagne, ohngefähr 9 bis 10 Jahr alt, in die Gefangenschaft gerieth e). Ihre Geschichte ist so merkwürdig, daß ich nicht umhin kann, selbige hier

d) S. Breslauer Sammlungen von Nat. und Kunst. IV Suppl. S. 69. XXXV Vers. S. 506.

e) *Puella campanica* Linn. l. c. Müller l. c. Schreiber l. c. p. 35. *Merc. de Franc.* 1731 Dec. Allg. Mag. VII Th. p. 219 & c. *Recueil pour l'esprit & pour le cœur*, à Zelle. Tom. II. 1764. p. 33. & c. *Vallm. de Bom. Dict.* Tom. V. p. 587.

270 In der Wildniß aufgew. Menschen.

hier so, wie sie vom Herrn de La Rondamine beschrieben worden, ausführlich zu erzählen.

Im September des erwähnten Jahres erblickte ein Edelmann, der sich in der Nähe von Chalon in Champagne, nahe bey der Marne, auf der Jagd befand, zween schwarze Gegenstände auf dem Wasser, die er für Wasserhühner ansah und von fern einen Schuß auf sie wagte. Die vermeynten Wasserhühner tauchten so gleich unter und kamen weit von dieser Stelle wieder ans Ufer, ohne die mindeste Spur einer Verletzung.

Es waren zween Mädchen von der Größe zehn-jähriger Kinder, die gesellschaftlich mit einander lebten, ohne daß man wußte, woher sie, oder wie sie eigentlich bis hieher gekommen waren? Sie sprangen in Seen und Flüsse, um Fische heraus zu holen, welche die vorzüglichste Nahrung dieser wilden Kinder auszumachen schienen. Da ihnen der Schuß nicht geschadet, kamen sie aufs Land, mit einer starken Beute von Fischen beladen. So bald sie diese ausgenommen und abgewaschen hatten, verschluckten sie allmählig ihren Vorrath mit größter Begierde. Denn sie waren gewohnt, ihre Nahrung nicht erst zu kauen, sondern mit den Vorder-Zähnen in kleine Stücken zu zerreißen und so ungekaut hinter zu schlucken.

Nach gehaltener Mahlzeit verließen sie die Ufer des Flusses, um sich tiefer ins Land zu begeben. Kurz darauf entdeckte das eine von diesen wilden Mädchen einen Rosenkranz, den ein Reisender ohnstreitig auf die Erde fallen lassen und verloren hatte. Jetzt fieng sie an, zu hüpfen, zu springen und ein grosses Freudengeschrey anzustimmen. Aus Furcht, ihre Gespie-

lin mögte sie dieses kleinen Schazes berauben, bedeckte sie denselben mit ihrer Hand. Ihre Gespielin, so bald sie dieses merkte, schlug sie mit einer Art von Keule, dermaßen auf die Hand, daß es ihr unmöglich fiel, sie zu bewegen; doch hatte sie noch Kräfte genug in der andern, um dieser Unbescheiden mit einer ähnlichen Keule einen Schlag vor die Stirne zu geben, der sie mit entsetzlichem Geschrey zur Erde warf. Aus dem Rosenkranz, dem Preis ihres Triumphes, bemühte sich die Siegerin, ein Armband zu verfertigen. Indessen schien sie doch gegen ihre verwundete und stark blutende Gespielin hernach einiges Mitleiden zu fühlen. Sie lief herum, einige Frösche zu suchen, klebte die Haut eines abgezogenen Frosches auf die verwundete Stirne, um das Blut zu stillen, und verband sogleich die Wunde mit einem Streife von Baumrinde, welchen sie mit ihren Nägeln loßgeschälet hatte. Hierauf schieden sie von einander. Die Verwundete nahm ihren Weg nach dem Flusse, ohne daß man hernach erfahren können, wo sie geblieben war; die Siegerin aber setzte den Weg fort nach Songi, einem Dorfe, das etwa vier oder fünf Meilen südwärts von Chalon gelegen ist.

Ohnstreitig hatte sie der Durst genöthigt, in der Abenddämmerung in dies Dorf zu gehen. Sie war barfuß, mit Lumpen und Fellen bedeckt und hatte die Haare unter einer Mütze aus einem Glaskentkürbis verborgen. Gesicht und Hände waren so schwarz, als an einer gebohrnen Mohrin. In der einen Hand trug sie einen kurzen, am Ende dicken Stock, gleich einer Keule. Die ersten, welche sie erblickten, entflohen, unter dem beständigen ängstlichen Ausruf: Der Teufel ist im Dorfe. Jeder bestrebte sich Thür und Fenster

272 In der Bildniß aufgew. Menschen.

Fenster am ersten zu verschließen. Ein einziger, der sich einbildete, der Teufel könne sich doch wohl vor den Hunden fürchten, ließ einen großen Hund auf das Mädchen loß, der mit einem stachelichten Halsband bewafnet war. Die Wilde sah ihn in voller Wuth auf sich losgehen und erwartete seinen Anfall, ohne von der Stelle zu weichen. Bewafnet mit ihrer Keule, verfehlte sie dem Hund, als er nahe genug an ihr war, einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er augenblicklich todt zu ihren Füßen hinsank. Voller Freuden über ihren Sieg, sprang sie unterschiedene mal auf den Körper des getödteten Hundes. Hierauf machte sie den Versuch eine Thüre zu öffnen, weil sie aber damit nicht so leicht, als mit dem Hunde, fertig werden konnte, begab sie sich wieder aufs Feld, an die Seite des Flusses, und stieg auf einen Baum, wo sie von einem ruhigen Schlaf überfallen wurde.

Der verstorbene Vicegraf Hr. von Epinoy, befand sich damals eben auf dem Schlosse von Songi. Auf die Nachricht von dem, was vorgefallen war, befohl er, die kleine Wilde zu haschen. Unter den Leuten, welche damals in dieser Gegend auf dem Lande waren, errieth einer, nach einer sehr leichten Muthmaßung, daß die Wilde durstig seyn mögte, und gab den Rath, einen Eimer mit Wasser unter den Baum, worauf sie sich befand, setzen zu lassen, damit sie dann heruntersteigen und ihren Durst löschen mögte. Als dieses geschehen war, trat man auf die Seite und beobachtete sie beständig von ferne. Beym Erwachen blickte sie nach allen Seiten, und weil sie niemand gewahr wurde, stieg sie herab, steckte das Kinn tief in den Eimer und genoß hurtig soviel von dem vorgesezten Wasser, als ihr Durst zu fordern schien. Weil
ihr

In der Wildniß aufgew. Menschen. 273

ihr aber die Umstände doch noch mißlich vorgekommen waren, stieg sie wieder auf den Gipfel des Baumes, ehe man Zeit gewinnen konnte, sie zu erhaschen.

Diese fehlgeschlagene List ersetzte man durch eine andere. Man lies eine Frau, mit einem Kind auf dem Arm, in der Gegend dieses Baumes spaziren gehen. Sie hatte verschiedenes Wurzelwerk und einige Fische in den Händen, und zeigte diese der Wilden, die auch, von der Begierde nach diesen Sachen gereizet, einige Zweige tiefer herab, aber gleich wieder in die Höhe stieg. Die Frau hatte sich dadurch nicht abschrecken lassen, sondern mit einer lebhaften, gefälligen Miene, ihre Einladungen an die Wilde beständig wiederholt, ihr auch, durch Zeichen, alle mögliche Beweise der Freundschaft oder des Wohlwollens gegeben. Dadurch bekam das wilde Mädchen ein hinlängliches Vertrauen, sich vom Baum herunter zu wagen. Da sich aber diese Frau unvermerkt immer mehr und mehr vom Baum entfernte, so verschafte sie den in dieser Absicht versteckten Leuten Zeit, die Wilde zu greifen und sie nach dem Schlosse von Songi zu führen.

Von ihrer Betrübniß über die verlorne Freyheit, sagt Herr de La Rondamine, und von dem Bestreben, sich wieder loszumachen, hat sie mir nachhero nichts gesaget. Es läßt sich aber davon leicht urtheilen. Bloss darauf besann sie sich, daß es ihr vorkäme, als ob sie zween oder drey Tage nachher, da sie über den Fluß gekommen, ergriffen worden. Da die Marne auf eine halbe Meile weit von Songi Ostwärts vorbeñ fließet, so scheint unsre kleine Wilde von Lothringen gekommen zu seyn.

Der Schäfer und seine Gehülfen, welche sie gehascht und nach dem Schlosse geführt hatten, ließen

274 In der Bildniß aufgew. Menschen.

sie Anfangs in die Küche gehen, bis man es dem Herrn von Epinoy gemeldet haben würde. Das erste, was hier die Aufmerksamkeit und Blicke des wilden Mädchens auf sich zog, war etwas Federvildpret, welches ein Koch eben zurichtete. Sie fiel mit solcher schnellen Begierde darüber her, daß dieser Mensch das Stück viel eher zwischen ihren Zähnen erblickte, als er den Raub wahrgenommen hatte. Als der Herr sie eben bey diesem Fras überraschte, ließ er ihr ein Kaninchen, mit sammt seinem Felle geben, welches die Hungerige sogleich abzog und verzehrte.

Diejenigen, welche sie damals genau betrachteten, glaubten, daß sie etwa neun Jahr alt seyn könnte. Sie hatte zwar anfänglich ein schwarzes Ansehen; man bemerkte doch aber in der Folge, da sie unterschiedene mal gewaschen worden, daß die weiße ihre natürliche Farbe sey. Die Finger an den sonst wohlgebauten Händen, besonders die Daumen, fand man ungewöhnlich stark und groß, in Vergleichung mit den übrigen Theilen der Hand. Diese größern und stärkern Daumen waren ihr, so lange sie noch in den Wäldern herum irrete, sehr wohl zu Statten gekommen. Denn so oft sie sich auf einem Baum befanden, und, ohne hinunter zu steigen, gern auf einem andern seyn wollten; hatte sie, wenn die Zweige des nächsten Baumes dem ihrigen ein wenig nahe gewesen, ihre beyde Daumen auf einen Zweig ihres Baumes vest aufgestützt und sich dadurch, wie ein Eichhörnchen, auf den andern geschwungen. Daraus läßt sich schließen, wie stark und steif ihre Daumen gewesen seyn müssen, wenn sie, beym Uberschwingen auf einen andern Baum, den ganzen Körper des Mädchens halten konnten.

In der Wildniß aufgew. Menschen. 275

Hr. von Epinoy überlies das Mädchen dem Schäfer, dessen Haus dem Schlosse nahe lag und empfahl ihm die genaueste Sorgfalt und Aufsicht, unter Versprechung einer ansehnlichen Belohnung. Er nahm sie also zu sich, um sie zahm zu machen; daher man sie auch in der Gegend das Thier des Schäfers zu nennen pflegte. Es kostete viel Mühe und Schläge, diesem vernachlässigten Gemüthe die rohen und wilden Gewohnheiten und Neigungen zu vertreiben. Sie war sehr geschickt, Löcher in die Mauern und in die Dächer zu machen, auf welchen letztern sie eben so dreiste, als auf der Erde, herumliief. Es war desto schwerer, sie wieder zu fangen, weil sie die Geschicklichkeit hatte, durch so kleine Löcher zu kriechen, daß es auch sogar die Augezeugen kaum begreifen konnten, wie es möglich gewesen.

Unter andern entwich sie eines Tages aus diesem Hause zur Zeit eines erschrecklichen Schneegestöbers und Glatteises. So bald sie wieder im Freyen war, hatte sie auf einen Baum ihre Zuflucht genommen. Die Furcht vor den Verweisen und vor dem Zorn des Herrn, setzte die ganze Nacht hindurch alle Menschen des Ortes in Bewegung. Man suchte den Flüchtling im ganzen Hause, weil man sich unmöglich vorstellen konnte, daß sie bey solcher Kälte und solchem Glatteis ins Feld zu kommen vermögend gewesen. Da man indessen, gleichsam aus einer übermäßigen Fürsorge, auch aufs Feld gegangen war, und sie da gesucht hatte, fand man sie daselbst auf einem Baume sitzend, und hatte zum Glük die Geschicklichkeit, sie auf eine listige Art wieder herunter zu nöthigen.

Nichts ist erstaunlicher, als die Behendigkeit und Flüchtigkeit ihres Laufes. Obgleich lange Krankhei-

276 In der Wildniß aufgew. Menschen.

ten und ein Mangel der Uebung seit vielen Jahren, ihr einen Theil ihrer Behendigkeit benommen hatten, so blieb sie doch immer in diesem Fall ein bewundernswürdiges Beyspiel. Sie macht nicht etwa, wie andere Menschen, große Schritte, sondern ihr Lauf besteht in einem fliegelnden Trippeln, das dem Auge sich entziehet. Es ist nicht sowohl ein Gehen, als ein Glitschen, weil die Füße beständig hinter einander gehalten werden. Kaum ist es möglich, an ihrem Körper oder an ihren Füßen eine Bewegung zu unterscheiden, und noch weniger, ihr zu folgen. Viele Jahre nach ihrer Gefangennehmung konnte sie noch ein Wild in vollem Lauf einholen, und sie hat hiervon, vermuthlich im Jahr 1737, der Hochseel Königin von Pohlen, Frau Mutter der Königin von Frankreich, da sie das Herzogthum Lothringen in Besiz nahm, eine Probe sehen lassen. Als diese Königin durch Chalon gieng, erzählte man ihr von dieser jungen Wilden, welche sich damals im Kloster der sogenannten Regentes befand, und führte sie zu ihr. Sie war damals schon seit einigen Jahren der Wildheit entwöhnet; allein ihr Sinn, ihr ganzes Betragen, so gar ihre Stimme und ihre Sprache, schienen ein Mädchen von vier oder fünf Jahren anzukündigen. Der Ton ihrer Stimme war durchdringend fein, aber schwach, ihre Worte kurz und voller Verwirrung, wie bey Kindern, die noch nicht wissen, wie sie das ausdrücken sollen, was ihnen zu sagen einfällt. Ihre Geberden, ihr vertrauliches und kindisches Betragen zeigten endlich, daß sie unter allen Menschen bloß diejenigen unterscheiden konnte, welche ihr am allermeisten liebkoften.

Die Königin von Pohlen überhäufte sie mit Liebkosungen, und als man ihr von der Schnelligkeit dieses

In der Wildniß aufgew. Menschen. 277

dieses Mädchens im Laufen vieles gesagt hatte, wollte sie diese Prinzessin mit auf die Jagd nehmen. Da sich hier das junge Mädchen in ihrer Freiheit sahe, und sich ihrer natürlichen Neigung überlies, verfolgte sie die aufspringende Hasen oder Kaninchen im Laufe, und kam alsbald, in gleicher Hurrigkeit, wieder zurück, sie der Königin zu bringen. Doch wir wollen zu der Geschichte selbst wieder zurück kehren.

Das Geschrey, welches ihr statt der Sprache diente, war etwas erschreckliches, besonders wenn es Zorn oder Entsetzen anzeigte. Das allerfürchterlichste Geschrey aber entstand von einem ihr natürlichen Abscheu, wenn ein Unbekannter ihr nahe kam und sie berühren wollte. Einen sehr misslungenen Versuch hier von hat man bey dem Herrn von Beaupre, jetzigem Staatsrath und damahligem Aufseher von Champagne, gesehen. Er hatte die kleine Wilde, nicht lange nach der Zeit, da sie in das Hospital von St. Maur zu Chalons gebracht war f), zu sich in sein Haus führen lassen. Ein Mensch, dem jemand erzählte, was für einen Abscheu sie empfände, sich von einem Unbekannten anfassen zu lassen, setzte sich bey dem allen in den Kopf, sie umarmen zu wollen, so dringend man ihm auch die Gefahr dieses Unternehmens vorstellte. Das Mädchen hatte eben ein rohes Stück Rindfleisch in der Hand, wovon es mit großem Vergnügen speiste. Aus Vorsicht hielt man sie bey den Kleidern veste. So bald sie diesen Menschen in der Stellung, als ob er sie bey den Armen fassen wollte, nahe bey sich erblickte, versetzte sie demselben, so

S 3

wohl

f) Den 3ten Oktober 1731.

278 In der Bildniß aufgew. Menschen.

wohl mit ihrer Hand, als mit ihrem Stücke Fleisch, einen solchen Schlaag über das Gesicht, daß ihm Hören und Sehen vergieng und er sich kaum noch aufrecht erhalten konnte. Zu gleicher Zeit entwischte die Wille, theils weil sie sich einbildete, alle Unbekannte wären Feinde, die nach ihrem Leben trachteten, theils, weil sie besorgte, für ihre That gezüchtigt zu werden. Sie lief ans Fenster, wo sie einen Fluß und Bäume wahrnahm, und sich zuverlässig entweder in den einen gestürzt oder auf dem andern ihre Zuflucht gesucht haben würde, wosern sie nicht sorgfältig wäre zurück gehalten worden.

Das schwereste, vielleicht auch das gefährlichste, was man an ihr zu bessern hatte, war der Genuß des rohen und blutigen Fleisches, der Blätter, Zweige und Wurzeln der Bäume. Ihre Natur und ihr Magen, welche durch den beständigen Gebrauch zu den rohen und mit ihrem natürlichen Saft angefüllten Nahrungsmitteln gewöhnet waren, konnten die zarten Speisen, welche das Kochen, wie die meisten Aerzte versichern, unverdaulich macht, gar nicht ertragen. So lange sie auf dem Schlosse von Songi war, auch noch die beyden ersten Jahre hindurch, welche sie zu Chalons im Hospital von St. Maur zubrachte, hatte der Vice. Graf von Epinoy Befehl ertheilet, ihr von Zeit zu Zeit, an Wurzeln und rohen Früchten, dasjenige zu bringen, was ihr am angenehmsten zu seyn schien; alles des rohen Fleisches und roher Fische, welche sie vorher im Ueberfluß auf dem Schlosse von Songi erhalten, war sie jetzt in diesem öffentlichen Hause gänzlich beraubet. Die Fische mochte sie am allerliebsten genießen, entweder weil es ihr Geschmack so erforderte oder weil sie sich dazu gewöhnt hatte; denn

In der Wildniß aufgew. Menschen. 279

denn es war ihr von Jugend auf leichter gewesen, im Wasser Fische, als auf dem Lande Wildpret zu erjagen.

Eines Tages, als Hr. L. . beim Vicegrafen von Epinoy auf dem Schloße von Songi war, und dieser Herr die Kleine Wilde hatte kommen lassen, hatte sie kaum die Thüre nach einem Teiche von vielen Morgen Landes geöffnet gesehen, als ihre Begierde, noch zwey Jahre nach ihrer Gefangenschaft, sie hingerißen, mit allen Kleidern in den Teich zu springen, an allen Seiten herum zu schwimmen, und sich an einer kleinen Insel aufzuhalten, wo sie ans Land gestiegen, Frösche zu fangen und selbige mit größter Bequemlichkeit aufzuzehren.

Indessen wurde dieses Kind allmählig etwas zahmer. Man fieng an ein aufgewecktes Wesen, eine heitere, sanfte, leutselige Gemüthsart an ihr zu entdecken. Beydes war aber noch nicht stark genug, die rohen und wilden Sitten, die vorher zur Erhaltung ihres Lebens unentbehrlich waren, gänzlich zu vertilgen. Wenn sie nicht eben fürchtete, daß man ihr etwas zuwieder thun wollte, war sie besonders aufgeräumt und lies recht gut mit sich umgehen. Da sie eines Tages auf dem Schloße des Hrn. von Epinoy, einem großen Gastmal mit beywohnete, bemerkte sie, daß unter allen Gerichten keines von denen vorkam, welche sie für die besten hielte. Weil alles gekocht und gewürzt aufgetragen wurde, verschwand sie, wie ein Blitz, lief an die Gräben und Teiche, und kam bald hernach mit einer ganzen Schürze voller lebendigen Frösche zurück. Diese theilte sie mit verschwenderischer Hand auf die Teller der Gäste aus, und rufte für großer Freude über das Glück, so ein schönes Gericht angetroffen zu haben: tien man, man donc tien!

280 In der Bildniß aufgew. Menschen.

welches damals beynähe die einzigen Sylben waren, die sie heraus bringen konnte. Man wird leicht begreifen, was dieser Vorfall unter den gegenwärtigen Personen bey der Tafel für Bewegungen verursachte, den Fröschen die allenthalben herumsprangen, auszuweichen, oder sie zur Erde zu werfen. Die kleine Wilde vermunderte sich sehr über die Geringschätzung eines Gerichtes von so feinem Geschmacke; sie bemühet sich nochmals, die zerstreuten Frösche wieder aufzufangen und auf den Tisch und die Teller zu werfen. Ein Verfahren, das diese Wilde mehrmalen in Gesellschaften wiederhohlet hat!

Es kostete sehr viel Schwierigkeiten, sie vom Genuße roher Nahrungsmittel abzubringen. Nach ihren ersten Versuchen, sich zu gesalznen Speisen zu gewöhnen und Wein zu trinken, waren ihr alle Zähne ausgefallen, die man, so wie die Nägel dieses Mädchens, als eine besondere Merkwürdigkeit aufbehielt. Die Zähne sind ihr wieder gewachsen, und hernach wie die übrigen beschaffen gewesen. Ihre Gesundheit aber hat so viel gelitten, daß man es noch bis auf den heutigen Tag (nämlich 1755) an ihr wahrnehmen kann. Sie fiel aus einer tödlichen Krankheit in die andere. Alle hatten ihren Ursprung in unerträglichen Schmerzen im Magen und Eingeweide und besonders in der Gurgel, welche zusammen gezogen und ausgetrocknet war. Die Aerzte hatten diese Krankheiten der wenigen Bewegung und Nahrung zugeschrieben, welche diese Theile iezo, in Vergleichung mit derjenigen erhielten, welche sie bey dem Gebrauche des rohen Fleisches gehabt. Diese Schmerzen verursachten ihr bisweilen Zusammenziehungen der Nerven durch den ganzen Körper und eine Entkräftung, welche durch alle ge-

fochte

gekochte Nahrungsmittel nicht wieder zu heben war. In Betrachtung solcher Zufälle, welche dieser Wilden einen ziemlich nahen Tod anzukündigen schienen, ist es vielleicht geschehen, daß man sich für verbunden hielt, ihre Taufe zu beschleunigen, in welcher sie den 16 Juny 1732 den Namen Maria Angelika Memmie Le Blanc erhielt.

Es hatte wenig Anschein, der Jungfer Le Blanc das Leben retten zu können. Ihr Zustand, wenn sie sich am besten befand, war eine Mattigkeit, welche ihr das Ansehen einer Sterbenden ertheilte. Herr von Epinoy, der ihr Leben sehr gern erhalten und verlängert wissen wollte, hatte ihr einen Arzt geschickt, welcher endlich, nach vielen vergeblichen Vorschriften, sich verlauten lies, man sollte ihr von Zeit zu Zeit, gleichsam verstoßener Weise, rohes Fleisch geben. Das geschah sogleich: allein sie konnte nichts mehr davon hinterschlucken, sondern mußte bloß, durch starkes Räuen, den Saft heraussaugen. Bisweilen brachte ihr ein Frauenzimmer, von der sie sehr geliebet ward, ein lebendiges Hühnchen oder Taubchen, aus welchen sie unverzüglich das Blut ganz warm heraus zu saugen pflegte. Dies diente ihr wie ein Balsam, welcher den ganzen Körper durchdrang, die Schärfe ihrer vertrockneten Gurgel merklich linderte, und ihr neue Kräfte verlieh. Mit aller dieser Mühe und diesen kleinen verstoßnen Freyheiten, gewöhnte sich Jungfer le Blanc allmählig ab vom rohen Fleische, und wurde die gekochten Speisen endlich so gewöhnt, daß man jetzt bey ihr gegen alles, was roh ist, eine Abneigung verspüret.

Nach dem Tode des Herrn von Epinoy wurde die kleine Le Blanc in ein Kloster zu Chalons gethan.

282 In der Bildniß aufgew. Menschen.

than. Sie hatte sich da ziemlichernmaßen gebildet und in unterschiedenen Arbeiten, die sich für ihr Geschlecht schikten, viel Fertigkeit erworben. Der Bischof zu Chalons, Hr. von Choiseül, brachte sie nachher in ein Kloster, wo sie schon vorher gewesen, und trug seinem dortigen Obergewaltigen auf, so viel möglich für ihren Unterricht Sorge zu tragen. Nachdem sie daselbst viele Jahre zugebracht, und sich auch so gar schon entschlossen hatte, den Schleier in diesem Kloster anzunehmen, faßte sie auf einmal einen Widerwillen gegen dieses Haus, weil sie sich einigermaßen schämte, daselbst unter lauter solchen Personen zu leben, die sich erinnerten, sie noch in ihrer Wildheit gesehen zu haben, und ihr dieses auf eine harte Weise merken ließen. Sie erhielt also die Freiheit, sich in ein anderes Kloster zu St. Mennebould zu begeben. Bei ihrer Ankunft in diese Stadt, im Sept. 1747 traf sie Hr. de la Roudamine, Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften, in dem Gasthose, wo sie abgetreten war. Er speisete daselbst mitags mit ihr und ihrer Wirthin, und sprach viel mit Jfr. Le Blanc, ohne daß diese wußte, wie vielen Antheil sie an seiner iezigen Reise und Neubegierde hatte. Sie erzählte ihm, wie sehr sie dem Herzog von Orleans verbindlich wäre, der seit 1744 für ihren Unterhalt bezahlte. Sie bedaurete sehr, daß man sie abgehalten hätte, sich das liebevolle Anerbieten des Herzogs, sie zu Paris in ein Kloster zu bringen, zu Nutzen zu machen. Hr. de la Roudamine versprach ihr, dem Herzog ihre Gesinnungen zu hinterbringen. Der Herzog ließ sie auch in der That, auf die Nachricht von ihrem Zustande, und auf das Zeugniß des Obergewaltigen zu Chalons über ihre Aufführung, nach Paris kommen, und machte ihr in dem Nonnenkloster der

neuen

In der Wildniß aufgew. Menschen. 283

neuen Katholiken, auf der St. Annenstraße, einen Platz aus, besuchte sie, und fragte sie selber, um zu sehen, ob sie wohl unterrichtet wäre. Hier nahm sie zum erstenmal das Heilige Abendmal, und erhielt hier zugleich die Firmelung. Nach der Zeit ward sie, noch beständig unter dem Schutze des Herzogs von Orleans, in das Kloster der Heimsuchung zu Chaillot gebracht, und bereitete sich eben, eine Nonne zu werden, als ein Stoß, den sie durch den Fall eines Fensters an den Kopf bekam, und eine lange Krankheit, welche auf diesen Fall erfolgte, die gute Le Blanc in die größte Gefahr setzten. Man verzweifelte an ihrem Leben; und auf den Rath eines Arztes, den ihr der Herzog zugeschickt hatte, ward sie nach Paris in das Kloster der Gastfreyen, in der Vorstadt St. Marceau gebracht, um daselbst bequemer abgewartet werden zu können. Endlich starb der Herzog, und Jungfer Le Blanc befand sich nun in der kläglichsten Verfassung. Krank, schwach, ohne Verwandte oder Freunde, zu denen sie eine Zuflucht nehmen können. Sie mußte noch über dies die kränkendste Geringschätzung von Leuten erdulden, welche für den gethanen Vorstoß nicht bezahlt zu werden fürchteten.

In diesen traurigen Umständen sahe sie der Verfasser der Nachrichten, wovon ich hier einen Auszug liefere, im November 1753 zum erstenmale. Der neue Herzog von Orleans, ein Erbe der hohen Tugenden seines Vaters, hatte den rühmlichen Schluß gefaßt, den Mißstand für sie zu bezahlen, und ihre Hoffnung zu bessern Aussichten gemacht, auf deren Erfüllung sie aber bis zum Jänner des künftigen Jahres warten sollte. Auf die Frage: wovon sie aber die zween Monathe hindurch und vielleicht noch länger, leben

284 In der Wildniß aufgew. Menschen.

leben würde, da sie noch nicht einmal wieder zu ihrer völligen Gesundheit gelanget? antwortete sie mit einem bewundernswürdigen Vertrauen: „warum sollte mich wohl Gott gesucht, von den wilden Thieren weggenommen und zu einer Christin gemacht haben? Etwa daß er mich nun vergessen und für Hunger sterben lassen wollte? Das ist unmöglich. Ich kenne niemand, als ihn. Er ist mein Vater, er wird für mich sorgen“. — Der schönste Zug in der ganzen Geschichte dieses merkwürdigen Mädchens, der ihr so sehr zur Ehre, als es dem ganzen Geschlecht gesitteter Menschen zur Schande gereicht, daß man sie jemals in eine so traurige Verlegenheit kommen lassen!

Zum Beschluß wollen wir noch das Nöthigste von dem, was Jungfer Le Blanc sich von ihren ersten Jahren zu besinnen gewußt, von ihrem wahrscheinlichen Vaterlande und von den Begebenheiten erzählen, wodurch sie nach Frankreich mag gekommen seyn.

Jungfer Le Blanc hat, nach ihrem eigenen Geständniß, nicht eher, als nachdem sie einige Erziehung bekommen, ordentlich zu denken angefangen, und alle in der Wildniß durchlebte Zeit über, keine andere Begriffe gehabt, als die Empfindung ihrer Bedürfnisse und das Verlangen, sie zu befriedigen. Sie besann sich weder auf Mutter oder Vater, noch auf irgend einen Menschen in ihrem Vaterlande; nicht einmal auf ihr Vaterland selbst. Sie erinnerte sich nicht Häuser, sondern bloß Löcher in der Erde oder gewisse Arten kleiner Hütten, in welche man auf allen Vieren hineinkriechen mußte, und welche mit Schnee bedeckt waren, daselbst gesehen zu haben. Sie fügte hinzu, daß sie sich oft auf den Bäumen befunden, entweder

In der Wildniß aufgew. Menschen. 285

weder den wilden Thieren auszuweichen, oder von weiten diejenigen Thiere desto besser zu entdecken, welche sich für ihre Kräfte und Bedürfnisse schickten, sie von dannen anzufallen und sich davon zu nähren.

Der einzige Vorfall in ihrer Kindheit, wovon sie ein schwaches Andenken übrig behalten, war folgender: Da sie noch sehr klein gewesen, hatte sie, entweder im Meer oder im Fluß ein großes Thier gesehen, das mit zwei Klauen, wie ein Hund, geschwommen, mit einem runden Kopf und großen funkelnden Augen, auch schwarzgrauen kurzen Haaren auf dem aus dem Wasser hervorragenden Vorderleibe, versehen gewesen. Da sie gemerkt, wie es auf sie losgekommen wäre, sie zu fressen, habe sie, zu ihrer Errettung, sich ans Land begeben und wäre schnell fortgelanfen, ohne das Thier näher zu betrachten.

Diese Beschreibung, welche mit der Abbildung eines Meer- oder Seewolfes (oder Seehundes) ziemlich übereinkommt; die starke Neigung, die Jungfer Le Blanc viele Jahre hindurch, seit ihrem Aufenthalt in Frankreich, an sich behalten, ins Wasser zu springen, mit bloßen Händen darinn zu fischen, und, ohngeachtet der Kälte und des Eises, wie ein Fisch, darinn herum zu schwimmen; die Begierde, nichts anders, als rohe Dinge zu essen; die Ohnmachten, welche sie anfangs überfielen, wenn sie der Hitze des Feuers oder der Sonne ausgesetzt war, scheinen gewisse Beweise zu seyn, daß dieses Mädchen in den mittlernächlichen Gegenden, um das Eismeer, wo häufige Seewölfe gefangen werden, geböhren sey. Andere Beobachtungen erregen, wie aus der Folge zu erschen, die Vermuthung, daß Jungfer Le Blanc von dem Volke der Esquimaux seyn müsse, welche
in

286 In der Bildniß aufgew. Menschen.

in dem Lande Labrador, gegen Mitternacht von Kanada, wohnen.

Im Jahr 1747 erzählte sie dem Hrn. de la Ron-
daminie ausdrücklich, sie wäre zweymal über das
Meer gekommen. Beim Vicegraf Hrn. von Epi-
noy hatte man sagen hören, beyde Kleine Wilden
wären sogar auf einer der amerikanischen Inseln ver-
kauft worden. Die Frau, welcher sie angehört, wä-
re darüber sehr vergnügt gewesen; da ihr Mann sie
aber nicht leiden können, wäre sie genöthiget worden,
sie wieder zu verkaufen und wieder zu Schiffe gehen zu
lassen. Es ist unsicher, ob man sich auf die vermeynte
Erinnerung der Jungfer Le Blanc verlassen kann,
daß auf dem Schiffe, worauf sie herüber gekommen,
Leute waren, welche ihre Sprache verstanden; eine
Sprache, die nichts anders, als ein freuschendes und
durchdringendes Geschrey ausmachte, das in der Keh-
le, ohne die geringste Aussprache bestimmter Töne und
ohne eine Bewegung der Lippen, hervorgebracht wurde.

Die Wirklichkeit ihrer doppelten Schiffarth, wo-
von sie eine ziemlich deutliche Vorstellung behalten, und
worinn ihre Reden niemals von einander unterschies-
den waren, und ihres Aufenthaltes auf einige Zeit in
einem warmen Lande, wie die französischen amerika-
nischen Inseln sind, scheint hauptsächlich dadurch be-
stätiget zu werden, daß für sie das Zuckerrohr und
Maniok, welche nur in den wärmsten Gegenden
wachsen, keine unbekannte Dinge waren, und weil sie
sich entsann, davon gezeu zu haben, auch begierig
darnach grif, als man ihr beydes zum erstenmal in
Frankreich vorzeigte. Diese Umstände gehören un-
umgänglich zur Entwicklung der Begebenheiten, wo-
durch die Le Blanc aus den mitternächtslichen Län-
dern

bern, wo sie geböhren zu seyn scheint, erst nach den antillischen Inseln, von da nach Europa und auf die Grenzen von Frankreich kann gekommen seyn.

Als die beyden Wilden in Champagne ankamen, hatten sie, nach der Aussage der Jungfer Le Blanc, einen kurzen Stock, an dessen Ende eine Kugel von sehr hartem Holze war, nebst einer Art von einem krummen Gartenmesser, aber mit zweyen und breitem Klingen, welche sich, eine jede auf ihre Seite, an einem hölzernen Griff zusammenlegen ließen. Dies Messer diente ihnen insonderheit, ihre gefangne Beute zu zerlegen und auszunehmen, oder sich in der Nähe zu wehren. Sie trugen diese Waffen in einer Art von Sack oder in einer Tasche, welche an einem breiten Gürtel von Fellen, der ihnen fast bis an die Knie gieng, befestigt war. Beym Klettern auf die Bäume hatten sie, zu mehrerer Bequemlichkeit, den hintern Theil ihres Anzugs zwischen den Zähnen gehalten.

Es scheint wohl, daß beyde Kinder nach ihrer Entlausung, von welchem Ort es auch mag geschehen seyn, keine andere Absichten gehabt, als ihr Leben und ihre Freyheit zu erhalten, auch keine andere Wege verfolgt haben, als welche ihnen der Zufall oder ihre Bedürfnisse zeigten. Bey Nacht, wo sie fast heller sahen, als am Tage, liefen sie herum, sich etwas zu essen oder zu trinken aufzusuchen. Das kleine Wildpret im Lager und Baumwurzeln, waren ihre gewöhnlichste Lebensmittel. Ihre Waffen und ihre Nägel dienten ihnen statt Küchenmessers und Roches. Den Tag pfl egten sie entweder in Löchern, in Büschen oder auf Bäumen hinzubringen. Die letzten waren ihre Warten, sich in der Ferne umzusehen, ob sie

288 In der Wildniß aufgew. Menschen.

sie etwas von ihren Feinden zu fürchten hätten, wenn sie herunter stiegen, oder ob sie einen schicklichen Raub auf denselben ausspüren könnten?

Die Vorsehung, die allen Geschöpfen die natürlichen Triebe und Eigenschaften zu Erhaltung ihrer Art ertheilet, hatte diesen Kindern eine unbegreifliche Fertigkeit in Bewegung der Augen verliehen. In einem Augenblicke konnten sie, fast ohne den Kopf zu bewegen, allenthalben um sich herum sehen. Was Jungfer Le Blanc von dieser Fertigkeit noch übrig hatte, war erstaunenswürdig, wenn sie es zeigen wollte.

Die Bäume waren zugleich ihre Ruhebetten oder Wiegen. Sie schiefen darauf ungemein ruhig, indem sie auf den Zweigen, vermuthlich wie zu Pferde, saßen, und sich durch die Winde, aller rauhen Luft bloßgestellt, einwiegen ließen, und sich keiner weitem Vorsicht bedienten, als mit einer Hand sich anzuhalten, und die andere statt eines Kopfküssens zu brauchen. Die breitesten Flüsse waren ihnen, bey Tag oder Nacht, kein Hinderniß in ihrem Laufe. Zuweilen giengen sie bloß zum Trinken in die Flüsse, wie die Pferde nach der Schwemme. Sie steckten alsdann das Kinn bis an den Mund ins Wasser, und pflegten es, wie die Pferde, einzuschlurfen. Am häufigsten besuchten sie die Flüsse, um Fische zu haschen, welche sie am Ufer ausnahmen und roh verzehrten.

Wie sind aber nun wohl diese beyde kleine Wilden in Europa auf das veste Land gekommen, und nicht eher, als bey Chalons in Champagne, wahrgenommen worden?

Den

In der Wildniß aufgew. Menschen. 289

Den schon vorher angeführten Beweisgründen, daß beide Wilden in den mitternächtlichen Ländern, ohnweit vom Eismeere geboren seyn mögten, giebt ihre weiße, der unsern ähnliche Farbe die völlige Entscheidung, weil bekanntermaßen alle Völker im neuern Theile von Afrika oder in den gemäßigtern Himmels-gegenden von Amerika, entweder schwarz, röthlich oder schwarzbraun aussehen. Man weiß, daß fast alle europäische Völker, welche in Amerika Pflanzstädte haben, genöthigt sind, Sklaven zum Anbau der Länder und zur Bereitung dessen, was ihnen diese tragen, als Zucker, Indigo, Kakao, Kasse, u. s. w. dahin zu schaffen. Die afrikanischen Schwarzen finden gar keine Schwierigkeit, sich zu der Lust in Amerika zu gewöhnen; die Wilden aber aus nördlichen Gegenden hat man daselbst ohne Fortgang als Eingeborne des Landes zu brauchen gesucht. Die Engländer, Dänen und Holländer haben eben so, wie die Franzosen, Pflanzstädte auf einigen von den antillischen Inseln, und haben mehr als einmal wilde Esquimaux dahin geführt. Nun wollen wir annehmen, daß irgend ein Schifshauptmann aus Nord-Holland, aus dem nördlichen Theile von Schottland oder aus einem Hafen von Norwegen abgegangen, in den Ländern am Nordpole Sklaven weggenommen, und sie nach einigen europäischen Pflanzstädten auf den antillischen Inseln, zum Verkaufe gebracht, wo sie Zuckerrohr und Maniok gesehen und gegessen haben können. Eben dieser Schifshauptmann kann auch einige dieser Sklaven, entweder aus Mangel der Gelegenheit, sie vortheilhaft zu verkaufen, oder um der Seltenheit willen, mit nach Europa zurück geführt, und die Jugend unserer beiden Wilden kann ihnen in dem Falle natürlicher Weise

Büff. allg. Naturh. VI. B. 2

290 In der Wildniß aufgew. Menschen.

den Vorzug, aufbehalten zu werden, verschaffet haben. Und so mögen sie, bey seiner Ankunft in Europa seyn verkauft oder verschenkt worden.

Es hat auch viel Wahrscheinlichkeit, daß man zum Scherz oder zum Betrug auf den Einfall gerathen, sie schwarz anzustreichen, um sie alsdann für Sklaven aus Guinea verkaufen zu können und von ihrer Entführung keine Rechenschaft geben zu dürfen.

Ohnstreitig sind beyde Kinder zur See nach Europa gebracht worden. Je näher man also den Ort, wo sie ans Land gekommen, bey der Gegend annimmt, wo sie gefunden worden, desto mehr wird man das Wunderbare ihrer Geschichte vermindern. Man setze z. B. daß beyde in einem Hafen an der Südersee verkauft und von dannen auf der Mosel, oder auf den Kanälen, welche durch das Land gehen, nach dem Wohnplatz ihrer neuen Herren, etwa nach Geldern oder nach Kleve an das Ufer der Mosel gebracht worden, so durften sie, bey ihrer natürlichen Bestrebung nach Freyheit, auf ihrer Flucht nur den Ardenner Wald erst erreicht haben, so erklärt sich das übrige von selbst. Ihre Wanderschaft kann sie gegen Süden und Westen in Lothringen, und von da nach Champagne in die Gegend, wo man sie angetroffen, geführt haben. Und auf die Art würde sich alles, was man in den Erzählungen der Jungfer Blauk angemerkt, leicht erklären lassen.

Noch einfacher und kürzer würden die vorhergehenden Muthmaßungen gemacht werden können, wenn man annähme, daß die beyden kleinen Wilden aus den Ländern um den Nordpol nach den antillischen Inseln, St. Domingo, Guadalupe

In der Wildniß aufgew. Menschen. 291

pe oder Martinike geführt und hier von einem Franzosen gekauft worden, der bald hernach wieder nach Frankreich zurück geföhret, sich in Lothringen gesetzt und diese beyden Kinder mit sich dahin gebracht hätte. Sie würden freylich nicht gesäumt haben, wieder zu entweichen. Hieraus würde sich auf eine sehr natürliche Art erklären lassen, wie es zugegangen, daß die kleine Le Blanc fast alsobald nach ihrer Ergreifung, einige französische Wörter zu verstehen und einige verstümmelt auszusprechen geschienen: imgleichen wie es gekommen, daß sie, wie man erst aus ihren Zeichen, hernach aus ihren Reden hat muthmaßen können, bey einer Dame gewesen und bey ihr Teppichwerk machen gesehen. Endlich erfordert auch diese letzte Muthmaßung nur eine kurze Zwischenzeit von etwa zwölf oder vierzehn Tagen, seit ihrer Entlassung von ihrem Herrn in Lothringen, bis auf die Zeit, da man sie bey Chalons angetroffen hat. Man wird auch dadurch desto besser zu erklären vermögend seyn, wie es zugegangen, daß ihre schwarze Farbe noch hielt, ob sie gleich, wenigstens durch Einen Fluß, geschwommen waren.

Indessen scheint es wunderbar, daß in diesem Fall, da die beyden Kinder so nahe an dem Orte, wo sie entlaufen, gefunden und die Begebenheit bald öffentlich bekannt geworden, die Eigenthumsherren sich nicht gleich sollten zu erkennen gegeben haben. Vielleicht waren aber diese schon ihrer überdrüssig, weil sie beyde so schwer zu zähmen und von einer neuen Flucht abzuhalten waren. Dies wird mehr, als eine bloße Muthmaßung, seit dem Herr L. erfahren, daß man wirklich von Holland aus ihrentwegen einige Nachfrage gethan und beyde junge Wilde vom Herrn von

292 In der Wildniß aufgew. Menschen.

Epinoÿ wieder verlangt hätte, der sie aber nicht zurück geben wollen, weil man in dieser Forderung keinen grossen Ernst bemerkt.

Wenn man ein Volk kennete, dem ein feines, freuschendes, durchdringendes Geschrey, wie es der Le Blanc eigen war, statt der Sprache diene; so würde man ihr eigentliches Vaterland genau zu bestimmen fähig seyn. Unsere Muthmassungen haben ihren Ursprung wahrscheinlich von den Esquimaux hergeleitet. Da indessen die angeführten Beweisgründe sich eben so gut auf Grönland, Spitzberg und Novazembla schicken, so würde sich, wenn etwas daran gelegen wäre zu wissen, ob sie auf dem westen Lande von Amerika oder in unsern Europa gebohren wäre, auch dieses gar wohl haben bestimmen lassen. Denn bekanntermaßen haben die wilden Amerikaner, so wohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, da sich an gewissen Theilen keine Haare bey ihnen finden, ein Unterscheidungszeichen, wodurch sie eben so wenig mit den Europäern oder Afrikanern, als mit den asiatischen Völkern, verwechselt werden können.

Folgender Umstand gehört noch unter die entscheidenden Beweisgründe, daß Jungfer Le Blanc wahrscheinlich zu den Esquimaux gehörte. Madame Duplessis von St. Helena, eine gebohrne Pariserin, seit 46 Jahren aber eine Nonne im Hotel-Dieu zu Quebec in Kanada, hatte in Frankreich einer Freundin ein Geschenk von allerley Vorstellungen und Figuren der Wilden gemacht, mit welchen die Franzosen und Missionarien von Neu Frankreich in einiger Gemeinschaft leben. Man hatte sie der Le Blanc gezeigt. Als die Reihe an die Esquimaux kam, gerieth sie alsbald in ein angenehmes Erstaunen, welches

welches die Zurückkehr ehemahliger Empfindungen und Begriffe in ihr hervorbringen schien. Eben diese Folgerung läßt sich auch aus der Beschreibung ziehen, welche sie von den Fahrzeugen der Esquimaux gemacht und wodurch sie angab, wie diese von den Kähnen anderer Wöden, die man ihr vorzeigte, unterschieden wären g).

Der 1te und letzte von bekannten wild aufgewachsenen Menschen war Johann von Lütich h), welcher im fünften Jahre von seinen Eltern auf der Flucht verlohren, sechzehn Jahre hernach aber in der Wildniß wieder gefunden worden. Er hat insonderheit einen außerordentlich feinen Geruch gehabt, wodurch er die essbaren Wurzeln in der Erde zu entdecken und seine Wärterin von Ferne zu unterscheiden gewußt haben soll.

Aus den angeführten Nachrichten erhellet, wie Herr Professor Schreber l. c. sagt, daß an diesen verwilderten Menschen keinesweges alle Stücke, welche den vorgeblich natürlichen Zustand des Menschen bezeichnen sollen, wahrzunehmen gewesen. Sie sind nicht auf allen vieren gegangen, welches von dem Lithauischen und Irländischen Knaben, doch nicht mit nöthiger Zuverlässigkeit, erzählt wird. Sie waren auch nicht hariger, als gewöhnlich, ausgenommen der eine Lithauer und das Zwollische Mädchen. Ihre Haut war weder stärker, noch von anderer Farbe, als gewöhnlich. Schärfere Sinne, stärkere Leibeskräfte und grössere Behendigkeit waren

23

g) S. allgem. Magaz. VII Th. p. 263 u.

h) Johannes Leodicensis. Boerrh. Linn. l. c. Schreber l. c. p. 36.

294 In der Wildniß aufgew. Menschen.

waren ebenfalls nicht an allen anzutreffen, wenigstens nicht in einem höhern Grade, als jeder Mensch, wenn er will, sie haben kann. Was ihnen allen zu mangeln schien, war die Vernunft, nebst der Sprache. Dieser Mangel war augenscheinlich eine Folge der Einsamkeit. Jene ließ indessen bey etlichen sich nicht ganz verkennen. Sie entwickelte sich bald genug, wenn sie unter Menschen kamen, obwohl, wie gewöhnlich, nicht bey allen in gleicher Vollkommenheit. Das Vermögen zu reden äusserte sich ebenfalls bald genug durch Versuche, die Werkzeuge der Sprache zu gebrauchen. Die Sprache ist überhaupt eine Folge der Geselligkeit. Wenn man Kinder mit einander aufwachsen lassen wollte, ohne sie eine Sprache zu lehren, so würden sie ohnfehlbar selbst eine zu erfinden suchen. Je weniger ihrer beisammen und je eingeschränkter ihre Bedürfnisse wären, desto eingeschränkter würde die Sprache seyn. Die Amerikaner können hiervon einen Beweis abgeben. In gänzlicher Entfernung von Menschen denkt man gar nicht an die Sprache, und vergißt so gar diejenige, welche man vorher zu reden mußte.

Ein Kalifornischer Knabe von zwölf Jahren, der nebst seinem Vater fünf Jahre in der Wüste zubrachte, verstand, als beyde wieder gefunden wurden, so wenig von seiner an sich selbst sehr armen Muttersprache, daß wirklich seine ganze Kenntniß derselben sich auf eine äusserst kleine Anzahl von Wörtern einschränkte i).

Der Schottländer Selfirk hatte die Kenntniß der Sprache und das Vermögen zu reden fast gänzlich verloh.

verlohren, da er fünf Jahre völlig einsam auf der Insel Juan Hernandez zugebracht k).

Ueberhaupt, fährt Herr Schreiber fort, läßt sich nicht wohl annehmen, daß die beschriebne verwilderte Menschen schon im zartesten Alter in die Wildniß gerathen wären. Sie würden sich selbst weder ihren Aufenthalt, noch hinlänglichen Schutz gegen die Strenge der Witterung haben verschaffen können, und in deren Ermangelung binnen kurzem haben umkommen müssen. Vielleicht würden sie sich auch im gegenseitigen Falle in so bevölkerten Gegenden, als die meisten von denen sind, wo man sie gefunden hat, nicht so lange haben verborgen halten können. Sie waren also vor ihrer Verwilderung schon ziemlich heran gewachsen, und hatten folglich bereits einen Theil von Erziehung genossen, wenigstens erst gehen, einigermaßen denken und reden gelernt. Hierauf wurden sie, durch einen Zufall, von den Ihrigen getrennet; vielleicht einige durch eine Art von Wahnsinn, womit unterschiedene von ihnen deutlich behaftet waren; vielleicht andere durch eine harte Begegnung, auf Reisen u. s. f. Eine gewisse Blödigkeit des Gemüthes oder Furcht hinderte sie, nach menschlicher Gesellschaft sich wieder umzuthun, welches ausserdem gewiß nicht unterblieben seyn würde. In Betrachtung dieser Umstände wird hoffentlich kein Zweifel seyn, daß von allen diesen Verwilderten keiner von dem ursprünglichen Zustande des Menschen auch nur einigen Begriff geben könne.

Der Mensch ist bestimmt zu denken, gesellig zu seyn, sich zu bilden, seine Fähigkeiten durch den Gebrauch zu erhöhen, den Schöpfer aus den Werken der Schöpfung zu erkennen. Höhere Bestimmungen des Menschen entdeckt uns die göttliche Offenbarung.



Vom Aufenthalt und von der Nahrung des Menschen 1).

Der Aufenthalt des Menschen, welcher in seinem ersten Zustand, in einer warmen Gegend, unter freyem Himmel war m), wie er es noch in einigen Ländern zu sehn pfleget n), ist jezo, nachdem sich das Geschlechte der Menschen unter allen Himmelsgegenden ausgebreitet und sich entweder zum Herumziehen eingerichtet, oder an eine beständige Wohnung gebunden, auch zugleich weniger oder mehr Lebensart angenommen hat, entweder in Höhlen o), oder unter Zeltern, wie z. B. die Beduinen unter den Arabern, die Kurden, Kalmücken, Kirgisen und andere Steppenvölker in Asien, die Lappländer und Grönländer im Sommer, unterschiedene Völker in Amerika u. s. w. entweder in beweglichen Hütten, wie die Kralen der Hottentotten, oder in unbeweglichen Hütten und in Häusern. Zu den Hütten der letzten Art gehören die Winterwohnungen der Grönländer, die Häuser der Araber in Jemen, der Neger, der
2 5
Chilier

1) S. Schreber l. c. p. 38. &c.

m) S. des Hrn. Prof. Sabers Archäologie I Th. S. 9.

n) Besonders in solchen, wo es wenig regnet, als in Kalifornien. S. Nachr. von Kalifornien, S. 102.

o) In Felsenhöhlen wohnen z. B. ein Theil der Araber; S. des Hrn. D. Büschings Erdbechr. V. Th. p. 529.

in selbst gemachten Gruben unter der Erde, die Kamtschatkalen. S. allg. Hist. der Reif. XX. Th. p. 294.

Chilier u. s. w., auch diejenigen, welche in warmen Ländern unter den Bäumen und von den lebendigen Zweigen derselben gemacht worden. An diesem Aufenthalte der Menschen pflegen auch unterschiedene Thierarten mit Antheil zu nehmen, davon einige als Hausthiere, nicht ohne merkliche Abänderung ihrer natürlichen Beschaffenheit und Sitten, mit Fleiß erzogen und genußet werden, andere hingegen, als Schmarozer, sich selbst mit einmischen.

Die natürlichste Nahrung des Menschen sind Baum- und Erdfrüchte, nebst andern Erzeugnissen des Gewächreichs. Dies beweiset so wohl die Stellung und Bildung seiner Zähne, als der Bau des Magens und der Gedärme p). In den wärmern Gegenden von Afrika, Indien und Amerika sind es vorzüglich die Früchte oder der Kohl oder die Äugen an der Spitze der mannigfaltigen Pappelbäume. Der Dattelbaum q) insonderheit nähret mit seiner

p) S. des Hrn. von Zallers Elem. physiol. Tom. VI. p. 194.

q) *Phoenix dactylifera* Linn. Sp. Pl. p. 1658. *Palma major* C. B. Pin. p. 506. *Dod.* Pempt. 819. *Kämpf.* Amoen. 688. Tab. I. 2. *Ejusd.* Exot. 668. und 686. T. I. 2. f. 2. II. 16. *Dierr.* Pflanzenr. II p. 1325. Man isset den weichen Theil der Datteln roh und getrocknet. Man preßt aus ihnen ein Oel, dessen sich die Bewohner Indiens statt ihrer Butter bedienen. Die Kerne werden gemalen und wie Mehl gebraucht. In Ermangelung eines bessern Futters geben sie auch die Aegyptier ihren Kameelen. Siehe *Sagelqu.* Reise S. 542.

seiner Frucht fast ganz allein einen großen Theil von Persien und Oberägypten. Von einer andern Palmenart, nämlich dem Sagu, oder Sagobaume r) ist vornämlich das Mark eine Hauptspeise der Ostindier und Malayer, weil aus dem sogenannten Sego auch gute Suppen bereitet werden können. Die Inseln im stillen Meere haben ihren Einwohnern zu diesem Zwecke die sogenannte Brodfrucht s) anzubieten,

r) *Cycas circinnalis* Linn. l. c. Arbor Zagæ amboin. Sebæ Thes. I. p. 39. T. 25 f. 1. Tessio Kämpf. Jap. 897. Olus Calappoides Rumph. Amb. 1 p. 86. T. 22. 23. Dietr. l. c. p. 1322.

s) The bred-fruit-Tree. L'Arbre à Pain. Der Brodbaum. *Sitodion altile Solandri*, befindet sich auf allen Inseln der Südsee, also auch auf der neu entdeckten Insel Otahitee. In Razi Hist. Plant. Tom. III. in Append. Fruticum & arborum in Luzone Insulâ nascentium & à Patre Camelio S. J. observat. wird dieser Baum Cap. 9. de arboribus fructu tubercul. echinato p. 52. n. 7. mit folgender Beschreibung angeführet: *Rhymay Marianorum, Arbor est ligni fragilis, resinosa et viscosissimi lactis, ad caudicem imum lata emittens fulera. Folia magna trilobata, vicissim in minores divisa lobos. Fructus cortice tuberculoso papillari, flavescent, magnitudine capitis humani, nucibus carens, crudus non est vescus, sub cinere coctus panis ordinarius est Marianorum.* In des Archiaters Gen. und Sp. Pl. habe ich keine Nachricht von diesem Baum finden können. Cf. Allg. Hist. der Reisen, XII. Th. p. 179.

then, Kalifornien den seinigen die Phitabaja t). Die Feigen u) sind das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Griechen im Archipelagus und Morea; die Pharaonsfeige x), die Nahrung der Einwohner im dissitigen Aegypten; die Kastanien y), der Bewohner unterschiedener, besonders gebirgischer Gegenden in Italien, wie ehemals für mehrere Europäer die Frucht einer Gattung Eichen, deren Eicheln tezo noch in Portugal, Spanien und der Barbaren stark gegessen werden z).

Von

t) Zwei Gattungen vom Cactus. S. Nachr. von Kalifornien, p. 53.

u) *Ficus Carica* Linn. l. c. p. 1513. Dod. 812. *Ficus communis* C. B. Pin. 457. Blackw. Tab. 125.

Dietr. l. c. p. 1229. In den warmen Ländern sind die vollkommen reife Feigen ein allgemeines, vortreflich nährendes und wohlschmeckendes Nahrungsmittel, in kalten Ländern aber, wo sie nicht bis zu ihrer völligen Reife gelangen, pflegen sie fast ein wirkliches Gift zu seyn. Wer sie zu häufig speiset, soll davon leicht einen sehr übelriechenden Schweiß, ja sogar die Krätze bekommen. S. Linn. Amœn. Acad. Vol. I. p. 45.

x) *Ficus Sycomorus* Linn. l. c. Amœn. acad. I. p. 26. *Ficus Pharaonis* Cam. Math. 103. f. 3. Dietr. l. c. p. 1233. Norden Voyage d'Egypte. Tom. I. p. 57. Tab. 38.

y) *Fagus Castanea sativa* Linn. lb. p. 1416. C. B. Pin. p. 418. Dietr. l. c. 1097. Maronen.

z) *Quercus esculus* Linn. l. c. p. 1414. *Quercus parva* f. *Fagus Græcorum* & *esculus* C. B. Pin. 420.

Von Wurzeln ist die Kaffave oder Manihota a) ein allgemeines Nahrungsmittel im südlichen Amerika, die Igname oder Inhame b) und Batate c) ebendasselbst und in unterschiedenen heißen Gegenden Asiens, die Papas oder Erdrüffeln d), unsere Erdbirnen e), in Peru, die Sarana f) in Kamtschatka;

a) *Fatropa Manihot* L. S. oben S. 174. not. c.

b) *Dioscorea alata*, *bulbifera* und *sativa* Linn. l. c. p. 1462. 1463. Cf. oben S. 125. nota *).

c) *Convolvulus Batatus* Linn. l. c. p. 220. C. B. Pin. 91. Rumph. amb. V. p. 366. Tom. 130. Kalm. it. II p. 300. Dietr. l. c. I. p. 184. Diese knollichte Wurzel übertrifft an Süßigkeit und Unähnlichkeit im Geschmack fast alle bekannte Wurzeln, sie schmelzt beynahe im Munde, und wird auf eben die Art, wie die Erdrüffeln, zum Essen zubereitet. Die Indianer machen aus den Wurzeln auch einen Trank, den sie Mobby nennen; er ist geistig, ohne in den Kopf zu steigen, hält sich aber nicht länger, als vier oder fünf Tage. S. Millers Gärten. Ier.

d) *Solanum tuberosum* Linn. l. c. p. 265. C. B. Pin. p. 167. Prodr. p. & T. 89. Dietr. l. c. p. 221. Blacw. T. 523.

e) *Bunium Bulbocastanum* Linn. l. c. p. 349. C. B. Pin. p. 162. Nucula terrestris Lob. Hist. 429. Dietr. I. p. 287. Erdrüß. Einige graben die knollichte, fleischigte Wurzel und essen sie roh. Sie schmecken fast wie Kastanien und sind kein unangenehmes Essen; wenn sie aber gesotten sind, geben sie mit Butter und etwas Pfeffer eine sehr liebliche und nahrhafte Speise.

f) oder die Feuerlilie, Pomponische Lilie und der türkische Bund. *Lilium bulbiferum*, *pomponium* und Mar-

ka; die mittlere und kleine Natterwurzel g) in Siberien bey den Samojeden und Jakuten.

Noch von weit ausgebreiteterm Gebrauche sind die mehlichte, durch den Anbau vergrößerte und vermehrte Samen einiger Gräser, oder die Getreidearten; vorzüglich der Reiß h), der im größten Theile von Asien; der Kleine Nays i), welcher in Aegypten, Arabien, Persien und in der Bucharey; der große k) und kleine guineische Sirsen l), der in Afrika und Westindien, wo sich Neger aufhalten, der

Martagon *Linn.* l. c. p. 433. &c. *Dietr.* l. p. 366 nebst der Sardana oder dem Hedysarum alpinum *Linn.* p. 1057 und Tschina oder Lathyrus tuberosus *Ib.* p. 1033. *Gmel. Flor. Sib. Tom. I.* p. 43 46. II. p. 29. 6. *Allg. Hist. der Reisen, XX Th.* p. 289.

g) *Polygonum viviparum Linn.* l. c. p. 516. Beyde, oder Bistorta alpina media & minor C. B. sind nur Spielarten. *Dietr.* l. p. 446. Keimender Wegettritt. Die Samojeden essen die Wurzel dieser Pflanze mit dem Fleisch ihrer Rennthiere. *Flor. Suec. n.* 340.

h) *Oryza sativa, Linn.* l. c. p. 475. *Dietr.* l. c. p. 410.

i) oder Durrah. *Milium arundinaceum semine plano & albo Bauh. theatr. Bot.* p. 514. Eine Gattung des Finneischen Holcus. S. Liebhurs Beschreibung von Arabien. Cf. oben S. 145 not. y.

k) *Holcus bicolor Linn.* Mantiss. II. p. 301.

l) *Panicum Indicum, spicâ longissimâ. Bauh. Theatr. Bot.* p. 523. Ebenfalls ein Holcus *Linn.*

Karakan oder das Korakanische Ramingras m), welches in Zeylon; die unterschiedene Arten Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, die besonders in Europa; das Welschkorn n) das vorzüglich in Nordamerika als Materialien zur Bereitung des Brodes und ähnlicher Mehlspeisen gebraucht wird.

Hierzu kommen auch noch eine Menge anderer Gesäme, Obstfrüchte, Köhle und Wurzelwerk, die ebenfalls bald roh, bald verschiedentlich zubereitet, zur Abwechslung mit gegessen werden. Im äußersten Norden vertritt die Stelle derselben ein Moos, das Siallagras der Isländer oder Isländische Flechte o), und einige Arten Tang, vornämlich der Zuckertang oder das Zuckersüße Meergras p).

Mit diesen und mehreren Abwechslungen der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche war der veränderliche Geschmak der Menschen lange noch nicht befriedigt. Er hat sich auch eine Menge Nahrungsmittel aus dem Thierreich erwählt. Die meisten davon sind aus der Klasse der Säugethiere, von welchen die Krautfressenden, vorzüglich die Wiederkäuen.

m) *Cynosurus coracanthus* Linn. l. c. p. 106. Gramen dactylon aegyptiacum C. B. Pin. 7. Theatr. p. 110. Onom. Bot. III. p. 456.

n) *Zea Mays* Linn. s. oben S. 145 nota γ.

o) *Lichen Islandicus* Linn. Sp. Pl. II. p. 1611 n. 29. α. β. Allg. Hist. der Reisen XIX B. p. 16. Dietr. l. c. p. 1272.

p) *Fucus saccharinus* Linn. l. c. p. 1630. Cf. Kränzengrönland I Th. S. 90. Dietr. l. c. p. 1289.

Käuenden q), nebst dem Schwein und Hasen, am häufigsten gegessen werden; seltner die andern Thiere von der Verwandtschaft des letztern r), imgleichen der Elefant, welcher den Mohren oder Negern, den Einwohnern in Kongo, den Hottentotten *ic.* s); das Pferd, welches dem Tartar, den Mohren, Arabern, Chinesern, Lappländern, Patagoniern *ic.* t); das Geschlecht der Robben und Wallroße, die sämmtlich den Völkern am Eismeer zur Nahrung dienen u).
Noch

q) *Pecora* Linn. Ed. XII. p. 90.

r) *Glires* Linn. p. 76.

s) *S. Allg. Hist. der Reisen*, II Th. p. 100. IV. p. 126. Cf. *Dappers Afrika*, p. 550 552. *Gallens Thiere* p. 382. *Kolbens Vorgebirge der guten Hoffnung*, 4to p. 321 VIII. *Mannigf.* III B. p. 540.

t) *S. Allg. Hist. der Reisen*, VII Th. p. 255 275. *De LaPorte Reisen eines Franzosen*, VII Th. p. 144. 145. *Stuttg. Phys. ökon. Ausz.* III B. p. 236. *Mannigf.* II Jahrg. p. 510. *Gmelin in den Gött. Reisen* Tom. V. p. 126 und 469 — 472. *Sloane* Intr. in *Hist. Nat. Jamaic.* p. 20. *Dappers Afrika* p. 307. 308. 458. 459. *Andersons und Iversens Reise*, p. 113. *Taverniers Reisen*, p. 147 Tom. III. p. 79. *Du Val Weltbeschr.* P. II. p. 393. *Högströms Lappl.* *Stockh.* 1748, p. 150 — 162. *Voy. à la mer du Sud.* p. 295.

u) *S. Allg. Hist. der Reisen*, XX Th. p. 290 — 291. Cf. *Vallm. de Bom. Dict. d'Hist. Nat.* Tom. V. p. 544. *Mannigfalt.* II Jahrg. p. 577. *Kolbens Vorgebirge* *ic.* 4to p. 330. n. XVIII. *J. Lobo Voy. en Abissinie* P. I. p. 139. *Dappers Afrika*, p. 124.

Noch weniger beliebt sind die Raubthiere. Doch pflügen der Bär z. B. unter den Lappländern, Chinesern u. a. m. x); der Hund, bey den Tungusen, Mohren u. a. m. y); der Hund und Katze bey den Negern an der Goldküste auf Jamaika z. z), so gar in Frankreich a), der Löwe, Leopard und Tiger am Vorgebirge der guten Hoffnung b) und sonst in Afrika, keine seltne Kost zu seyn. Am wenigsten scheinen die den Menschen ähnlichen Affen essbar, ob sie gleich ebenfalls ihre Liebhaber gefunden haben c). Sollte man

x) S. Högström om Lapm. p. 209. Deutsch 1748. p. 150 &c. Allg. Hist. der Reisen, Tom. XVII. p. 324. Tom. XIX. p. 290. Gmelin in den Gött. Reisen, Tom. V. p. 126. 127. Trampfers Wallfischfang. Leipz. 1771. 8. p. 63. Neuhofs China, p. 348.

y) S. Le Bru Voyage, Tom. I. p. 118. 119. Shaws Reisen, p. m. 611. Berl. Samml. I. B. 5. St. p. 548. Physik. ökon. Ausz. III. B. p. 236. Vallm. de Bom. Diet. Tom. III. p. 136. Bosmanns Reise p. 287. Gallens Thiere p. 491. Reise in das Südmeer, Nürnberg. 1772. p. 166. 170. 177. 184.

z) S. Allg. Hist. der Reisen, IV. Th. p. 126. Hamb. Magaz. X. B. p. 551. Bosmanns Reise, p. 282.

a) S. Physik. ökon. Ausz. III. B. p. 235.

b) S. Keltbe I. c. p. 317. Reise in das Südmeer, p. 170. Vallm. de Bom. I. c. Tom. VIII. p. 202. Piss de Indiae utriusque re nat. p. 103. Shaws Reise, p. 153. Dappers Mesopot. p. 151.

c) S. Allg. Hist. der Reisen, II. Th. p. 363. Cf. Vallm. de Bom. I. c. Tom. X. p. 532. Neue Mannigf. I. p. 537. Geoffr. Mat. med. Tom. VIII. p. 252.

Büff. allgem. Naturhist. VI. B. II

man aber wohl glauben, daß es auch Barbaren gäbe, die sich mit Fleisch, von ihrer eignen Gattung sättigen? So sehr man geneigt war, dieses in Zweifel zu ziehen, so gewiß läßt sich doch behaupten, daß unterschiedene Wilden in Amerika z. B. die Neuseeländer, Neuholländer 2c. wirkliche Menschenfresser (*Anthropophagi*) sind d). Alles was man zu ihrer Entschuldigung sagen könnte, ist, daß bey ihnen das Menschenfleisch nicht sowohl als ein ordentlich Nahrungsmittel, sondern als eine Ceremonienspeise betrachtet zu werden scheint e).

d) Von Menschenfressern überhaupt lese man die *physikalisch-oeconom. Ausz.* III B. p. 235. *Samb. Journ.* II B. p. 103. *Joes Reisen* p. 114. *Allg. Syst. der Reisen* Tom. XII p. 25. 27. Tom. XIV. p. 236. Tom. XV. p. 139. 282. Tom. XVI. p. 252. 293. 298 und 648. *Dappers Afrika*, S. 538. 539. 572. *Olearii Reisen*, p. 80. *Rich. Blome* [Engl. Amerika p. 292 293. *Adam Brands Chinesische Reise*, Berl. 1712, 8vo. p. 66. *Chr. Detl. Rhode Cimbrisch-Hollsteinische Antiquitäten*. Hamb. 1720, 4to. p. 2, 15, 16. *Garcilasso de la Vega Hist. de Yncas*, Tom. I, p. 45 46 und p. 51. 52. 414. *Diodori Siculi* L. III, Cap. 8, 9, 15—34.

e) Es giebt noch eine Menge vierfüßiger Thierarten, welche von einigen Völkern, zuweilen aus besonderem Appetit, bisweilen aus Mangel anderer Nahrungsmittel oder im Nothfall, verzehret werden, als:

1) Der *Aguti* oder das *Serkellkaninchen*, s. mein *Naturlexikon*, I B. Berl. 1774, p. 657.

2) Der *Almeisenfresser*, s. *Neue Mannigf.* I Jahr. S. 220. *Kolbens Vorgebirge* 2c. 4to. p. 337.

3) Die

- 3) Die Armadillen oder Schildverken, Kürasier-
schweine, f. Mannigf. III Jahr. p. 634. Reise
in das Südmeer, p. 164. Allg. Hist. der Rei-
sen, XII Th. p. 85.
- 4) Bieber, f. Allg. Hist. der Reisen, XVII Th. p.
225, 324. Elsholtz Diaetet. p. 122.
- 5) Der Dachs, f. neue Mannigf. I Jahrg. p. 259.
- 6) Das Eichhörnchen, f. Sloan. Introd in Hist. nat.
Jam. p. 24, 25. Allg. Hist. der Reisen, XIX
Th. p. 290.
- 7) Der Esel. In Italien wird ihr Fleisch in Cerve-
latwürsten geessen, f. Stuttg. phys. ökon. Ausg.
III B. 235, auch in China stark und häufig ver-
zehret, f. Osberts Reisen, p. 546. Cf. Reise in
das Südmeer, p. 190. Cours d'Hist. Nat. Tom.
I, p. 447. 448. Der Arzt, I Ausg. I, 238 V.
212. Mannigf. II Jahrg. p. 510. Dappers
Asia, p. 238. Neuhofs China, p. 274, 275.
Andersons und Iversens Reise, p. 113.
- 8) Die Fledermäuse, f. Thevenots Reise, P. III,
p. 138. Allg. Hist. der Reisen, II Th. p. 398.
XI Th. p. 404. XII. 413. Seydts Schauplatz ic.
p. 78. Clusii Exot. p. 95. 96. Dappers Re-
sopotam. Babylon ic. p. 97. Ejusd. Afrika p. 389.
Ejusd. China p. 143. Taverniers Reisen ic. T.
III, p. 65.
- 9) Die Füchse, f. Olearii Reise nach Moskau und
Persien, p. 86. Gmelin in den Götting. Reisen,
V Th. p. 126. 127. Söggströms Beschr. von
Lappland, Leipz. 1748. p. 150—162.
- 10) Der Igel, f. Adans. Reise nach Senegal.
Brandenb. 1773, p. 247.
- 11) Der

- 11) Der Kameel, s. Mannifalt. II Jahrg. p. 586.
Dappers Afrika p. 15, 295, 307. Ejusd. Mesopotam. und Arabien, p. 415. Allg. Welthist. XVI Th. p. 407, § 379.
- 12) Die Kaninchen, sind ein Leckerbissen in England, s. Physik. ökon. Ausz. III Th. p. 235, werden auch in Deutschland häufig verzehret.
- 13) Der Luchs, allg. Hist. der Reisen, XVII Th. p. 229.
- 14) Die Mäuse, Ratten etc. s. Physik. ökon. Ausz. III. B. p. 236. Abh. der Schwed. Acad. II Th. p. 81. Mannigf. II J. p. 510. Beckm. Bibl. I, p. 187. Gmelin in den Götting. Reisen, V Th. p. 469 etc. Allg. Hist. der Reisen, XIII Th. p. 463. XIX Th. p. 290. Zuchelli Mission nach Kongo, p. 287.
- 15) Der Maulwurf, welchen die Araber zu essen pflegen, s. Berl. Samml. IV B. p. 548.
- 16) Das Murrelthier, S. Mannigf. I J. p. 624. Gmelin in den Götting. Reisen, V B. p. 469-72.
- 17) Das Muskuethier oder Bisamthier. Allg. Hist. der Reisen, VI B. p. 547, 548. (s. Mannigf. II J. p. 510. Vom Genuß der Muskrathiere.
- 18) Das Nasenhorn, s. Kolbens Vorgebirge der guten Hoffnung, 4to p. 323.
- 19) Die Ratten, s. Mäuse n. 14.
- 20) Das Rennthier, s. Högströms Lappl 1748, p. 129. Physik. ökon. Ausz. III B. p. 236. Kolbe l. c. p. 334 n. XI. Leems Besch. der Finn-

Vom Geflügel ist vorzüglich die Familie der Hühner f); die Krähenartigen aber g) und Raubvögel h) sind bloß denen eßbar, welche sich überhaupt in Ansehung der Raubthiere nicht ekel beweisen i).

U 3

Die

Finnlappen, p. 56. De la Porte Reisen, VII Th p 105. Olearii Moss. und Persien, p. 68.

21) Seebären: Hunde: Rüh: oder Löwen, s. Mannigf. II J. p. 510. Stellers Meerthiere p. 107-152. Dappers Afrika p. 496. Banks's Naturg. von Guiana, p. 113. Adans. Reise nach Senegal, Brandenb. 73, p. 213.

22) Die Seeotter, s. Stellers Meerthiere, p. 185-199.

23) Der Vielfraß, s. Allg. Zist. der Reisen, XIX B. p. 304.

24) Der Wolf, Gmelin in den Gött. Reisen, V Th. p. 126.

f) Gallinæ Linn. S. N. XII. p. 267.

g) Picæ. Linn. l. c. p. 139.

h) Accipitres. Ib. p. 121.

i) Judeßen werden von manchen Völkern auch die meisten Arten großer und Raubvögel mit gutem Appetit verzehret. Als 1) die Adler, s. Allgem. Zist. der Reisen, XIX B. p. 290. 2) Die Falken, s. Tournefort Voyage, Lettre VI, p. 93. 3) Die Geyer, s. Allg. Geschichte der Reif. l. c. 4) Die Kraniche, s. Ebend. 5) Reiher, s. Ebend. 6) Störche, s. Debes Hist. der Inseln Faroe. Kopenh. 1757, 8vo. p. 238-242. und Allg. Z. d. R. l. cit. 7) Die Straußen u. s. w.

G.

Die Fische und Amphibien werden, einige wenige von der giftigen Art ausgenommen, fast ohne Unterschied zur Speise gebraucht. Jene sind fast die einzige Nahrung einiger Völker, als der Neuholländer k), der Neger an der Goldküste l), der Einwohner der Westinseln bey Schottland m), der Lappländer n) und Inseländer o). Von diesen speisen die Ausländer 1) die Eideren, besonders die so genannten Kammeideren, Iguana p), 2) Fischottern q), 3) Frösche

S. Dappers Afrika p. 307. 308. Allg. Welthist. Tom. XVI. p. 293 — 298, §. 239.

k) S. Allg. Hist. der Reisen, XII Th. S. 429.

l) S. Ebend. IV Th. S. 127.

m) S. Martin. West. Isl. p. 373.

n) S. Linn. Flora Lappon. p. 269.

o) S. Allg. Hist. der Reisen, XIX Th. p. 45. An der Küste des Eismeeres werden die gefrorenen unangestaut verzehret, s. Physik. ökon. Ausz. III B. p. 237. Die Jakuten essen sogar verfaulte Fische und pflegen dies ekle Gericht Argiß zu nennen. Ebend. Cf. Sr. v. Groeben Guineische Reise p. 13, hinter seiner Oriental. Reise. Marienwerder 1694 4to.

p) S. Mannigf. II J. p. 510. Stuttg. phys. ökon. Ausz. III B. p. 236. ingl. Vol. X, p. 307. Vall. de Bom. Dict. d'Hist. Nat. Vol. III. p. 383. Sloane Intr. in Hist. Nat. Jam. p. 25. Dappers Afrika p. 23. Ebend. Mesopotam. ic. p. 350. Hieron. Benzonis novæ novi Orbis Historiæ. Vignon, 1600, 8vo. p. 212, 213, 216. Lerii Navigatio in Brasil. p. 118.

q) S. oben n. 22. nota.

sche r), Kröten s), Krokodile und ihre Eier t), Schildkröten und ihre Eier u), die Schlammgen, welche besonders bey den Arabern, Mohren, Marjiern u. s. w. beliebt sind x) und andere mehr.

U 4

Von

r) Diese werden in Frankreich am häufigsten, und unter andern auch die großen martinikischen Frösche, gespeiset, s. *Phys. ökon. Ausz.* III B. p. 235 236. De La Porte Reisen IX B. p. 265. *Elsholtz Dietet.* p. 124.

s) Diese verzehret man besonders in Siam und Surinam. *S. Phys. ökon. Ausz.* III B. p. 236. *Lerii Navig.* in Brasil. p. 118. Von der Surinamischen Pipa sagt *Laurentius* in *specim. Reptilium.* Viennæ 1768, 8vo. p. 25. *Caro nigris Americanis in deliciis est.*

t) *S. Mannigf.* II J. p. 581, nota k, *Adansons* Reise nach Senegal. *Brandenb.* 1773. p. 218. 221. *Seydts* Schaupl. von Afrika und Ostindien, p. 78. *Dappers* Afrika p. 122. *Oexmelin* Hist. des Aventuriers p. 101. *Hieron. Benzonis* nov. orbis Historiæ, p. 212 &c.

u) Die Liebhaber des Schildkrötenfleisches werden *Chelonophagi*, *Mangeurs de Tortues* genennet. *S. Mannigf.* III J. p. 357 und 383. *Vall. de Bomare* Dict. d'Hist. Nat. Tom. XI. p. 395. *Elsholtz.* Diaet. p. 123. *Osbeck's* Reisen, p. 374, 375, 383, 391. Allg. Zist. der Reisen, III B. p. 348. XII Th. p. 162. XVII Th. p. 235. *Sloane* Intr. in Hist. Nat. Jam. p. 18. *Bellon.* Obs. p. 67. *Oexmelin* Hist. des Avant, p. 86 &c. *Barchewitz* Ostind. Reise p. 150.

x) *S. Phys. öf. Ausz.* III B. p. 236. *Berl. Samml.* IV B. p. 157. *Vallm. de Bomare* l. c. Tom. II, p. 347

Von Insekten werden zwar nur wenige Arten gegessen; es finden sich aber doch unter den minder ekelhaften Völkern auch Liebhaber, die sich am Genuß der Ameisen y), der Bienen z), der Glöbe a), der

Zeuschre-
Tom. X. p. 477. Beckmanns Naturgesch. p. 63. Martini Naturlexikon, I. Band, p. 489. Mannigf. II Jahrg. p. 624. not. a und 510. Adansons Reise nach Senegal, Brandenb. p. 104.

y) In Neuspanien gehören sie unter die Leckerbissen, s. Jo. Laërt Nov. orbis l. VII. c. 8. Im Mexikanischen pflegen die Einwohner eine Gattung großer Ameisen öffentlich auf dem Markt einzukaufen und zu essen, s. Aug. Hist. der Reisen, XIII Th. p. 678. Die ersten Spanier fanden in Neu-Granada in Südamerika viele Völker, die sich von großen Ameisen ernährten. Eb. nd. XVI T. p. 391. In Brasilien giebt es unter andern eine große Art von Ameisen, welche sie *Tamaioura* nennen. Sie sind so groß, als das Glied eines Fingers. Man pflegt sie daher auszunehmen, und geröstet für eine gute Speise zu halten, s. Piso de India utriusque re nat. p. 291. Cf. Vallm. de Bomare l. c. Tom. IV, p. 555.

z) Unter die Bienensreßer gehören die Einwohner in Zeylon, s. Knor Beschr. von Zeylon p. 25. Ingleichen die Indianer in Guiana, s. Bankrofts Guiana p. 142.

a) Die Liebhaber dieser Insekten werden *Pirrophagi* genennet und finden sich besonders in Guiana, s. Dappers Afrika p. 396. Vall. de Bomare l. c. Tom. I. p. 128.

Heuschrecken b), der Läuse c), Palmbaum-
würmer d), Raupen e), Saguholzwür-
mer

II 5

mer

b) Von den Heuschreckenfressern (Acridophagi) lese man
Kathlefs *Acridotheologie* II Th. p. 277. Lefers
Insectotheol. p. 336 und 350 not. r. *Kundmanni* *Rar.*
nat. & art. p. 1059. *De La Porte* *Reisen*, IV Th.
p. 219. *Abh. der Schwed. Akad.* XIV. Th. p. 81.
Gesellsch. Erzähl. II Th. p. 199. *Adansons* *Reise.*
Brandenb. p. 130. *Vallm. de Bomare* I. c. Tom. X.
p. 303. *D. Zückert* *Mat. aliment.* p. 273. *Shaws*
Reise, p. 165. *Sässelquists* *Reise*, p. 227 und 455.
Allg. Hist. der Reisen, I B. p. 120. XII. 422. *Sloa-*
ne *Intr. in Hist. Nat. Jam.* p. 26. 29. *Ejnsd.* *Natu-*
ral History of Jam. Vol. II. p. 207. *Ludolf* in *Ap-*
pend. ad Hist. aethiop. *Kämpf* *Amen. Exot.* p. 746.
J. Lobo *Voy. en Abissinie* P. I. p. 108. *Tavernier*
Orient. Reisen, *Münch.* 1681 fol. p. 67. *Zuchelli*
Mission nach Kongo, p. 287. *Allg. Welthist.* XVI
B. S. 239. *Nachr. von Kalifornien* p. 117.

c) Die Läusefresser heißen *Phthyrophagi* und werden größ-
tentheils nur unter den Hottentotten gefunden, wel-
che sich damit festlich beköstigen. Man pflegt auch eine
Art von Seeläusen unter dem Namen *Fotok* daselbst
zu genießen. *S. Vallm. de Bomare* I. c. Tom. IX p.
293 und 299. *Kolbens* *Vorgebirge der guten Hoffn.*
p. 134. XVI. Kap. S. III. *Phys. ökon. Ausz.* III
B. p. 236. *Reise nach dem Südmeer*, p. 217, 218.
Cf. *Meister im Oriental. Gärt.* p. 253.

d) *Curculio Palmarum* *Linn.* S. N. XII. p. 606. *Sub-*
zers *Insect.* Tab. III, f. 20. *S. Berl. Samml.* V.
B. p. 427. *Bankrofts* *Guiana*, p. 148.

e) *S. Rumphii* *herbar. Amboin.* Tom. III, p. 201

mer f), Seidenwürmer g), Spinnen h), Wespen i), Würmer k) u. s. w. zu sättigen pflegen.

In der Klasse der Schalenthiere, als Schnecken, Muscheln, Krebse, Meerigel, dürsten sich nur wenig Arten finden, deren Bewohner nicht entweder als Leckerbissen, wie die Auster, Kieler Miesmuscheln, Weinbergsschnecken, oder im Nothfall, genossen werden sollten. So gar zu den weichen Seewürmern (Mollusca), als zum Blaufisch l), Dintenfisch m), Seebeu-

tel

f) *Sagucampas Colli Saguarii*. leg. Allgem. Magaz. VIII B. p. 217.

g) *S. Struck Convivia antiqua* p. 176. Osbeck's Reise, p. 550. Dlos Toree's Reise nach Surata und China. Epj. 1772. p. 139.

h) Von den Spinnenfressern (Arachneophagi) lese man das *Journ. Encyclop.* 68, Tom. II. p. 128. 1769, T. VI. p. 286. *Gaz. Salut.* 68. No. 16. p. a. 127. *Encycl. æcon.* Tom. II. p. 147. *Commere. litt. Norimb.* 1734. p. 318, 1735. p. 23. *Kundm. rariora Nat. & Art.* p. 1064. *Der Arzt* 1. Ausg. III B. 221, IV 505. *Hannov. Mag.* 70. p. 526. *Derhams Physikotheol.* p. 399. *Leßers Insektotheol.* p. 335. lit. e.

i) Die Puppen der Wespen sind eine leckere Speise für die Einwohner in Karolina, s. Seeligmanns Vögel, IV Band. Vorrede, Bogen E. p. 1.

k) Davon werden allerley Arten geessen, s. *Leßers Insektothologie.* p. 336. not. d.

l) *Sepia*, s. *Belon. observ.* p. 46.

m) *Sepia Loligo*. *Linn.* s. *Ebend.*

tel n) u. a. m. pflegen sich hin und wieder lüsterne Liebhaber zu finden.

Alle diese thierische Speisen werden, theils nach vorgängiger Zurichtung, mittelst der Luft und des Feuers oder Rauches, theils roh o), auch wohl halb verfaulet p), mit und ohne Zukost aus dem Gewächsreiche, genossen.

Das

n) *Holothuria* Linn. *S. Kampf. Amoen. exot.* p. 487. Cf. *Bontius de Ind. or. hist.* p. 19. post *Pisonem de Ind. utriusque re nat.*

o) *S. Reise nach dem Südmeer*, S. 66, 175, 177. *Alvarez von Aethiopien*, p. 182. *Allg. Hist. der R.* XIV Th. p. 13. *Thevenots Reise*, 2 Buch, p. 332. 334. *J. Lobo Voy. de l'Abissinie* P. I, p. 90. *Dappers Afrika* p. 677. *Oexmelin Hist. des Avanturiers* p. 122. *Nich. Blome Engl. Amerika*, Leipz. 1697, 12mo p. 103 und 112. *Allgem. Welthist.* XVII Th. p. 208. §. 104.

p) *S. Müllers Linn. Naturf.* I B. p. 95. *Der Arzt* V B. p. 213. *Phys. ökon. Ausz.* III B. p. 236. *De La Porte Reisen*, VII Th. p. 4. *Allg. S. der Reis.* III Th. p. 193. XIV. 586. *Kranzens Hist. von Grönland* I Th. p. 189 — 192. *Egedens Grönland* 1763, 8vo p. 155, 155. *Andersf. Island* u. Hamb. 1746, 8vo p. 118 u. 250 — 252. *Debes Haroc* p. 238 — 242. *Blome l. c.* p. 292 293. *Ad. Brands Chines. Reise*, Berl. 1712, 8vo, p. 48. 49. Viele pflegen auch das Fleisch kranker Thiere zu genießen. *Smelin in den Götting. Reis.* V Th. p. 126, 127 und 469 — 472. *Dappers Afrika* p. 622. *Brand l. c.* p. 114.

Das Mineralreich liefert nicht so wohl Spei-
sen q), als vielmehr das Salz, zur Würzung der
Nahrungsmittel aus den andern Reichen. Doch
pflegen auch die Mohren in Afrika und Amerika eine
gewisse Art von Erde zu essen r).

Unter den flüssigen Getränken, sagt Herr Pro-
fessor Schreber, steht billig das süße Wasser oben
an, weil dessen Gebrauch am allgemeinsten ist. Auf
dieses

p. 114. Cf. Meisters Orient. Indian. Kunst- und
Lustgärtner, Dresd. 1692 4to p. 245. Zitat. und
Afrikanische Denkwürdigkeiten, Nürnberg 1676, 4to
p. 440.

Es giebt so gar Menschen, die kein Bedenken tragen,
das Fleisch vergifteter Thiere zu genießen. S. Man-
nigfalt. IV Jahrg. p. 248. Allg. Gift. der Reisen,
XVI Th. p. 35. Rumph. Herb. Amboin. Tom. II. p.
263 — 269. Allgem. Welthist. XVI. Th. p. 655,
S. 473. Die Hottentotten pflegen sogar alte Schu-
he, Riemenwerk und gebratene Schafshäute zu essen und
sind in ihrem Appetit unter allen Menschen am wenig-
sten von den Schweinen zu unterscheiden. S. Kolbens
Vorgebirge der guten Hoffn. I Th. p. 135. 139.
Dappers Afrika p. 622. Andersons Island ic. p.
250 — 252. Meister l. c. p. 245. Nicht minder
abscheulich ist der Appetit der Einwohner in Jakutz,
welche die frühzeitige und Nachgeburthen der Thiere
für Leckerbissen halten. S. Stuttg. Ausz. III Band
p. 236

q) S. von Hallers physiol. Tom. VI. p. 214.

r) S. Malouins Bäckerkunst, S. 97 u.

dieses folgt hernach die Milch, besonders der wässrige Theil derselben oder die Molken, welche bey den Isländern ein gewöhnliches Getränk auszumachen s). Hierzu kommt in den heißen Ländern der Palmen-saft t) und derjenige, welcher aus unterschiedenen Baumfrüchten durch das Ausdrücken erhalten wird. Die Gährung, in die er bald übergethet, hat ohnfehlbar der Kunst den Weg gezeigt, wie man mit Hülfe derselben den Vorrath von Getränken vermehren, oder aus Trauben und andern Obstfrüchten, aus dem Getreide und mehlichten Wurzeln u) Biere, aus beyden aber, wie auch aus den Stängeln gewisser Pflanzen x), und aus Milch y), abgezogene Geister oder auch wohl Lihige z) zum trinken zubereiten könne.

Alle

s) S. Allg. Zist. der Reisen, XIX. Th. S. 45.

t) Die Art, wie der Palmen-saft gesamlet wird, beschreiben *Rajus* in Hist. Plantar. Tom. II. p. 1358 und *Adanson* in seiner Senegal. Reise. Brandenb. 73, p. 158 — 163 u.

u) Als aus der *Kassave* in Surinam, Barbados und auf den Karäibischen Inseln, aus *Baraten* in Nordamerika; aus einer unbekannten Wurzel am Vorgebirge der guten Hoffnung. S. *La Caille* Journ. p. 133.

x) Wie das *Matteit* oder *Heracleum Sphondilium* *Lin.*: in Kamtschatka, Rußland, Pohlen u. *Gmelin* Flor. Sibiric. Tom. I. p. 214. Allg. Zist. der Reisen, XX B. p. 259.

y) Besonders aus Stutenmilch, wie bey den Tartaren und Kalmycken u. Allg. Zist. der Reisen, XIX Th. p. 378. *Pallas* Reisen u. I Th. p. 315 u.

z) Von dieser Art ist eigentlich der Quas der Russen, welcher aus Mehl und Wasser, (Allg. Zist. der Reis. XIX.

Alle diese Getränke werden bey den meisten Völkern gewöhnlich kalt; warm aber die Aufgüsse gewisser Kräuter, Wurzeln und Samen, als der Theeblätter in China und Japan, des Paraguay-Thees in Amerika, des Kiprei im Russischen Asien und des gerösteten Kaffe's in den Morgenländern *) genommen. Wie nothwendig das erste und letzte dieser Getränke sich auch in den übrigen Welttheilen, unter andern überflüssigen Bedürfnissen gemacht habe, darf hier nicht erst gezeigt werden. Andere zusammengesetztere Getränke übergehen wir gänzlich mit Stillschweigen **).

Schreiben

XIX B. p. 94) oder aus Heidel- und andern Beeren (*Gmelin Flor. Sibir. I 217*) durch die Gährung bereitet wird.

- *) *Thea bohea und viridis. Linn. Sp. Pl. p. 734 735.*
Thee, Grüner Thee. *Rhamnus theizans Linn. Mantiss. p. 207. Osbeck's Reise nach China, p. 302.*
Viburnum Cassinoides Linn. Sp. Plant. p. 384. Paraguaythee. Epilobium (quod Lyfimachia Chamænerion dicta latifolia C. B.) angustifolium. var. β. lb. p. 494. Kiprei, dessen Aufguss berauschend ist, s. Gmelin Flor. Sibir. I. p. 218. Allg. Hist. der Reisen, XX 260. Coffea Arabica Linn. I. c. p. 245 Kaffe.

- **) Was wir hier, um der nöthigen Kürze willen, von seltsamen und fremden Speisen und Getränken übergehen müssen, gedenken wir gelegentlich in den hiesigen Mannigfaltigkeiten umständlich zu beschreiben.

Schreiben

der Herren Deputirten und des Syndikus
der theologischen Fakultät in Paris
an den

Herrn von Buffon.

Einer unserer Kollegen hat uns angezeigt, Sie hätten sich, sogleich nach erhaltener Nachricht, daß Ihre Naturgeschichte sich mit unter den Werken befände, die nach Verordnung der theologischen Fakultät ausgewählt worden, um näher untersucht und beurtheilet zu werden, weil sie Grundsätze und Meynungen enthielten, welche mit den Religionslehren nicht völlig übereinstimmeten, gegen denselben erklärt, es wäre niemals in Ihren Sinn gekommen, von letztern abzuweichen; Sie wären daher geneigt, unserer Fakultät über jeden ihr in diesem Werk anstößigen Artikel die nöthigen Erklärungen zu geben. Wir können einen so christlichen Entschluß nicht genugsam loben. Um Ihnen aber die Ausführung desselben desto mehr zu erleichtern, schicken wir Ihnen hierbey den Auszug der Sätze, die uns dem Glauben unserer Kirche am allermeisten entgegen zu seyn schienen.

Wir haben die Ehre, mit vollkommener Hochachtung zu seyn

Hochzuehrender Herr,

Ihre

Im Fakultäts Hause
den 15ten Januar 1751.

gehorsamsten Diener
Deputirte und Syndikus
der theologischen Fakultät zu Paris.

Sätze

S ä ß e
 aus der
von Buffonschen Geschichte der Natur
 welche
 der Pariser theologischen Fakultät
 anstößig vorgekommen sind:

I.

Bloß das in dem ungeheuer großen Weltmeer versammlete Wasser war vermögend, durch die unaufhörliche Bewegung der Ebbe und Fluth, Berge, Thäler und andere Unebenheiten der Erdfugel hervorzubringen. — Die Regengüsse reissen allmählig ein, was das Meer zusammengehäuft hatte. Sie machen die Spitzen der Berge immer niedriger, — bis — und unserm bewohnten Erdreich völlig ähnlich sind. S. 1 Band. S. 176.

II.

Sollte man sich nicht mit einem grossen Schein der Wahrheit vorstellen können, — bis — davon losgerissen worden wären? Ebend. S. 188.

III.

Vor allen Dingen wollen wir also sehen, was daraus entstehen könnte, daß die Planeten und besonders die Erde, diese stossende Bewegung erhielten? Und in welchem Zustande sie sich nach der Absonderung von dem Sonnenkörper befunden? S. Ebend. S. 200.

IV.

IV.

Die Sonne wird, wahrscheinlicher weise, aus Mangel brennbarer Materie verlöschen 2c — — Auf solche Art befanden sich also die Erde und Planeten, da sie aus der Sonne kamen, in einem entzündeten und durchaus geschmolzenen Zustand. Ebend. S. 207. 208.

V.

Das Wort Wahrheit veranlaßt nur einen zweideutigen Begriff — wenn man die Erklärung selbst im allgemeinen und ungemessenen Verstande nimmt, so pflegt sie blos einen abgezogenen Begriff auszumachen, der nur allein durch eine Muthmaßung entstanden. S. Ebend. S. 87.

VI.

Man hat unterschiedene Arten von Wahrheiten. Den mathematischen pflegt man die erste Stelle einzuräumen. Indessen werden diese blos aus Erklärungen gezogen, die aus angenommenen einfachen, aber abstrakten Sätzen bestehen. Alle dergleichen Wahrheiten sind Folgerungen, die aus diesen Erklärungen zusammengesetzt und abgezogen worden. Ebend.

VII.

Wie zweideutig und zusammengesetzt ist nicht also die Bedeutung des Wortes Wahrheit? War es wohl möglich, eine allgemeine Erklärung derselben zu geben? Müste man nicht vielmehr, wie wir oben gethan haben, die mancherley Arten der Wahrheit genau unterscheiden, um sich davon einen richtigen Begriff zu bilden? S. Ebend. S. 90.

VIII.

Von den übrigen Ordnungen der Wahrheit will ich hier gar nichts erwähnen. Die sittlichen z. B. welche theils unumstößlich, theils willkürlich sind, würden schon allein eine weitläufige Untersuchung erfordern. — Weil sie bloße Wahrscheinlichkeiten, worüber man sich unter einander vereinigt, zum Gegenstand und zur Absicht haben. Ebend.

IX.

Die zween vornehmsten Gesichtspunkte also, nach welchen man die Wahrheit betrachten muß, sind die mathematische Ueberzeugung, und physikalische Gewißheit. Sie wird bloß Glaubwürdigkeit oder Wahrscheinlichkeit, so bald sie sich von der einen oder der andern entfernt. Ebend.

X.

Ueber das wirkliche Daseyn unserer Seele, können wir gar keinen Zweifel hegen, weil dieses Daseyn und Wir nur Ein zusammen gehöriges Wesen ausmachen. S. V Band S. 8.

XI.

Das Daseyn unsers Körpers und anderer äußern Gegenstände kann allenfalls jedermann in Zweifel ziehen, der ohne Vorurtheil darüber zu denken vermag; denn was ist jene Ausdehnung nach der Länge, Breite und Tiefe, die wir unsern Körper nennen, und welche uns so unmittelbar anzugehen scheint, wohl anders, als ein bloßes Verhältniß unserer Sinnen? Ebend. S. 8. und Not. I.

XII.

XII.

Glauben können wir es wohl, daß etwas außer uns vorhanden seyn müsse; wodurch soll man sich aber völlig davon überzeugen? Von der Wirklichkeit alles dessen hingegen, was in uns ist, haben wir vollkommene Gewißheit. Das Daseyn unserer Seele hat also seine Richtigkeit; am Daseyn unsers Körpers aber könnte man leicht noch zweifeln, so bald man auf den Einfall käme zu denken, die Materie könne ja wohl auch nur eine zufällige Beschaffenheit unserer Seele, oder eine ihr eigne Art zu seyn, seyn. S. Ebend. S. 12 und Not. 5. 6.

XIII.

Denn unsere Seele sieht auf eine andere Art im Wachen, und wieder auf eine andere im Schlafen; auf eine noch verschiedenere Art wird sie nach dem Tode sehen. Die Materie überhaupt und alles, was jetzt in unserer Seele Empfindungen hervor bringt, wird alsdann vielleicht für sie nichts wirklicheres, als unser eigener Körper, dieser aber wird für uns gar nichts mehr seyn. S. Ebend. bis S. 13. und Nota 7.

XIV.

Da unsere Seele in ihrer Substanz unveränderlich, und, nach ihrem Wesen, unfähig ist zu leiden, so ist sie an sich immer dieselbe. S. Ebend. S. 6.

Des Herrn von Büsson
A n t w o r t
 an die
 Herrn Deputirten und Syndikus
 der theologischen Fakultät in Paris.

Meine Herren!

So wohl das Schreiben, womit Sie mich beehren, als die aus meinem Werk ausgezeichnete, verdächtig scheinende Sätze, habe ich richtig erhalten. Ich bin Ihnen für die Gelegenheit sehr verpflichtet, welche Sie mir verschaffet, sie auf eine solche Art erklären zu können, die wegen der Rechtschaffenheit meiner Gestimmungen keinen Zweifel und keine Bedenklichkeit mehr übrig läßt. Wenn Sie es verlangen, meine Herren, so bin ich mit Freuden erbötig, in nächsten heraus zu gebenden Bände meines Werkes die Erklärungen, welche ich hierbey zu übersenden die Ehre habe, öffentlich bekannt zu machen. Ich bin mit Hochachtung

Meine Herrn

Dero

Den 1-ten März
 1751.

gehorsamster Diener
 Büsson.

Ich

Ich erkläre hiermit:

- 1) Daß es mir niemals in den Sinn gekommen, dem Texte der Heiligen Schrift zu widersprechen, daß ich alles, was daselbst von der Schöpfung, so wohl in Absicht auf die Ordnung der Zeiten, als auf die Umstände der Begebenheiten selbst, erzählt ist, zuversichtlich glaube und gern alles fahren lasse, was ich in meinem Buche der Bildung der Erde oder überhaupt der Mosaischen Geschichte zuwiderlaufendes gesagt haben mögte. Meinen angenommenen Satz von Bildung der Planeten erkläre ich für nichts anders, als für eine philosophische Voraussetzung.
- 2) Unter dem Ausdruck: das Wort Wahrheit erregt nur einen unbestimmten Begriff, habe ich nichts anders verstanden, als was in den Lehrschulen ein allgemeiner Begriff heisset, welcher für sich selbst keine Wirklichkeit hat und bloß in den Arten wirklich vorhanden ist. Es giebt also in der That Wahrheiten, die schon für sich selbst gewiß sind, wie dieses in folgendem Artikel gezeigt wird.
- 3) Ausser den gefolgerten oder vorausgesetzten Wahrheiten giebt es erste Grundsätze, die ohne Bedingung in allen Fällen wahr und gewiß sind, ohne daß dabey im geringsten etwas zum voraus gesetzt werden dürfte. Die Folgerungen, welche überzeugend aus diesen Wahrheiten fließen, sind keine willkürliche, sondern ewige und offenkundige Wahrheiten. Durch Wahrheiten die bloß auf Erklärungen beruhen, habe ich

keine andere, als bloß die mathematischen verstanden.

- 4) In unterschiedenen Wissenschaften, besonders in der Metaphysik und Moral, giebt es dergleichen überzeugende Grundsätze und Folgerungen. Dahin gehören in der Metaphysik besonders das Daseyn Gottes und seine vornehmsten Eigenschaften, das Daseyn, das geistige Wesen und die Unsterblichkeit unserer Seele; in der Sittenlehre, die Verbindlichkeit, Gott aufrichtig zu verehren, jedem, was man ihm schuldig ist, zu geben, folglich Diebstahl, Todschlag und andere von der Vernunft verdamnte Handlungen gänzlich zu verabscheuen,
- 5) Die Gegenstände unseres Glaubens halte ich für sehr gewiß, aber nicht für überzeugend. Gott, welcher sie offenbaret hat, und mich, nach dem Zeugniß meiner eigenen Vernunft, nicht hintergehen kann, ist mir ein sicherer Bürg für die Wahrheit und Zuverlässigkeit derselben. Für mich sind alle diese Gegenstände Wahrheiten vom ersten Range, sie mögen sich auf Glaubenslehren oder auf sittliche Vorschriften beziehen; Wahrheiten, von denen ich ausdrücklich versicherte, nicht reden zu wollen, weil sie auf meinen Gegenstand keine notwendige Beziehung hätten.
- 6) Den Gedanken, daß der Gegenstand und Endzweck der moralischen Wahrheiten aus lauter Wahrscheinlichkeiten und solchen Dingen bestände, worüber man unter einander einig geworden, habe ich nie
auf

auf wirkliche Wahrheiten, z. B. nie auf die Vorschriften der göttlichen Geseze, nie auf diejenigen Wahrheiten angewendet wissen wollen, die zum natürlichen Geseze gehören. Unter willkührlichen Wahrheiten der Sittenlehre verstehe ich nichts anders, als Geseze, die lediglich vom Willen der Menschen herrühren und in unterschiedenen Ländern, nach den mancherley Einrichtungen der unterschiedenen Staaten, sehr unter einander abwechseln.

7) Daß das Daseyn unserer Seele, und wir selbst Eins wären, ist in dem Verstande falsch, als wäre der Mensch bloß ein geistiges Wesen und bestünde nicht aus Leib und Seele zusammen. Das Daseyn unseres Körpers und anderer Sachen ausser uns, ist eine gewisse Wahrheit, weil es nicht nur der Glaube uns lehret *), sondern auch die Weisheit und Güte Gottes nicht verstaten zu denken, daß er die Menschen in einem beständigen und allgemeinen Irrthum habe sezen wollen. Aus diesem Grund ist auch diese Ausdehnung in der Länge, Breite und Tiefe, die wir unsern Körper nennen, mehr als eine bloße Vorstellung unserer Sinne.

8) Wir sind also versichert, es müsse sich auch ausser uns noch etwas befinden, und unser Glaube an die geoffenbarten Wahrheiten scheint allerdings viele Gegenstände ausser uns voraussetzen und in sich zu schlüssen. Es ist nicht glaub-

E 4

lich,

*) Ich sollte denken, daß es uns die Vernunft und so gar die Empfindung eben so begreiflich machte.

lich, daß die Materie bloß eine Modification unserer Seele oder etwas Zufälliges in derselben sey; auch nicht in dem Verstande, daß unsre Empfindungen etwas Wirkliches, die Gegenstände aber, welche sie zu erregen schienen, nicht wirklich vorhanden wären.

- 9) Die Seele mag in ihrem Zustand nach dem Tode bis zum jüngsten Gericht sehen, wie sie will, so wird sie doch vom Daseyn der Körper, besonders ihres eigenen, gewiß überzeugt und der künftige Zustand ihres Körpers wird für sie, nach dem Zeugnisse der Schrift, allemal sehr wichtig seyn.
- 10) Durch den Ausdruck: die Seele kann, vermöge ihres Wesens, nicht leiden, habe ich nichts anders behaupten wollen, als daß die Seele, ihrer Natur nach, keiner äußern Eindrücke, die sie zerstören könnten, fähig ist. Ich habe nicht geglaubt, sie könne durch die Allmacht Gottes nicht schmerzhaften Empfindungen unterworfen werden, die, nach der Lehre des Glaubens, im künftigen Leben die Strafe der Sünde und die Qual der Boshaften ausmachen sollen.

Den 12ten März 1751.

Unterzeichnet.

B u f f o n.

Zweytes

Zwentes Schreiben
der Herren Deputirten und des Syndikus
der theologischen Fakultät in Paris
 an den
Herrn von Buffon.

Hochzuehrender Herr!

Die Erklärungen, welche Sie uns wegen der Säge zugesandt haben, die wir in Ihrer Geschichte der Natur tadelnswürdig fanden, sind uns richtig eingehändigt worden. Nachdem wir solche in unserer besondern Versammlung gelesen, hernach aber der Fakultät bey ihrer allgemeinen Versammlung den 1ten April 1751 vorgeleget, hat solche die Fakultät sogleich vorlesen hören, und selbige, nach der Berathschlagung und dem Schlußse deßelbigen Tages, angenommen und gebilliget.

Zu gleicher Zeit, H. H. haben wir der Fakultät Nachricht von Ihrem Versprechen ertheilet, diese Erklärung, wenn es die Fakultät verlangte, Ihrer nächsten öffentlich erscheinenden Arbeit vordrucken zu lassen. Mit äußerstem Vergnügen hat sie diesen Vorschlag, in Hofnung einer zuverlässigen Ausführung, angenommen. Wir haben die Ehre mit Empfindungen der vollkommensten Hochachtung zu seyn,

Hochzuehrender Herr!

Ihre

Im Fakultäts Hause
 den 4ten May 1751.

gehorsamste Diener,
Deputirte und Syndikus
 der Pariser theologischen Fakultät.

Innhalt

Inhalt des VI^{ten} Bandes.

I.)	Von den unterschiedenen Arten im Geschlechte der Menschen.	p. 5 — 221.
II.)	Anhang.	— — 222.
III.)	Von der unterschiedenen Größe der Menschen.	— 230.
	a) Von Zwergen.	— 233.
	b) Von Riesenartigen Menschen.	238.
	c) Von unförmlich dicken und schweren Menschen.	255.
	d) Durch Kunst entstellte Menschen.	— — 257.
	e) Von verwilderten Menschen.	263.
IV.)	Vom Aufenthalt und von der Nahrung der Menschen.	— 297.
V.)	Schreiben der Deputirten und des Syndikus der Pariser theologischen Fakultät.	— — 319.
VI.)	Anstößige Stellen in der Naturgeschichte des Herrn von Buffon.	320.
VII.)	Des Herrn von Buffon Antwort und Vertheidigung.	— 324.
VIII.)	Zweytes Schreiben der theologischen Fakultät in Paris.	329.

Ankündigung

eines sehr nützlichen ökonomisch-juristischen Werkes
unter dem Titel:

OECONOMIA FORENSIS,

oder

Kurzer Inbegriff

derjenigen Landwirthschaftlichen Wahrheiten, welche allen
sowohl hohen, als niedrigen Gerichts-Personen zu
wissen nöthig.

Welches

in den Paulischen Buchhandlungen zu Berlin und
Stettin, auf Subskription soll gedruckt werden.

Hier ist der summarische Inhalt desselben:

Erster Band.

Erstes Hauptstück.

Allgemeine Begriffe von der Landwirthschaft, in so ferne sie
in die Rechtsgelahrtheit einen Einfluß hat.

Zweytes Hauptstück

Von den Landwirthschaftlichen Wahrheiten, die bey
Würdigung der Landgüther zu wissen nöthig.

Drittes Hauptstück.

Von den ökonomischen Einsichten, die bey den Gemein-
heiten, und deren Aufhebung erfordert werden.

Viertes Hauptstück.

In wie weit die Kenntniß der Landwirthschaft im Kauf
und Verkauf oder in Vertauschung der Landgüther, in Anse-
hung der daher entstehenden Rechtshandel, einen Einfluß hat.

Fünftes Hauptstück.

Von demjenigen, was bey Dirigirung der öffentlichen
Verpachtung der Landgüther, und Einsetzung der Pächter,
nach vernünftigen Wirthschaftssätzen, zu beobachten ist

Sechstes

Sechstes Hauptstück

Von dem Einfluß der landwirthschaftlichen Wahrheiten
bey rechtlicher Beurtheilung und Entscheidung der zwischen
Verpachtern und Pächtern vorkommenden Streitigkeiten.

Zweiter Band.

Siebendes Hauptstück

Eine Anweisung zu den landwirthschaftlichen Wahrheiten,
welche bey Bestimmung der Dienste und anderer
Schuldigkeiten der Unterthanen zum Grunde zu legen sind.

Achstes Hauptstück.

Landwirthschaftliche Grundsätze, welche bey Erbtheilungen
auf dem Lande, und insonderheit bey Abfindung der
Wittwen, Töchter und Schwestern aus den Lehnen zu beobachten
sind.

Neuntes Hauptstück.

Begriffe, welche bey Berechnung der Fructuum perceptorum & percipiendorum von der Landwirthschaft, zu
richtiger Beurtheilung der darüber entstehenden Streitigkeiten,
erfordert werden.

Zehntes Hauptstück.

Abhandlung desjenigen, was einem Richter bey Entscheidung
der liquidirten Meliorationen und Deteriorationen
aus der Landwirthschafts-Wissenschaft bekannt seyn muß.

Elfstes Hauptstück.

Grundsätze aus der Landwirthschaft, welche bey den
servitutibus prædiorum rusticorum beobachtet werden müssen.

Zwölftes Hauptstück.

Anleitung, in wie weit einem Richter, bey Untersuchung
und Entscheidung der Gränzstreitigkeiten, die Erfahrungen
in der Landwirthschaft zu statten kommen.

Dreizehntes Hauptstück.

Wie die Streitigkeiten, die bey den Pfändungen der
Nachbarn auf dem Lande vorkommen, nach vernünftigen Wirthschaftsregeln
behandelt werden müssen.

Vierzehntes Hauptstück.

Von den Landwirthschafts-Regeln, welche bey gerichtlichen
Auspfändungen und Sequestrationen der Landgüter
wahrzunehmen sind.

Aus

Aus dieser Anzeige des Inhaltes wird Jedermann sehr leicht von der Nützbarkeit eines in seiner Art ganz neuen Werkes eingenommen werden. Es ist aber nicht genug, dem Publikum anlockende Titel und Rubriken vorzulegen. Man fordert mit Recht auch einigen Beweis, ob der angezeigte Inhalt gründlich und gut ausgearbeitet worden? Diesen Beweis hoffe ich dadurch einleuchtend und überzeugend zu machen, wenn ich hiermit öffentlich anzeige, daß diese *Oeconomia Forensis*

- a) von einem vornehmen Herrn von Adel bearbeitet worden, der in der Jugend bey der Landwirthschaft aufgewachsen, in seinen reifern Jahren einer sehr hohen juristischen Charge vorgestanden, hernach aber seine Zufriedenheit auf seinen Gütern bey der Landwirthschaft selbst gesucht, und folglich in beyden Fächern die gründlichsten Erfahrungen gesammelt hat.
- b) Daß es der nämliche Herr Verfasser sey, welcher die Berliner Beyträge zur Landwirthschafts-Wissenschaft herausgiebt, wovon bereits 18 Stücke fertig und mit sehr vielem Beyfall aufgenommen worden sind, wovon auch die Fortsetzung ununterbrochen gedruckt wird. Wer aber die letztere Schrift besitzt und bedachtsam gelesen hat, wird keine weitere Empfehlung dieses neuen Buchs verlangen, weil man sich von den Arbeiten eines so richtig und schön denkenden Verfassers, der mit großen Kenntnissen so viel Erfahrungen verbindet, schon zum voraus einen sehr vortheilhaften Begriff machen muß. Ich finde daher nur noch nöthig anzuzeigen:
- 1) Daß dieses Werk, namentlich *Oeconomia Forensis*, das erste und einzige in seiner Art ist. Wir haben zwar schon viele Werke von der *Medicina und Mathesi forensi*, aber zuverlässig noch keinen Entwurf, geschweige denn ein brauchbares Werk von der *Oeconomia forensi*, welche auf die Vortheile und Aufklärung so vieler Bedenklichkeiten in der Staats- und Landwirthschaft so großen Einfluß hat, aufzuweisen.
- 2) Daß es in 2 Bände in groß Quarto, sauber gedruckt werden, jeder Theil aber 3 bis 3½ Alphabet enthalten soll.
- 3) Der

- 3) Der Erste Band wird auf Ostern 1775 und der Zweyte auf Ostern 1776 erscheinen.
- 4) Wer also auf erwähntes Buch subscribiret, bekömmt selbiges vollständig um 4 Rthlr. davon werden 2 Rthlr. bey dem Empfang des Ersten und auf gleiche Weise 2 Rthlr. bey Ueberlieferung des Zweyten Bandes bezahlet. Nach Endigung eines jeden Theils hört die Subscription auf, und wird alsdann kein Theil unter 3 Rthlr. verlassen. Diejenigen also, welche den Subscriptionstermin vernachlässigen, werden sich hernach gefallen lassen, für die beyden Theile 6 Rthlr. anstatt 4 Rthlr. zu bezahlen.
- 5) Alle Freunde und Gönner, welche sich bemühen, auf dieses so nützliche Werk Subskribenten zu sammeln, bekommen auf zehne das eilfte oder auf fünfse ein halbes Exemplar zu einer kleinen Schadloshaltung für ihre gütige Bemühungen.
- 6) Wird dieser Plan in den vornehmsten Buchhandlungen Deutschlands unentgeltlich ausgetheilt.
- 7) Da ich anstatt eines Pränumerationsentwurfes nur einen Subskriptionsplan bekannt mache, so wird jedermann, der sich unterschreibet, ergebenst gebethen, solches mit dem besten Vorsatze der Aufrichtigkeit zu thun, das Buch, wenn es fertig ist, gewiß zu nehmen; Denn da ich weiter dabey keine Absicht habe, wie Jedermann leicht einsehen wird, als lediglich zu wissen, wie hoch ich ohngefähr die Auflage machen kann, da den Subskribenten das Buch dadurch um den dritten Theil des Preises wohlfeiler, als außerdem geschehen könnte, geliefert wird; so schmeichle mir auch mit der sichern Hoffnung, es werde jeder meiner Gönner eben so billig und gerecht gegen mich, als ich hochachtungsvoll gegen Sie, zu denken belieben.

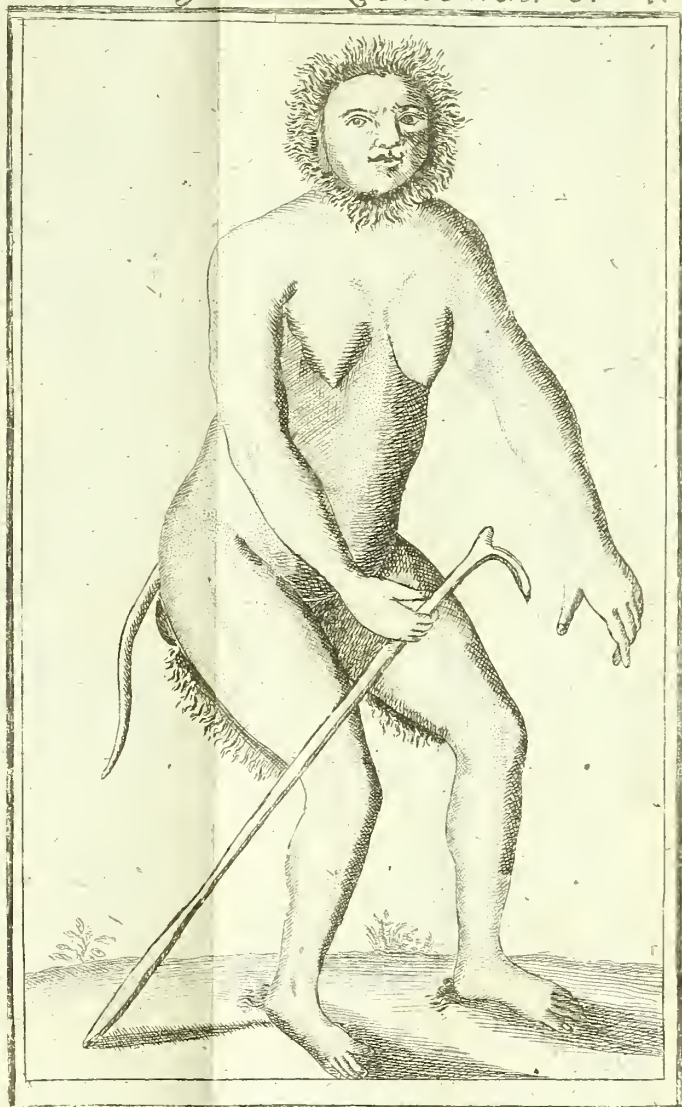
Berlin, den 26. Julii
1774.

Joachim Pauli,
Buchhändler.



Gerike Junior Sculp.

Holbe.





G. P. 58. 73. 74. 76. 80.
118. 169. 176. 243.

Banks.



B. Vergrößerte Borsten der Haut. Catesby.



Harriot.



Harlot.